Grimm's Mährchen.

GEORG HEUBEL

Mährchen

aus dem

Morgenlande

für die Jugend

von

A. L. Grimm.

Mit fünf farbigen Stahlſtichen

von

J. W. Sonderland.

Hamburg,
Verlag von Georg Heubel.
1843.

Gedruckt bei Blum und Vogel in Stuttgart.

Inhalt.

		Seite
Vorrede	. . . . .	VII
I.	Das Mährchen von Juſſuf, dem Kaufmann aus Baſſora .	1
II.	Das Mährchen von den beiden Talismanen . . .	89
III.	Das Mährchen von Jalaladdin aus Bagdad . . .	141
IV.	Das Mährchen von Haſchem aus Bagdad . . .	189

Vorrede.

Für Aeltern

„Die Blume der Arabeske steht da! Laß aufsteigen aus ihr schöne Gestalten!

„Keine Dichtung vermag, dem menschlichen Herzen so feine Dinge so fein zu sagen, als der Roman, und vor allen Romanen das Feenmährchen. In ihm ist die ganze Welt und ihre innere Werkstätte, das Menschenherz, ganz unser.

„Nur sei man selbst ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieser Zauberwelt ihre Geschäfte zu verwalten."

Seit der Verfasser dieser Jugendschrift mit einem ersten Versuche in dieser Dichtungsart an das Licht hervortrat, der von dem Publikum so freundlich aufgenommen worden, daß er, die Nachdrücke ungerechnet, drei Auflagen erlebte, hat sich die Welt in ihrer Art und Richtung so wesentlich umgestaltet, hat sie sich so ganz der Politik und praktischer Nützlichkeit zugewendet, ist so voller Maschinen und nebenbei voll Dampfs geworden, daß man mit der gleichen Gabe kaum mehr gleiche Aufnahme zu gewärtigen haben dürfte. Darum schien es dem Verfasser nothwendig, diesen jüngern Kindern seiner

Muse bei ihrem Austritte aus dem engen Familienkreise, dem sie bis jetzt angehörten, und bei dem Eintritt in diese umgestaltete Welt einen Empfehlungsbrief mitzugeben, der vielleicht bei Vielen doch noch einige Geltung haben dürfte.

Mögen die oben angeführten Aeusserungen des seligen von Herder über das Mährchen als ein solcher Empfehlungsbrief angesehen werden.

Jene wenigen treffenden Worte sprechen zugleich auch mein ganzes Glaubensbekenntniß über diese Dichtungsart aus. Denn auch ich sehe in dem Mährchen nicht ein bloßes nichtiges Spiel der Phantasie mit wunderlich zusammen gestellten Bildern, die plan- und ideenlos zu eitler Lust der Beschauer zusammen gehäuft wurden. Ich verlange, daß durch das ächte Mährchen für das gesunde Auge eine leitende Idee, als ein obgleich kaum bemerkbarer Ariadne-Faden, durch das Labyrinth seiner anmuthigen Irrgänge hindurchziehe, und daß selbst die einzeln darin aufstoßenden Bilder nur die lachenden und bunten Gewande ewiger Wahrheiten seien, die sie zwar umhüllen, aber doch die schön gerundeten Formen derselben durch flatternde Falten und schimmernde Farben hindurch erkennen oder doch ahnen lassen.

Demungeachtet muß sich das Mährchen aber im Ganzen und in seinen Theilen durch buntern Schmuck und freiere Bewegung ebenso weit von der Parabel, als von der Allegorie entfernt halten.

Auch religiös sei das Mährchen. Es walte in ihm eine ewige Gerechtigkeit, die das Gute belohnt, das Böse bestrafet, eine weise gütige Vorsehung, die alles trägt und lenket! Sei diese Gerechtigkeit, diese Vorsehung nun der Ausfluß der Eigenschaften des Herrschers im hohen Olymp, sei es das über der Genienwelt waltende unabwendbare Schicksal der Mahommedaner, sei es der dem Mähr-

chen eigenthümliche König der Geister, die durch tausend und aber tausend gute und böse Genien, Feen und Zauberer die Schicksale der Menschen lenken; man erkenne nur diese Lenkung, dieses Walten darin, so wird es das Herz des jugendlichen Lesers erheben und gute Eindrücke in ihm zurücklassen.

Ohne dieses höhere Walten, ohne dieses Heer von Genien und Geistern lassen sich wahrhafte Mährchen nicht dichten. Hat uns nicht Homer in seiner Odyssee ein wundervolles Mährchen hinterlassen? Aber er hat, als Genienwelt, die ganze Götterwelt seines Volkes darin verflochten, und diese dadurch nur noch weiter ausgebildet.

Wolltet Ihr aber läugnen, daß die Odyssee ein wahrhaftes Mährchen sei, so weise ich Euch hin zu den Mährchen, deren Mährcheneigenschaft Ihr doch wohl nicht läugnen werdet, zu den Mährchen der Tausend und eine Nacht. Klingen in den Reisen des Seemanns Sindbad nicht Erinnerungen an die Fahrten des Odysseus wieder? Freilich hat der letzte Erzähler dieser Reisen Homers unsterbliches Gedicht sicher nicht gekannt. Allein ein erster Erzähler kannte es gewiß. Bis es aber durch Volk zu Volk, und von Generation auf Generation, und von Munde zu Munde kam, und immer anders und anders erzählt, und zuletzt von einem unbestreitbar genialen Erzähler endlich als die Reisen Sindbads in jenen gesammelten Mährchenschatz niedergelegt wurde, da war es freilich ein anderes Mährchen geworden. Indessen erkennt das Ohr darin die bekannten Klänge wieder, wie Glocken der Heimath.

Aehnlich hat Ovid in seinen Metamorphosen seine Götterlehre benutzt. Auch Apulejus hat sein unnachahmlich schönes Mährchen von der Psyche mit der Götterlehre seines Volks und seiner Zeit durchflochten.

Sollen nun aber auch wir unser Christenthum mit der Mythologie

der Genien und Feen, die sich nach und nach in den Mährchen gebildet, vermengen, wenn wir neue Mährchen erzählen? — Ich gestehe, daß mir noch wenige solcher Versuche vorgekommen, die nicht meinem Gefühle widerstrebt, äußerst wenige, die ich gelungen nennen möchte, so genial auch manche ersonnen, so gefeiert die Namen der Dichter auch sein mochten, die sie erzählt.

Aus solchen Rücksichten wurde der Schauplatz, wo diese Mährchen sich bewegen, in das Morgenland verlegt. Die Phantasie spielt solche Geschichten ja ohnehin so gerne in große Entfernungen der Zeit und des Raumes hinaus, und dort ist überhaupt der glückliche Boden für solche üppig treibende und blühende Bäume.

Möchte diesen Mährchen das Glück widerfahren, aus solchen Gesichtspunkten betrachtet zu werden! Dann werden sie auch — ich wage dies zu hoffen! — von der heutigen Welt, doch nicht gar zu vornehm von oben herunter betrachtet oder gar mit Verachtung auf die Seite gestoßen werden, sondern man wird sie doch wohl in den Händen der Jugend dulden, da man sich ja sagen kann, daß in den bunten unnützen Schalen, doch eßbare Kerne stecken sollen.

Möchte aber dem Erzähler dieser Mährchen das Glück zu Theil werden, daß ein dem Verfasser des voranstehenden Empfehlungsbriefes befreundeter Geist, in ihm „den von der Fee begabten Glücklichen erkenne, der würdig ist, in dieser Zauberwelt ihre Geschäfte zu verwalten."

Weinheim, im Herbstmonate 1842.

A. L. G.

I.

Das Mährchen

von

Juſſuf, dem Kaufmann aus Balſora.

Die Geschichte von Jussuf aus Balsora.

I.

Vor vielen hundert Jahren, ungefähr um die Zeit, als der berühmte Kalif Harun Alraschid in Bagdad herrschte, lebte in der Stadt Balsora ein angesehener Kaufmann, der war Jussuf geheißen. Er hatte von seinem Vater ein ansehnliches Vermögen ererbt, und sein väterliches Haus ward zu den prächtigsten Palästen der Stadt gerechnet, wie es denn auch an einem der schönsten Plätze derselben gelegen war.

Nicht sowohl zur Besorgung der Geschäfte seines Haushaltes, als vielmehr zu seiner Unterstützung in seinen Handelsgeschäften mußte er eine große Menge von Sclaven und Sclavinnen halten; denn sein Geschäft war sehr ausgebreitet. Das größte Kaufgewölbe auf dem Bazar der Stadt gehörte ihm, und es war immer mit den kostbarsten Waaren gefüllt, die er entweder auf Meerschiffen oder auf dem Rücken seiner Kameele aus den entlegensten Theilen der Erde zusammenbringen ließ.

Man sah darin die köstlichsten Gaben der Natur neben den schönsten und reichsten Erzeugnissen der Kunst; die kostbarsten Gewebe und Stoffe, werthvolle Geräthe und Geschirre aus Silber und Gold, prachtvolle Geschmeide und Kleinodien, mit flimmernden Edelsteinen

aller Art verziert, waren unter und über einander aufgehäuft. Mehr aber, als diese Kostbarkeiten selbst, gefiel die anmuthige Anordnung und Verbindung, in welcher dies Alles zum Verkaufe ausgestellt war.

Es war darum nicht zu wundern, daß der Zulauf zu seinem Kaufgewölbe in einer so großen und so reichen Stadt sehr groß war. Denn es war schon einmal zur Gewohnheit geworden, sich nur an Jussuf zu wenden, wenn man irgend etwas kaufen wollte, was entweder wegen seines innern Werthes oder um der künstlichen Arbeit willen bei den wohlhabenden Bewohnern der Stadt zur Mode geworden war. Konnte man die gesuchte Sache auch auf andern Waarenlagern eben so gut und eben so schön finden, so ging man doch immer lieber zu Jussuf, wenn man sie bei ihm auch theurer bezahlen mußte. Denn man hatte nun einmal das Vertrauen, daß man bei ihm Alles ächter, schöner und geschmackvoller fände, als bei andern Kaufleuten. Mag dies auch blos ein günstiges Vorurtheil gewesen sein, so ist doch das gewiß, daß man in keinem andern Kaufgewölbe alle Gegenstände, die zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehören, so beisammen vereinigt fand, als bei Jussuf.

Darum konnte es nicht fehlen, daß sein Reichthum sich von Tag zu Tag vergrößerte, wie sein Geschäft sich auch immer mehr ausbreitete. In gleichem Maße vermehrte sich aber auch zugleich seine Sorge und seine Anstrengung in Beaufsichtigung der vielen Menschen, die er beschäftigte, seine Thätigkeit bei Ausrüstung seiner Schiffe und bei der Ankunft und Absendung seiner Karawanen.

Einige Jahre hatte er auf diese Weise sein Geschäft fortgesetzt, und bei seiner großen Thätigkeit sich und die Sorge für seine Gesundheit ganz vergessen, als er mit einemmale fühlte, daß seine bisherige Kraft, abnahm und bald erschöpft sein werde, wenn er sich nicht zuweilen einige Erholung gönnte. Da kam ihm die Gelegenheit sehr willkommen, die sich ihm zum Ankauf eines schönen Landgutes zufällig in jener Zeit darbot. Es lag nur einige Meilen von

der Stadt, aufwärts am Strome, in einer eben so anmuthigen als fruchtbaren Gegend, bot Gelegenheit zur Jagd und Fischerei, und der Preis war so billig, daß er, ohne sich lange zu besinnen, den Kauf abschloß. Er hatte dabei die Absicht, sich in jeder Woche einen oder mehrere Tage aus seinen Geschäften herauszureißen, um sie in der Ruhe und Stille des ländlichen Aufenthaltes seiner Erholung und dem Vergnügen zu widmen.

Er ließ sich durch einen erfahrenen Baumeister an der Stelle des alten Landhauses auf einer Anhöhe ein neues geschmackvolleres erbauen und mit einem großen anmuthigen Kunstgarten umgeben. Und als so Alles geordnet und eingerichtet war, schloß er am Ende jeder Woche sein Kaufgewölbe so frühe, daß er noch hinausreiten konnte. Dort wollte er dann von den Mühen der vorhergegangenen Tage ruhen und sich durch die Jagd oder beim Fischen erheitern, und neue Kräfte in der Ruhe des ländlichen Aufenthaltes sammeln.

Die Gewohnheit ist oft aber mächtiger, als unser Wille. Er war nun einmal so sehr an ein thätiges Leben gewöhnt, daß seine Gedanken doch immer bei seinen Waaren im Kaufgewölbe zurückblieben, oder mit seinen Schiffen auf fernen Meeren dahinfuhren. Daher kam es denn auch, daß er bald die Hoffnung aufgab, von diesem ländlichen Aufenthalte einen großen Gewinn für die Erheiterung seiner Seele und für seine Gesundheit zu ziehen. Er beschäftigte sich wohl mit der Jagd, mit Fischerei und mit der Erziehung seltener Blumen in den Beeten vor seinem Landhause, oder wohl auch mit der Pflege seltener ausländischer Vögel, die er in einem großen Vogelhause fütterte und unterhielt. Dies Alles konnte ihn aber nicht auf die Dauer beschäftigen. Das Jagen der wilden Thiere erschien ihm bald als ein allzugrausames Vergnügen; die Fischerei ward ihm langweilig; die Pflege der Blumen war ihm zu einförmig; und wenn er die eingesperrten fremden Vögel betrachtete, so fühlte er das innigste Mitleid mit ihnen, weil sie ihrer Freiheit entbehrten.

Einſt hatte er auch wieder Alles verſucht, ſich zu zerſtreuen oder zu erheitern, ohne daß es ihm gelungen wäre; da ſaß er denn bald mißmuthig in dem offenen Säulengange, der ſich an der Seite ſeines Landhauſes hinzog, und ſeine Blicke ſchweiften über die Blumenbeete vor ihm nach der Ferne hinaus.

Dort konnten ſeine Augen auf eine kleine Strecke den Lauf des Fluſſes Schat-al-Arab verfolgen, der, aus der Vereinigung des Eufrat und Tigris entſtanden, zwiſchen grünbekleideten Ufern dahinſtrömte. Einige große Waarenſchiffe fuhren darauf vorüber, etliche Fiſcherkähne wurden ſichtbar.

„Ei, du herrlicher Strom!“ rief Juſſuf aus, nachdem er lange ſinnend hinausgeſtarrt hatte. „Schade, daß du dich ſo bald unterhalb der königlichen Stadt Baſſora in das Meer ergießen mußt. Dort biſt du verſchwunden und vergeſſen. Der Seefahrer auf dem hohen Meere denkt nicht mehr daran, daß ſich auch die Waſſer des heimathlichen Stromes unter die Wellen gemengt haben, die der Kiel ſeines Schiffes durchſchneidet. — Je nun!“ fuhr er nach kurzem Nachſinnen fort, „ergeht es mir ſelbſt denn wohl beſſer? Jetzt bin ich noch thätig in meinem Geſchäfte; meine Schiffe gehen auf dem Meere nach Morgen und Mittag und Abend; meine Kameele durchziehen die Wüſten Arabiens und die Steppen der Tartarei und Perſiens bis nach Indien hin; tauſend und tauſend Menſchen nennen mich noch den reichen Handelsherrn Juſſuf, und preiſen mich als den glücklichſten Sterblichen. — Noch eine kurze Strecke, und mein Daſein verſchwimmt, wie das deinige, in dem Meere der Ewigkeit.“

Unter ſolchen ernſten Betrachtungen und Selbſtgeſprächen hatte er kaum bemerkt, daß ein großer bunter Schmetterling ſich ſchwebend über dem nächſten Blumenbeete hin und her wiegte, gleich als ſei er unſchlüſſig in der Wahl der Blumen, auf die er ſich niederſetzen wollte. Er wurde wohl aufmerkſam auf ſeine breiten Flügel, die von den prächtigſten Farben prangten, als ſich der buntſchimmernde

Tagfalter auf ein ſcharlachroth blühendes Mohnhaupt ſetzte, gleich als wolle er durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Farben den Glanz der Blume verdunkeln.

„Welche Pracht der Farben! welch ſchöne Zeichnung der Flügel!“ rief Juſſuf nun aus. „Den ſeltenen Vogel möchte ich beſitzen. Die Färber, die mir die ſeidenen Stoffe färben, könnten ſich an ihm die Lebhaftigkeit der Farben, und die Weber die Zeichnung und die wohlthuende Zuſammenſtellung der Farben zum Vorbilde nehmen.“

Da der Schmetterling ruhig auf ſeiner Mohnblume ſitzen blieb, nahete ſich Juſſuf vorſichtig, um ihn zu erhaſchen. Weil er aber nichts Anderes zur Hand hatte, nahm er ſeinen Turban vom Haupte, deckte mit demſelben ſchnell Schmetterling und Mohnblume, und drückte ſo beide zur Erde nieder. Der Schmetterling war nicht weggeflogen, er mußte ſich alſo unter dem Turban befinden.

Schon freute er ſich ſeines glücklichen Fanges, und wollte eben den Turban vorſichtig auf einer Seite auf die Höhe wenden, um den darunter gefangenen ſicher zu haſchen, da bemerkte er mit einemmale, daß ſich der Turban von der Erde erhob, und unter demſelben ein menſchliches Weſen immer höher und höher heraufwuchs.

Voll Staunen darüber trat er einen Schritt zurück, da ſtand, ehe er ſich's verſah, eine Jungfrau von ſo ausnehmender Schönheit vor ihm, wie er noch nie zuvor eine geſehen hatte. Ihr Geſicht war unverſchleiert, und auf dem Haupte ſaß ihr ſein Turban. Lächelnd griff ſie darnach, und indem ſie ihn abnahm und ihm hinreichte, ſprach ſie mit ſchalkhafter Miene: „Hier, Freund Juſſuf, nimm ihn nur wieder. Dieſer Turban iſt gewohnt, ein Gehirn zu bedecken, in welchem nur ſehr ernſte und hohe Gedanken herrſchen. Er möchte ſich darum ſchlecht geehrt fühlen, wenn er meinen leichtfertigen Gedanken zum Deckel dienen müßte.“

„Du ſcherzeſt, erhabene Genientochter!“ erwiederte Juſſuf. „Denn daß du kein gewöhnliches menſchliches Weſen biſt, würde ſchon deine

unerreichbare Schönheit bezeugen, wenn es auch nicht die wunderbare Art deiner Erscheinung auſſer allem Zweifel ſetzte.

„Es kann ſein", verſetzte die Jungfrau, „daß du es errathen haſt, daß ich ſo etwas bin, wie du vermutheſt. Doch das laß nur gut ſein. Heute bin ich zu dir gekommen, um dir deine wunderlichen Grillen zu vertreiben. Komm, laufe einmal mit mir um die Wette." Zugleich warf ſie ihm die Mohnblume, die er mit ſeinem Turban niedergeſchlagen hatte, etwas unſanft ins Geſicht und lief davon.

Juſſuf blieb unentſchloſſen ſtehen und ſchaute ihr nach. Da hielt ſie in ihrem Laufe ein, und rief ihm zurück: „Nun, biſt du zu einer Bildſäule geworden? Kannſt du nicht laufen? So laufe doch und hole mich einmal ein, wenn du kannſt."

Ihr ſchalkhaftes Weſen gab ihr eine unwiderſtehliche Anmuth, ſo daß er ihr nachlaufen mußte, obgleich er eben noch ſo ernſt geſtimmt geweſen. Sie flog vor ihm her, ließ ihn oft in ihre Nähe kommen, beugte aber dann plötzlich ſeitwärts vom Wege aus, und lief, ihm zu entgehen, über den Raſen. Selbſt die Blumenbeete ſchonte ſie nicht, und wenn es galt, ihm zu entwiſchen, rannte ſie über dieſelben hin, der ſchönſten Pflanzung nicht achtend. Je mehr ſie ihn auf ſolche Weiſe neckte, um ſo mehr ſtrengte er ſich an, ſie einzuholen. Endlich ſchien ſie erſchöpft, und warf ſich, tief athmend, auf eine Raſenbank. „Hier iſt die Freiſtatt!" rief ſie. Abgemattet und auſſer Athem von der ungewohnten Anſtrengung des Laufens, folgte er ihrem Beiſpiele, und ſetzte ſich neben ſie auf die Raſenbank.

Sie pflückte, während ſie ſich erholte, einige Blumen und Zweige, die ein blühender Strauch über dem Raſenſitze zu einem grünen Dache ausgebreitet hatte, und wand mit eigener Geſchicklichkeit einen Kranz daraus. „Komm nun", ſagte ſie zu Juſſuf, als der Kranz fertig war, „komm, laß uns den Kranz nun auch werfen." Sie ſtand auf mit dieſen Worten, und führte ihn auf den nächſten freien Platz,

ſchwang ſich tanzend mit dem Kranze in hochgehaltener Rechte einigemale im Kreiſe, und warf ihn dann in die Höhe.

Der Blumenkranz flog hoch hinauf, während ſie dabei die Worte ſang:

„Schwing dich, friſcher Blüthenkranz,
Droben ſtrahl im Farbenglanz.
Doch nun ſink und ſinke nieder,
Laß dich auf mein Haupt hernieder!“

Hoch oben über dem Schatten der umherſtehenden Bäume ſchien er ſchwebend im Sonnenſcheine zu ſtehen, daß die Farben der Blumen in einem ganz eigenthümlichen Glanze leuchteten. Dann ſank er in ſanften Schwingungen allmählig nieder und lag auf ihrem Haupte, als habe ſie ihn ſelbſt aufgeſetzt, ſich damit zu bekränzen.

Sie nahm ihn von ihren Locken und reichte ihn Juſſuf hin: „Jetzt iſt die Reihe an dir!“ ſagte ſie. „Schwing ihn, und ſieh, ob er dir auch auf das Haupt zurückfällt.“ Juſſuf nahm ihn und warf ihn ebenfalls ſo hoch, als er konnte; allein er erreichte doch nicht mit ihm die ſonnige Höhe, und der Kranz fiel ſchnell und in weiter Entfernung von ihm auf die Erde.

Ehe er ſich ganz beſonnen hatte, war ſie ſchon dort, hob den Kranz auf und lachte herzlich über ſeine Ungeſchicklichkeit. Sie ſchwang ihn wieder tanzend auf die vorige Weiſe und ſang den Reim dazu. Auch diesmal ſchwebte der Kranz hoch über den Gipfeln der Bäume im Sonnenſchein, und ſank dann wieder auf ihr Haupt hernieder, wie das erſtemal. Juſſuf mußte es wieder verſuchen, allein es gelang ihm nicht beſſer, als vorher. Darauf ſchwang ſie ihn wieder, und fing ihn wieder. Nachdem ſie es ihm ſo etlichemal vorgemacht hatte, rief ſie ſchalkhaft lachend: „Ei, haſt du es noch immer nicht gemerkt, woran es bei dir fehlt? Warum ſingſt du mein Liedchen nicht, wenn du den Kranz ſchwingſt? Verſuch's noch einmal, und ſinge dazu, ſo wird's gleich beſſer gelingen.“

Juſſuf that's. Er ſchwang den Kranz und ſang den Vers, und

ſiehe, der Kranz ſchwebte bis in den Sonnenſchein hinauf und fiel in ſanften Schwingungen auf ſein Haupt zurück, ihm den Turban umkränzend. „Siehſt du?“ ſagte die Jungfrau lachend, „es kommt nur auf den kleinen Vortheil an. Sie ſchwangen ſo den Kranz noch etlichemal; dann nahm ſie ihn und rief: „Nun iſt's genug, ſonſt wird das Spiel langweilig.“ Sie warf ihn in die Höhe und ſang dabei:

„Schwing dich auf, du friſcher Kranz!
Droben ſchweb im Sonnenglanz;
Schmücke dort am Waldesſaum
Farbig bunt den düſtern Baum.“

Der Kranz ſchwebte über den freien Platz weit hinüber gegen den Rand des Luſtwaldes. Dort zerriß er plötzlich in der Luft, und die Blüthen regneten gleichſam auf einen düſtern Cypreſſenbaum, und hingen auf ihm, daß er mit einemmale mit einer Menge der herrlichſten Blüthen über und über geſchmückt war.

Mit Staunen ſah dies Juſſuf. „Ei, du Tauſendkünſtlerin!“ rief er. „Wie iſt das möglich, daß ein Cypreſſenbaum ſolche heitere Blüthen tragen kann?“ Sie aber antwortete: „Was iſt da groß zu wundern? Wer wird aus einem luſtigen Spiel gleich ſo viel Aufhebens machen? — Komm!“ fuhr ſie dann fort, „laß uns einmal Ball ſpielen.“

Sie pflückte hüpfend von einem naheſtehenden Granatbaum einen reifen Granatapfel ab, ſtellte ſich in ziemlicher Entfernung von ihm an einen Baum, und warf ihm den Apfel als einen Ball zu. Juſſuf hatte in ſeinen Knabenjahren am liebſten mit dem Ball geſpielt, und beſaß aus jener Zeit noch ſo viel Uebung, daß er ihn geſchickt auffing. „Ei, das geht ja gut!“ rief ſie ihm zu, und fing ihn, obgleich Juſſuf nicht in gerader Richtung geworfen hatte, doch mit derſelben Leichtigkeit auf, als ſei er ihr von dem geſchickteſten Wurfe in die Hand gefallen. Sie warfen ſich auf dieſe Weiſe den Granatapfel mehreremal einander zu, bis ihn Juſſuf endlich fallen ließ.

„Hei!“ rief ſie, „aufgepaßt! Wer fallen läßt, bekommt Strafe!“ Und als ſie den Granatapfel wieder aufgefangen hatte, winkte ſie ihm und rief: „Jezt umgekehrt, ſonſt gibt's einen Puff in's Geſicht.“ Juſſuf blieb aber ſtehen, um den Wurf beobachten und ihm ausweichen zu können. Er ſah ſie dabei lächelnd an. „Umgekehrt!“ rief ſie nochmals. Da er aber dennoch ſtehen blieb, hauchte ſie einige leiſe Worte über den Granatapfel, und warf ihn dann plözlich gegen Juſſuf. Dieſer wollte durch eine ſchnelle Beugung dem Wurfe ausweichen, allein ehe er ſich's verſah, fühlte er ihn an ſeiner Stirne. Der Granatapfel war aber ſo heftig aufgefahren, daß er zerplazte. Die zahlreichen Körner lagen zerſtreut auf dem Boden. Aber kaum hatten ſie die Erde berührt, ſo verwandelten ſie ſich in eben ſo viele Weſpen, die in die Höhe flogen und ſein Haupt umſchwärmten. In der Angſt vor ihren Stichen hielt er die Hände vor die Augen und lief davon. Aber der Schwarm der Weſpen verfolgte ihn ſummend. „Wirf nur einmal deinen Turban auf die Erde!“ rief ihm die Jungfrau endlich zu, die in der Ferne ſtand und laut auflachte über ſeine Angſt. Er gehorchte ihrem Rufe, ohne darüber nachzudenken, und ſchnell hatten ſich alle Weſpen unter dem Turban verkrochen.

Staunend ſtand er wieder und betrachtete den Turban. Da kam die Jungfrau immer noch mit ausgelaſſenem Gelächter herzu und fragte ihn: „Was iſt dir geſchehen, Freund Juſſuf? Warum betrachteſt du denn deinen Turban mit ſolch ängſtlicher Aufmerkſamkeit? Gelt, es iſt Schade, daß es keine Bienen ſind, die Honig darin ſammeln könnten? Nimm ihn nur wieder auf und bedecke dein Haupt.“ Er bückte ſich und hob ihn mit zögernder Aengſtlichkeit auf. Aber zu ſeiner Verwunderung waren alle Weſpen verſchwunden, und eine grüne Eidechſe lief darunter hervor und verlor ſich unter den Blättern und im Graſe neben am Wege.

„Wie ging denn das zu?“ fragte Juſſuf nachdenklich. „Das

waren doch Granatkörner und wurden Weſpen? und wo ſind ſie nun hingekommen?“ „Ei was!“ antwortete die Jungfrau. „Wie ging das zu? Wer wird denn darnach fragen? Wie geht es überhaupt nur zu, daß es Granatäpfel und Weſpen in der Welt gibt? Oder kannſt du mir ſagen, wie es zugeht, daß hier das Gräschen aus einem kleinen Samenkörnchen aufgegangen und gewachſen iſt? oder wie es zugeht, daß aus jedem kleinen Körnchen in der Feige wieder ein Feigenbaum entſtehen kann? Das Alles iſt nun einmal ſo, und wenn der Menſch nach dem Allem fragen wollte, ſo würde er nicht fertig werden mit Fragen. Ueber dergleichen muß man nicht grübeln.“

„Komm!“ fuhr ſie dann, ſchnell wieder in einen heitern und leichtfertigen Ton übergehend, fort. „Siehſt du die Feige dort an dem Zweige über dem Wege hängen? Laß einmal ſehen, ob du ſo hoch ſpringen kannſt, ſie zu erreichen und zu pflücken.“

Er ſah die Feige hängen und ſprang darnach; allein es fehlte viel bis zu der Höhe, da ſie hing. Sie munterte ihn auf, wieder und wieder zu ſpringen, und lachte bei jedem Sprunge ſchalkhaft über ſeine vergebliche Anſtrengung. Hierauf nahm ſie einen kurzen Zulauf von nur wenigen Schritten und ſchwebte ſo leicht in die Höhe, als würde ſie von Flügeln emporgetragen, daß ſie die Feige ganz bequem pflücken konnte. Und eben ſo ſanft ſchwebte ſie auf der andern Seite wieder herab. „Sieh“, ſprach ſie, indem ſie ihm die Feige darhielt, „da iſt ſie! Nun wollen wir ſie auch mit einander verzehren. Wir haben ſie ja doch durch unſer Springen verdient!“

Juſſuf weigerte ſich. „Sie gehört dir ganz!“ ſprach er, „denn du allein haſt ſie gepflückt; ich konnte ſie ja nicht erreichen.“ „Willſt du mich böſe machen?“ fragte ſie da. „Haſt du dich nicht mehr um ſie bemüht, als ich? Da nimm und iß!“ Sie zwang ihn durch ihre Freundlichkeit, die halbe Feige zu eſſen, während ſie die andere Hälfte an die Lippen drückte, ein wenig von ihrem Safte nippte und ſie

dann wegwarf. „So!“ ſagte ſie hierauf, indem ſie in die Hände klatſchte, „es war mir darum zu thun, daß du mich ſo bald nicht wieder vergeſſen kannſt. Nun mußt du doch eine Weile an mich denken.“

Alsbald fing ſie wieder ein neues Spiel mit ihm an; und nachdem ſie dies eine kurze Zeit getrieben, ein anderes, und immer wieder ein neues, und wieder ein anderes. Der ernſte Juſſuf ſprang und hüpfte und tanzte, wie ſie es gerade haben wollte, und trieb alle die Kinderpoſſen mit, die ſie angab, als wäre er wieder ein Knabe geworden.

Zuletzt kamen ſie an einen Fiſchweiher, der ſich in dem Garten befand. Sie ſprang ſchnell in den bereit ſtehenden Fiſcherkahn, und ruderte mit Leichtigkeit bis in die Mitte des kleinen Sees. Dort hielt ſie und rief ihm zu: „Komm doch zu mir, mein treuer Spielgenoſſe! komm doch herüber!“ Juſſuf ſtand am Ufer, und wäre gerne durch das Waſſer zu ihr hinübergeſchritten; allein er wußte, daß es zu tief war, und ſchwimmen konnte er nicht. „Kommſt du nicht zu mir?“ fragte ſie. „Biſt du waſſerſcheu?“

„Ich kann nicht ſchwimmen!“ antwortete er. „Ei, das iſt auch nicht nöthig!“ rief ſie ihm herüber. „Mach's wie ich!“ Und bei dieſen Worten ſchwang ſie ſich leicht über den Kahn hinaus und wandelte auf der Spiegelfläche des Sees, wie auf feſtem Lande. Das Waſſer netzte ihr nur die Sohlen.

„Wenn ich das könnte!“ rief Juſſuf. „Ich bin aber zu ſchwer; ich würde ſogleich ſinken.“ Die Jungfrau war inzwiſchen wieder in den Kahn geſprungen und rief: „Kommſt du nicht zu mir, ſo komm ich auch nicht mehr zu dir, und bleibe jetzt auch nicht mehr länger bei dir. Der Tag neigt ſich ohnehin zum Abende. Künftig magſt du denn auch wieder allein ſitzen und Grillen fangen. Und willſt du je einmal deine Geſpielin wieder ſehen, ſo magſt du ſie in dem Vaterlande des bunten Schmetterlings aufſuchen, den du heute gefangen zu haben glaubteſt, der dir aber wieder entflieht. — Beſinne

dich und komm, ehe ich drei gezählt habe. — Eins — zwei — drei!"

Indem sie die letzte Zahl aussprach, war sie verschwunden. Jussuf sah nur den bunten Schmetterling über den See hinüber flattern und sich jenseits über den Bäumen des Gartens verlieren. Der Kahn trieb schaukelnd gegen das Ufer zurück, wo er vorher gestanden. Lange stand der verlassene Jussuf, einem Träumenden gleich. Erst als die Abenddämmerung die fernen Gegenstände mit ihrem Schleier deckte, erwachte er wieder zum Selbstbewußtsein. Doch lagen die Begegnisse des Tages wie ein wunderbarer Traum in seiner Seele.

II.

In der Stille seines Schlafgemachs warf er sich bald auf sein Lager, und hier schwebte ihm Alles noch einmal an seiner Erinnerung vorüber, und dabei fing er an, sich weniger über die wunderbare Erscheinung der Jungfrau zu wundern, als über sich selbst, daß er, ein ernsthafter Mann, der bisher nur in der Thätigkeit und in den Sorgen seines Geschäfts gelebt, sich mehrere Stunden an kindischen Spielen ergötzt habe, wie er sie seit seinen frühesten Knabenjahren nicht mehr gespielt hatte. Nach und nach gingen seine Gedanken in Träume über.

Spät erwachte er am andern Morgen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und seine Sclaven warteten schon längst am Vorhange der Thüre, die in sein Schlafgemach führte, auf seine Befehle. Er erinnerte sich, daß er heute in aller Frühe nach der Stadt habe zurückkehren wollen, weil er an diesem Wochentage regelmäßig sein Kaufgewölbe offen zu halten pflegte. Es war ihm daher eine sehr willkommene Nachricht, als er erfuhr, daß sein Pferd schon gesattelt vor dem Hause halte.

Nachdem er ſich ſchnell angekleidet und ein Frühſtück genommen, beſtieg er ſein prächtiges Arabiſches Roß, und ritt, von mehreren Sclaven gefolgt, nach Balſora zurück. Als er auf den Bazar kam, um ſein Kaufgewölbe zu öffnen, hatte ſich dort ſchon eine Menge Kaufluſtiger geſammelt, und der Haufe wurde mit jedem Augenblick größer, ſo daß er kaum alle befriedigen konnte. Er hatte nicht Hände genug, Alles vorzuzeigen, was begehrt wurde, es gebrach ihm an Zeit, um auf alle Anfragen über den Werth und die Beſchaffenheit der Waaren Auskunft zu geben, und wenn ein Käufer dazwiſchen ſeine empfangene Waare bezahlen wollte, ſo konnte er ſich nicht die Zeit nehmen, das Geld zu überzählen, ſondern er legte es ungezählt, ſich auf die Ehrlichkeit des Bezahlenden verlaſſend, in ſeine Kaſſe.

Dieſer Drang der Geſchäfte nahm ihn wieder ſo ganz in Anſpruch, daß er ſein geſtriges Abenteuer bald wieder vergaß, obgleich ihm im Anfange das Bild ſeiner Spielgeneſſin zwiſchendurch in der Seele auftauchte. So ging es mehrere Tage in gleichem Drange bei ſeinem Geſchäfte. Während er am Ende der Woche wieder einmal in ſeinem Kaufgewölbe ſo beſchäftigt war, ging ein Ausrufer vorüber, der eine kleine Sammlung ausländiſcher Käfer und Schmetterlinge feilbot, und dabei die Rahme in die Höhe hielt, in welcher ſie aufgeſteckt waren. „Wer kauft?“ rief er, „wer kauft? Lauter ſchöne, ſeltene Geſchöpfe! Wohlfeil! Wohlfeil!“

Juſſuf hatte, während er eben mit einem Käufer über ein koſtbares Halsgeſchmeide ſprach, die Augen zufällig aufgeſchlagen, und in der Rahme den ſchönen Schmetterling bemerkt, den er vor wenigen Tagen ſelbſt fangen wollen, und aus welchem ſich unter ſeinem Turban ſeine neckiſche Geſpielin erhoben hatte. Da erſtarrte ihm das Wort auf ſeinen Lippen. Er ſtarrte dem Ausrufer einen Augenblick ſtumm nach, und rief ihn dann ſchnell zurück. „Zeige!“ ſagte er, und als er ſich durch einen Blick überzeugt, daß er ſich nicht getäuſcht habe, bot er ihm ſogleich, ohne ihn fordern zu laſſen,

tausend Zechinen dafür. Da gab ihm der Ausrufer schnell die Rahme, als ob er fürchtete, das Gebot möchte Jussuf gereuen, und empfing lachend dafür die Beutel mit dem Golde.

„Ich danke Euch!“ sagte er darauf. „Es ist gut, daß ich weiß, daß Ihr ein Liebhaber von dergleichen sind. Wenn mir wieder einmal so etwas unter die Hände kommt, so werde ich es gewiß zuerst zu euch bringen, Herr Jussuf. Man sagt Euch zwar nach, Ihr verkaufet nicht wohlfeil; wie ich mich jetzt überzeugt habe, bezahlt Ihr aber auch gut, was Ihr einkaufet.“ Ganz fröhlich, und sein Glück preisend, entfernte er sich.

Jussuf hatte kaum die Rahme mit den Insekten empfangen, so bewahrte er sie sorgfältig in einem Fache seines Kaufgewölbes, während eine hohe Röthe sein Gesicht überzog und seine Mienen große Zufriedenheit aussprachen. Die Umstehenden konnten nicht glauben, daß er ein so großer Freund und Kenner der Insekten wäre, und vermutheten, sein geübtes Auge müsse zufällig in der erkauften Rahme irgend eine ausserordentliche Kostbarkeit entdeckt haben.

Von diesem Augenblicke an hatte aber Jussuf wenig Aufmerksamkeit mehr für sein Geschäft. Seine Zerstreutheit wuchs mit jedem Augenblicke, und veranlaßte ihn, bald für eine sehr kostbare Waare einen wahren Spottpreis, bald für eine ganz unbedeutende einen übermäßig hohen Preis zu fordern. Dabei konnte er kaum den Unmuth bergen, wenn wieder neue Käufer bei ihm erschienen, und man sah ihn an, wie er ganz gegen seine sonstige Gewohnheit froh war, als er endlich bei einbrechender Nacht sein Gewölbe schliessen konnte.

Sogleich hüllte er die Rahme mit den Insekten in ein Tuch, und ließ sie durch einen Sclaven, der ihn begleiten mußte, nach Hause tragen.

Bisher war er sich nicht bewußt geworden, warum der Schmet-

terling ſo großen Werth für ihn habe. Er war bei dem Einkaufe nur einem dunkeln Gefühle gefolgt, und hatte ſich ſelbſt noch keine Rechenſchaft darüber gegeben. Erſt als er ſich am Abende auf ſein Ruhebette legte, that er die Frage an ſich: „Aber was ſoll er dir denn? Jener Schmetterling flog ja vor wenigen Tagen noch über die Bäume deines Gartens hinaus; dieſer aber iſt aufgeſpießt und vertrocknet, als wäre er ſchon ſeit vielen Jahren todt. Was kann dieſer alſo für eine Beziehung zu deiner heitern und ſchalkhaften Geſpielin haben, die ja ſelbſt zugeſtanden, daß ſie eine Genientochter ſei?“

Er vergegenwärtigte ſich hierauf wieder jenes für ihn ſo merkwürdige Ereigniß; ſelbſt die kleinſten Vorfälle bei ihren verſchiedenen Spielen von dem erſten Erſcheinen der Jungfrau bis zu ihrem Verſchwinden aus dem Kahne gingen wieder an ſeiner Seele vorüber. Dabei gedachte er auch ihrer letzten Worte. „Wie ſprach ſie?“ fragte er ſich ſelbſt. „Sagte ſie nicht, wenn ich ſie wieder ſehen wolle, ſo müſſe ich ſie in dem Vaterlande des bunten Schmetterlings aufſuchen?“ Jetzt durchblitzte plötzlich ein Gedanke ſeine Seele, der ihm Alles klar machte. Er geſtand ſich ſelbſt, daß ihn ihr Scherz und ihre Spiele ſo heiter geſtimmt, wie er ſeit ſeinen Knabenjahren nicht mehr geweſen; daß er darüber alle ſeine Sorgen und die Mühen ſeines Geſchäftes ganz vergeſſen. Er fühlte den ſehnlichen Wunſch, ſtets eine ſo heitere Geſpielin um ſich zu haben, die ihm mit ihren kindiſchen Spielen ſolche Zerſtreuung gewähren könnte. „Dieſe Genoſſin deiner Spiele“, fuhr er dann in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, „wäre dir aber völlig verſchwunden, und keine Spur leitete zu ihr, hätte dir nicht ein Zufall dieſen Schmetterling in die Hände geſpielt. Nur in ſeinem Vaterlande kannſt du ſie aufſuchen. Aber welcher Naturkundiger wäre im Stande geweſen, dir dieſes auf deine unvollkommene Beſchreibung hin zu nennen, ohne den Schmetterling geſehen zu haben?“

Seine Erinnerung vergegenwärtigte ihm darauf ſo manche Geſchichte, die er in ſeiner Kindheit gehört, worin Beiſpiele vorkamen

von Genientöchtern, die die Gemahlinnen sterblicher Menschen geworden, diese auf wunderbare Weise beglückt, und erst nach dem Tode ihrer Gemahle wieder in das Reich der Genien zurückgekehrt waren.

Unter solchen Gedanken versank er in Schlummer, und am andern Morgen erwachte er mit dem festen Vorsatze, die Genientochter wieder aufzusuchen und sie zu seiner Gemahlin zu erwählen. Es lag ihm daher vor Allem daran, das Vaterland des Schmetterlings zu erfunden, weil er sie nur dort zu finden hoffen konnte. Er nahm den Schmetterling deshalb von den übrigen Insecten aus der Rahme heraus und that ihn vorsichtig in eine kleinere kostbare Dose, steckte diese zu sich und begab sich nach einer der Vorstädte von Balsora.

Dort wohnte in einem der letzten Häuser ein Mann, von dem er wußte, daß ihm nicht nur der Name jedes Thieres, jedes Gesteins und jeder Pflanze bekannt, sondern auch die verborgenen Kräfte der Natur und ihr geheimnißvolles Wirken offenbar sei. Dieser Mann war einst sein Lehrer gewesen, und seinem Unterrichte verdankte Jussuf die genaue Kenntniß der verschiedenen Stoffe der Natur, woraus die mannigfaltigen Waaren der verschiedenen Länder verfertigt wurden, die ihn in den Stand setzte, immer das Beste und Vorzüglichste einzukaufen, wodurch er solchen Zulauf von Käufern erhalten hatte. Da er sich seinem Lehrer für diesen Unterricht dankbar erzeigen wollte, hatte er ihm dieses Haus und den daranstoßenden großen Garten aus der Verlassenschaft seines Vaters zur Wohnung übergeben, damit er hier ungestört seinen Forschungen und geheimen Wissenschaften leben könne.

Zu diesem Manne nahm er nun seine Zuflucht, und hoffte gewiß, von ihm Auskunft über das Vaterland des seltenen Schmetterlings zu erhalten. Auf sein Anklopfen öffnete ein alter Diener, der einzige des Hauses, die Thüre, und führte ihn in ein Gemach, in welchem sein alter Lehrer auf einem Polster vor einem großen Tische saß, der mit einem schwarzen Teppich bedeckt war. Pergamentrollen

mit unbekannten Schriftzügen, Zirkel, Winkelmaß, Triangel und andere Inſtrumente lagen unordentlich darauf umher.

Er empfing Juſſuf mit freundlichem Kopfnicken, ohne ſich von ſeinem Polſter zu erheben, winkte ihm, ſich ihm gegenüber niederzulaſſen, und ſprach dann: „Ei, ei, mein Juſſuf! das iſt ein ſeltener Beſuch. Haſt du dir von deinen Geſchäften doch einmal eine Stunde abmüßigen können, um den alten Modidjah zu beſuchen? — Nun, ich höre ja, daß du der beliebteſte Kaufmann in ganz Balſora geworden biſt und auſſerordentliche Geſchäfte machſt. Das freut mich, denn ſo iſt's ganz recht. Was man einmal zu ſeinem Lebensberuf gemacht hat, für das muß man ganz leben. Was man treibt, das muß man recht treiben! Und nur derjenige lebt, der ſein Leben einer nützlichen Thätigkeit weihet."

Juſſuf mochte aus einer gewiſſen Scheu vor ſeinem ernſten Lehrer nicht gleich mit ſeinem Begehren herausrücken. Er ſprach davon, wie ihn verlangt habe, ihn wieder einmal zu ſehen, um zu erfahren, wie es ihm gehe; er machte ihm zärtliche Vorwürfe, daß er ſich noch nie wieder bei ihm habe ſehen laſſen. Er fügte hinzu, daß er doch gewiß manche Sehenswürdigkeit auf ſeinem Waarenlager habe, und daß es ihm ein Vergnügen gewährt haben würde, wenn er ſeinem weiſen Lehrer dies Alles hätte zeigen können. Vielleicht fände ſich auch etwas darunter, was ihm wünſchenswerth ſein mögte, und er würde ſich eine Freude daraus gemacht haben, es ihm zu geben.

Bei dieſen Worten lächelte Modidjah und antwortete: „Von deinen Waaren bedarf ich nichts. Was ich bedurfte, haſt du mir gegeben, indem du mir gewährteſt, dies Haus und dieſen Garten, ſo lang ich lebe, als mein Eigenthum anzuſehen und ungeſtört zu bewohnen. Hier kann ich, unbeachtet von der Neugier der Menſchen und ungeſtört, meinen Betrachtungen und meinen Forſchungen leben. Das geht mir über Alles. Dann hat es mir an Zeit gefehlt, dich

zu beſuchen, und da deine Zeit ebenfalls von den Sorgen und Geſchäften deines Berufes in Anſpruch genommen war, ſo hätte ich dich durch meinen Beſuch ja doch nur geſtört. — Nun aber ſprich", ſchloß er ſeine Rede, „ich leſe in deinen Mienen, daß dich ein beſonderes Anliegen zu mir hergeführt hat."

Juſſuf erröthete, daß ſein alter Lehrer ihn ſo durchſchaut hatte, und erzählte ihm dann, wie die vielen Sorgen und Anſtrengungen ſeines Geſchäftes einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit gehabt, und wie er ſich dadurch aufgefordert gefühlt habe, ſich einige Zerſtreuung zu ſuchen. Da ſei er denn auch auf eine alte Liebhaberei ſeiner Knabenjahre zurückgekommen, und habe wieder angefangen, Schmetterlinge und andere Inſekten zu ſammeln. „Es fehlt mir aber", fuhr er fort, „die nöthige Kenntniß. Da habe ich dieſer Tage zufällig in einer alten Sammlung einen Schmetterling erkauft, deſſen Name und deſſen Vaterland ich nicht einmal kenne. Weil ich aber weiß, daß dir nichts in der Natur verborgen iſt, wollte ich dich bei dieſer Gelegenheit bitten, lieber Mobidjab, mir zu ſagen, ob du nicht ſeinen Namen und ſein Vaterland kennſt." Er hatte bei dieſen Worten ſeine Doſe hervorgezogen, und hielt ſie dem Alten geöffnet dar.

Kaum hatte dieſer einen Blick darauf geworfen, ſo ſah er auch Juſſuf fragend an, und ſchüttelte ſchweigend und bedenklich das Haupt: „Armer Juſſuf!" ſprach er hierauf. „Nur ſo gelegenheitlich wollteſt du dich darnach erkundigen? Als ob ich nicht wüßte, daß du ganz allein deswegen zu mir gekommen biſt. Iſt es ſo weit mit dir gekommen, daß du zum Heuchler gegen deinen alten Lehrer werden mußteſt?"

„Nun ja, ich bin neugierig, den Namen und das Vaterland dieſes Schmetterlings kennen zu lernen", verſetzte Juſſuf mit unſicherer Stimme. Da erhob ſich der Greis von ſeinem Polſter und ſah ihn mit einem ſo durchdringenden prüfenden Blicke an, daß er beſchämt die Augen niederſchlagen mußte.

„Doch ich würde Unrecht thun, wenn ich dich darum tadelte", fuhr dieſer fort. „Weiß ich doch, daß du unſchuldig biſt. Ich kann dich nur beklagen, daß du in die Netze meiner unverſöhnlichſten Feindin gefallen biſt. Um den Sieg über mich und mein Streben zu erringen, wird ſie dich zu verderben ſuchen." Er legte die Hand an die Stirne, und verſank in tiefes Nachdenken.

Da brach Juſſuf endlich das Schweigen und ſprach: „Ich verſtehe dich nicht. Welche Feindin meinſt du denn? — Sieh, ich habe gefehlt, daß ich dir nicht offen Alles geſtanden habe. Nun ſollſt du aber Alles wiſſen." Er erzählte ihm nun ohne Rückhalt die Begebenheiten der letztern Tage.

Als er geendet hatte, antwortete der Alte: „Du biſt nun aufrichtig gegen mich geweſen, und hätteſt dadurch Anſprüche auf gleiche Aufrichtigkeit von meiner Seite. Allein ich weiß, daß du jetzt nicht empfänglich biſt, die Wahrheit zu ertragen; daß es ein vergebliches Bemühen wäre, dich von deiner Verblendung heilen zu wollen. Wenn ich dir auch das Vaterland des Schmetterlings verſchweigen wollte, ſo weiß ich, daß du doch Mittel und Wege findeſt, zu erfahren, was du zu wiſſen verlangſt. Du wirſt die finden, die deine Feindin iſt, obgleich du ſie für deine unſchuldige Freundin hältſt. Ich werde dir ſelbſt den Weg zu ihr zeigen laſſen. Allein ich werde auf Mittel und Wege denken, dich gegen ihre Bosheit zu ſchützen. Dazu muß ich aber genau dein Alter wiſſen. Haſt du deine alte Liebe zu deinem treuen Lehrer nicht ganz vergeſſen, ſo nenne mir jetzt den Tag und die Stunde deiner Geburt."

Juſſuf nannte ihm bereitwillig den Tag und die Stunde, denn er war zufrieden, daß ihm Medidjah verſprochen, ihm das Vaterland des Schmetterlings zu nennen. Was er von der Bosheit einer Feindin geſagt hatte, hielt er für Grillen des Alters, und legte kein beſonders Gewicht darauf.

Indeſſen war Medidjah in das Seitengemach gegangen, und

brachte nun eine groſse tiefblaue Decke heraus, die er, nachdem vorher die Pergamente und Instrumente weggeräumt waren, auf dem Tiſche ausbreitete. Die Decke war mit einer Menge durcheinander laufender Kreislinien bezeichnet, und dazwiſchen ſah man unzählige goldene und ſilberne Sterne, die hinein gewirkt waren. Nachdem er alle Fältchen derſelben ſorgfältig eben geſtrichen hatte, entfernte er ſich wieder, und brachte ein Käſtchen aus Ebenholz heraus, das künſtlich mit feinen Perlmutterſtreifen eingelegt war.

„Ich habe dein Alter berechnet", ſagte er. „Du biſt jetzt gerade dreiſsig Jahre, neun Monate, ſieben Tage und acht Stunden alt. Aus allen dieſen Jahres-, Monats-, Tage- und Stundenzahlen bildet ſich die Zahl vier und fünfzig. Allah ſei gelobt, und ſein groſser Prophet! das iſt keine von den ſchlimmſten." Er hatte ſich unter dieſer Rede niedergeſetzt und Juſſuf ſetzte ſich auf ſeinen Wink ihm gegenüber. Nun drückte er an einer verborgenen Feder des ſchwarzen Käſtchens, daſs der Deckel aufſprang, und ſchüttelte den Inhalt gegen Juſſuf auf den Tiſch. Es war eine Menge kleiner elfenbeinerner Halbmonde, Sternchen, Dreiecke und anderer Figuren. „Zähle dir vier und fünfzig davon ab", ſagte er, und Juſſuf that es. Nachdem der Alte nun ſchnell die übrigen zuſammengeſcharrt und in das Käſtchen zurückgelegt hatte, hieſs er ihn die abgezählten Figürchen ſo in die Höhe werfen, daſs ſie im Herunterfallen auf die Decke des Tiſches zu liegen kämen. Juſſuf that wieder nach ſeinem Begehren, und die geworfenen Figürchen breiteten ſich im Falle über den ganzen Tiſch aus.

Der Greis betrachtete ſie nun lange ſehr aufmerkſam, dann fing er an, einen Spruch in fremder Sprache halb ſingend zu murmeln, und berührte, wie ſinnend, mit dem Finger bald dieſes, bald jenes, und nahm hier eins auf, und dort wieder eins, und legte es in das Käſtchen zu den übrigen. Er wiederholte den Spruch noch zweimal, und zählte und deutete dazwiſchen mit dem Finger, und nahm von

den Figürchen wieder auf, wie das erstemal, bis zuletzt nur noch neun derselben übrig blieben.

Nun begann er einen andern Spruch, wie es Jussuf schien, wieder in einer andern Sprache, und sang ihn ebenfalls dreimal, indem er dabei bald diese, bald jene der Elfenbeinfiguren aufnahm und auf diesen oder jenen der eingewirkten goldnen oder silbernen Sterne legte. Zuletzt hatten sich alle auf drei nahe beisammen stehenden Sternbildern gesammelt. „Es ist gut!“ sagte nun der Alte, mit ziemlich zufriedener und beruhigter Miene. „Ich weiß nun, was ich zu wissen wünschte. Und nun kann ich auch dir sagen, was du so sehnlich zu wissen begehrst. Willst du denn durchaus deine eitelständelnde Spielgenossin wiederfinden, so gehe dem Aufgange der Sonne entgegen, bis du zu einer Stadt in Persien kommst, in deren Nähe die Trümmer einer großen zerstörten Königstadt liegen. In dieser halte dich bis zu dem dritten Tag nach dem Neumonde auf. Dann geh am Abende hinaus zu den Trümmern. Am östlichen Rande derselben wirst du in einiger Entfernung von dem übrigen Trümmerhaufen einen großen wohlbearbeiteten Stein finden, der einst einer Säule zum Haupte gedient hat. Auf diesen Stein setze dich, und in dem Augenblick, wo der schmale beleuchtete Streif des Mondes, wie ein feuriges Schiffchen, auf dem Gebirge am Horizonte hin zu schwimmen scheint, rufe das Wort „Haschanascha“ und es wird sich bald ein Wegweiser für dich zeigen. Denn obgleich nahe, bist du doch noch sehr ferne von dem Ziele deiner Reise. Möchte doch die Anstrengung und die Abwechslung der weiten Reise deine thörichte Sehnsucht so mildern, daß du die Stimme eines besonnenen Freundes anhören magst, der dir gewiß nahe ist, wenn du seiner bedarfst.“

Kaum hatte Jussuf gehört, wohin er sich zu wenden habe, so war er auch schon von seinem Sitze aufgesprungen, um sogleich von Modidjah Abschied zu nehmen und bald möglichst die Reise anzutreten. Den Wunsch, welchen Modidjah hinzugefügt, hatte er gar nicht

gehört. „Halt! halt!“ rief dieſer aber: „Wer weiß, ob wir uns je wieder ſehen. Deine Reiſe führt dich ſehr ferne, und ich bin alt. Auch du biſt ein ſterblicher Menſch, der den Gefahren unterliegen kann, die du zu beſtehen haſt. Hier nimm dies zum Andenken.“

Er reichte ihm bei dieſen Worten ein kleines ledernes Täſchchen. „Was iſt das?“ fragte Juſſuf, nachdem er es geöffnet, und einen nicht ganz durchſichtigen milchweißen Stein darin erblickte, in deſſen innerſtem Grunde ein rother Funken zu glimmen ſchien. „Das iſt gewiß ein Talisman!“

„Es iſt ein Talisman!“ antwortete Mobidjah. „Halte mir ihn ja in Ehren. Gebrauche ihn, wo du durch deine Kraft oder durch deinen Verſtand nicht ausreichſt. So lange du den Funken darin wahrnimmſt, biſt du auf richtigem Wege, und wirſt du keiner Gefahr unterliegen. Anders iſt es, wenn der Funke ganz erloſchen ſcheint. Dann hauche nur darüber hin den Namen „Haſchanaſcha.“ Laß ihn dir weder durch Gewalt noch durch Liſt entreißen, und gib ihn nie als ein freiwilliges Geſchenk in fremde Hand; ſondern wenn du dazu verſucht wirſt, ſo wirf ihn lieber über dein Haupt nach hinten.“

Juſſuf dankte ſeinem Lehrer für das Geſchenk, und verbarg den Talisman in ſeinem Buſen; dann nahm er zerſtreut Abſchied und eilte nach Hauſe. Er gab hier ſogleich ſeinen Sclaven die nöthigen Aufträge, empfahl einem alten treuen Diener die Sorge für ſein Haus, ſchloß ſelbſt noch ſein Kaufgewölbe auf dem Bazar, und zog ſchon am Abende deſſelben Tages mit einem Gefolge von zwanzig bewaffneten und berittenen Sclaven und mit vierzig mit Gold und Koſtbarkeiten aller Art, ſo wie mit allem Nöthigen, belaſteten Kameelen zum öſtlichen Thore der Stadt Balſora hinaus.

Wer ihn erkannte, oder wer es ſonſt erfuhr, daß Juſſuf eine weite Reiſe angetreten, der glaubte, er ſei ausgezogen, um eine ſeltene Waare einzuholen, die er keinem ſeiner Diener anvertrauen

wollte, und man war allgemein in neugieriger Erwartung, was das wohl für ein Kleinod ſein möge, das den ſonſt ſo gewandten Kaufherrn, der doch bisher Alles durch ſeine Diener beſorgen laſſen, bewegen konnte, ſelbſt und doch mit ſo kleiner Begleitung auf die Reiſe zu gehen.

III.

Juſſuf hielt ſich genau an die Vorſchrift ſeines alten Lehrers, und zog gerade gegen Sonnenaufgang. Er war ſchon mit ſeiner kleinen Karawane ohne beſondere Abenteuer in die Ebene gelangt, die ſich zwiſchen dem Gebirge und dem Perſiſchen Meere hinzieht. Da aber die Hitze des Sommers hier ſo ſehr drückte, ſo wandte er ſich etwas mehr links gegen Mitternacht hinauf, um in der Nähe der Berge den wohlthätigen Schatten der Bäume und vor Allem die Quellen in der Nähe zu finden, die von den Gebirgen herabkommend, hier zur Labung und Erfriſchung dienen konnten, während ſie ſich weiter unten in der Ebene meiſt in dem trockenen Sande verloren.

Er zog auch hier einige Tage ſeinem Ziele entgegen, ohne daß ihm irgend etwas Ungewöhnliches oder Merkwürdiges begegnet wäre. Da gelangte er eines Tages an eine Stelle, wo ein kleiner Fluß zwiſchen zwei Gebirgszügen hervorſtrömte. Der jenſeitige Zug dieſer Gebirge zog ſich viel weiter gegen die Meeresküſte hinaus, ſo daß dort nur noch für einen ſehr ſchmalen Strich der Ebene Raum blieb.

Unſchlüſſig, ob er ſich rechts gegen das Meer hin, oder längs dem Flußthale links hinauf wenden ſollte, gebot er ſeinen Sclaven anzuhalten. Er ſah ſich um, ob er nicht in der Nähe irgend eine Spur entdecken könnte, die auf die Nähe eines Menſchen deutete, um ſich bei ihm Raths zu erholen. Da war aber weit und breit weder eine Hütte, noch ein Zelt noch eine Heerde zu ſehen. Obgleich fruchtbar, ſchien die Gegend doch verödet.

Einige ſeiner Sclaven riethen zu der Richtung längs dem Meeresufer hin, weil dort die Fußtritte der Kameele und Pferde früherer Reiſenden eingedrückt wären; andere riethen dagegen, längs dem Fluße hinauf zu ziehen, denn auch von dorther führten ähnliche Spuren. Juſſuf aber ſchüttelte zu dieſen Rathſchlägen ſein Haupt. „Was ſollen wir", ſo ſprach er, „aufs Ungewiſſe hin den einen oder den andern Weg einſchlagen? Ziehen wir rechts, ſo führt uns die Küſte des Meeres leicht zu weit gegen Mittag; folgen wir dem Thale des Fluſſes, ſo führt uns dieſes wohl hier am Eingange gerade gegen Morgen hin; allein weiter oberhalb deſſelben kann es leicht eine andere Richtung haben, wodurch wir genöthigt werden könnten, unſere Reiſe ebenſo auf Umwegen fortzuſetzen, oder das Gebirge zu überſteigen, welches näher bei den Quellen des Fluſſes wahrſcheinlich auch höher und ſteiler wird. Unſere Kameele werfen ſchon lange Schatten vor ſich hin auf den Boden, und in ein Paar Stunden müſſen wir ja doch einen Platz zur Nachtruhe auswählen. Es iſt darum klüger, hier zu verweilen. Offenbar vereinigen ſich hier zwei Wege, und es kann darum nicht lange dauern, bis von einer oder der andern Seite jemand herkommt, der uns die gewünſchte Auskunft geben kann. Trefft alſo eure Anſtalten, die Nacht über hier zu bleiben."

Wie er gebot, ſo geſchah es. Die Sclaven packten von den Kameelen ab, was nöthig war, und errichteten in der Schnelle mit einigen buntbemalten Stangen und dicken ſeidenen Stoffen das Zelt ihres Herrn. Dann machten ſie an einem entlegenen Platze ein Feuer an, und trafen Anſtalt zu Bereitung des Mahles für ſie alle.

Während dies geſchah, wanderte Juſſuf auf der vorderſten Anhöhe des Berges gegen das Flußthal hinauf, und erfreute ſich des reichen Blumenflors, der über alle Sträucher ausgeſchüttet ſchien, der herrlichen Gegend und der erfriſchenden Luft, die ihm aus dem Thale herab entgegenſtrömte. Indem er ſo hinſchlenderte, ſtieß ſein

Fuß an eine reife Melone, die an ihrem verdorrten Stengel noch festhing. „Ei", dachte er bei sich, „eine saftige Melone ist nach der Hitze des Tages eine erquickende Frucht." Er pflückte sie ab, und nahm sie mit zurück zu dem Lagerplatze. Dort übergab er sie einem Sclaven, und trug ihm auf, dafür zu sorgen, daß sie geschält und von den Kernen gereinigt mit den übrigen Speisen seines Mahles aufgetragen werde.

Er begab sich hierauf in sein Zelt, das inzwischen aufgeschlagen war, und streckte sich auf die weichen mit kostbaren Decken überzogenen Polster, um einstweilen zu ruhen. Bald sank er auch, müde von den Lasten des Tages, in einen sanften Schlummer. Plötzlich wurde er aber aus angenehmen Träumen wieder aufgeweckt. Zwei seiner Sclaven standen bei seinem Lager und riefen: „Herr, Herr, komm heraus und sieh das Wunder!"

„Was gibt es denn?" fragte er, indem er sich aufrichtete. „Ach, Herr, die Melone!" riefen sie zugleich. „Nun, was ist's denn mit der Melone? Ist sie vielleicht schon angefault? oder taugt sie überhaupt nichts, so werft sie weg. Ist das der Mühe werth, mich darum aus dem Schlafe zu wecken?"

„Ach, nein, Herr, zürne nicht, aber das ist es nicht!" riefen die Sclaven.

„So hat sie einer von euch gegessen, der nicht wußte, daß ich mir sie gepflückt hatte."

„Nein, Herr! nein, Herr!" riefen die Sclaven wie aus einem Munde. „Wer sollte das thun? Komm nur, und sieh selbst."

„Ich sehe schon, daß ich selbst gehen muß, wenn ich erfahren will, was geschehen ist!" sagte Jussuf halb unwillig, und erhob sich von seinem Lager, und folgte ihnen vor das Zelt. Draußen führten sie ihn an die Stelle, wo sie die Zubereitungen zu dem Mahle gemacht hatten. Dort erblickte er eine Melone ganz von der Form,

wie die von ihm gefundene, aber von so riesenmäßiger Größe, wie er noch nie eine gesehen hatte.

„Woher kommt denn dieses Ungeheuer von einer Melone?“ fragte er die Sclaven, die alle mit Zeichen des Erstaunens und einer gewissen ängstlichen Scheu in einiger Entfernung standen.

„Ja, Herr, das ist die nämliche Melone, die du selbst hierher gebracht hast!“ antworteten ihm mehrere Stimmen zugleich.

„Aber jene war ja so klein, daß ich sie bequem mit den ausgebreiteten Fingern umfassen und in der Hand tragen konnte!“ wendete er ein. „Diese aber können wohl drei Männer kaum mit den Armen umspannen.“

Sie versicherten ihn wiederholt, es sei die nämliche Melone, die er selbst gebracht. Da fuhr er auf: „Das ginge ja nicht mit rechten Dingen zu, wenn eine reife und abgepflückte Melone noch so ungeheuer wachsen könnte.“ Bei diesen Worten trat der Sclave zu ihm, dem er die Melone übergeben hatte, und sprach: „Es mag wohl sein, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen ist.“ Er erzählte ihm hierauf, daß er die Melone dahin gelegt habe, wo die große jetzt liege. Später sei er wieder in ihre Nähe gekommen, da habe eine große Wespe darauf gesessen und mit ihrem Stachel hineingestochen; kaum sei diese aber wieder fortgeflogen, so sei auch eine Biene summend hergekommen, und habe sich auf die Melone gesetzt. Nachdem auch diese hineingestochen, sei sie auch davon geflogen. Von dem Augenblick an wäre die Melone größer und immer größer geworden, und sie würden ihn schon längst gerufen haben, das Wunder mit anzusehen, wenn sie nicht alle von Staunen und Neugierde, was daraus werden wolle, gefesselt gewesen wären. Erst seit dem Aufgange des Mondes, der eben im Vollschein über den Horizont aufgestiegen, habe das Aufschwellen der Melone aufgehört.

Sie fragten Jussuf, was nun damit geschehen sollte, und meinten, er werde ihnen nicht zumuthen, diese Melone zu schälen und

aufzuschneiden. „Das können wir nicht", schlossen sie ihre Rede, „denn das ist offenbar, daß hier Zauberei mit im Spiele ist. Eine gewöhnliche Melone kann nicht mehr wachsen, wenn sie einmal reif und vom Stocke gepflückt ist; und wenn es auch je möglich wäre, so kann sie doch in keinem Falle zu so ungeheurer Größe anwachsen, wie noch nie eine Melone auf der Welt gesehen worden. Wer weiß, was da drinnen verborgen ist."

„O, ihr feigen Memmen!" rief Jussuf, entrüstet über die Furcht seiner Diener. „Schämt euch! Ihr seid hier in einem fremden Lande und bedenkt nicht, daß hier nicht Alles gerade so sein muß, wie in der Heimath. Was kann denn da drinnen verborgen sein. Aussen ist die Schale, und unter der Schale das Fleisch, und in der Mitte das zellige Gewebe mit den Kernen. Gib her!" sagte er zu demjenigen, der ihm zunächst stand, und nahm ihm seinen kurzen breiten Säbel. „Ich will mir gleich ein Stück davon herausschneiden, damit du siehst, daß es so ist, wie ich sage."

Indem er noch so sprach, führte er zwei kräftige Hiebe in die Länge und ebenso zwei Hiebe in die Queere auf die Melone, daß ein viereckiges Stück der Schale leicht abgelöst werden konnte. Nun befahl er einem Sclaven, dieses Stück herauszuheben. Als dieser sich aber ängstlich der Melone näherte, um nach dem Gebote seines Herrn zu thun, fuhr ihm das Stück, von einer aus dem Innern der Melone wirkenden Kraft in die Höhe geschnellt, über den Kopf weg, daß er vor Schrecken darüber rückwärts zur Erde stürzte.

„Mahomed, großer Prophet, steh uns bei!" riefen die Sclaven, als sie dies sahen. Aber ihr Staunen verwandelte sich plötzlich in Schrecken, daß alle davon liefen. Denn aus der entstandenen Oeffnung der Melone stieg eine menschliche Figur heraus und stand mit einem Sprunge vor Jussuf. Dieser war sowohl durch die plötzliche und unvermuthete Erscheinung, als durch das ungewöhnliche Aussehen des Mannes ebenfalls bestürzt einige Schritte zurückgewichen.

Das von dem Scheitel hinab ganz plattgedrückte Geſicht des Mannes war durch zwei ungeheuer große Augen und durch lange ſchwarze Augenbraunen entſtellt, die zuſammen den größten Theil des Geſichtes einnahmen. Auf der kurzen Oberlippe hatte er einen ſchmalen aber ſo langhaarigen Schnauzbart, daß die Enden deſſelben bis zu dem Scheitel hinaufreichten, und dort mit dem Haupthaar in zwei Zöpfe eingeflochten waren, die wie zwei Fühlhörner ſeitwärts gebogen in die Höhe ſtanden. Sein Kleid war mit lauter glänzend ſchwarzen und ſchwefelgelben Querſtreifen gezeichnet, und hinten hing ihm ein durchſichtiger Kaftan in zwei florähnlichen Flügeln beinahe bis auf die Erde. Das Kleid lag ihm allenthalben feſt an, auch trug er keinen Gürtel um den Leib, wodurch ſeine Magerkeit nur um ſo mehr auffiel. Dabei ſtanden ihm die Nägel ſeiner mittelſten Finger ſehr lang, und wie Hacken gekrümmt, über die Finger hinaus. Die ganze Figur hatte das Anſehen einer vergrößerten Weſpe.

Kaum hatte der Mann bemerkt, daß Juſſuf vor ihm zurück wich, ſo faßte er mit ſeinen beiden dürren Händen die Flügel ſeines Kaftans, und hüpfte ihm mit einem Satze nach, als verſuchte er zu fliegen. Juſſuf war vor Schrecken nicht im Stande, die Frage an ihn zu richten, wer er ſei, und was er wolle. Aber der Mann ließ alsbald einen ſchnarrend brummenden Ton hören, der wahrſcheinlich ein Geſang ſein ſollte, und von dem Juſſuf die Worte verſtand:

„Meine Herrin ſchickt mich,
Dir zu dienen.
Meine Herrin warnt dich
Vor den Bienen.
Sie weiß, daß du nicht weißt,
Was Wen'ge wiſſen
Wohin ſie ihren Lauf,
Wohl richten müſſen.
Laß dir von mir es ſagen.
Mußt's ſonſt nur niemand fragen.
Verfolge nur die Richtung längs —"

Doch ehe ſein Geſang zu Ende war, ſummte noch eine andere Stimme von der Seite her, wo die Melone lag. Nach ihr hinblickend, ſah Juſſuf aus der Oeffnung derſelben eine zweite eben ſo wunderlich entſtellte Menſchenfigur heraushüpfen, die ſich nur durch ein dunkleres, mehr ins olivengrüne ſpielendes Kleid und etwas weniger ſchlanken Bau des Leibes von der erſten unterſchied, ſonſt aber überhaupt das Ausſehen einer menſchlich gebildeten Biene hatte. Indem auch ſie ſich hüpfend näherte, ſang ſie in einem höhern aber ebenfalls ſummenden Tone:

„Merk auf das, was ich dir ſage.
Wespen ſind euch nur zur Plage;
Eitelkeit iſt nur ihr Treiben.
Doch wir arbeitſame Bienen
Sind es, die euch nützlich dienen.
Drum laß mich nur um dich bleiben,
Daß ich dir die rechten Steige
Nach dem Lande deiner Wünſche zeige.“

Nun brummte aber der Erſte wieder dazwiſchen, daß er nichts weiter verſtehen konnte. Beide ſtellten ſich einander gegenüber und ſummten und brummten einander entgegen. So ſehr er anfänglich über dieſe Erſcheinung beſtürzt war, ſo hatte ſich Juſſuf jetzt doch wieder etwas geſammelt, und ſagte: „Ihr lieben Leute ſcheint es beide recht gut zu meinen, allein —“

Ehe er noch ausgeredet hatte, ſummten und brummten wieder beide gegen ihn. Er verſtand nur ſo viel, daß jeder den andern verkleinerte und in ſeinen Augen verdächtig zu machen ſuchte. Bald wendeten ſie ſich aber wieder gegen einander und ſummten und brummten ſich mit unerhörter Hartnäckigkeit an. Ihr Streit ward immer heftiger, und zuletzt packten ſie ſich in toller Wuth, und riſſen ſich kämpfend und brummend und ſummend im Kreiſe herum. Juſſuf ſah zwei Dolche blinken, und beide ſanken, jeder von dem andern durchbohrt, vor ſeinen Füßen nieder. Sterbend baten ſie ihn: „Be-

grabe uns in unſerer Wiege.“ Er nickte ihnen Gewährung zu, und ſie lagen gleich darauf todt da.

Sogleich rief Juſſuf nun ſeine Sclaven herbei, die in ängſtlicher Erwartung in der Ferne geſtanden, und gebot ihnen, die Leichen in die Melone zurückzutragen. Allein ſie weigerten ſich, zwar mit den demüthigſten Entſchuldigungen, aber mit der feſteſten Entſchiedenheit. „In allen natürlichen Dingen“, ſagten ſie, „wollen wir dir gewiß Gehorſam beweiſen, allein verlange nicht, daß wir uns mit ſolchen übernatürlichen Erſcheinungen gemein machen oder befaſſen ſollen.“

Er ſtellte ihnen ruhig vor, daß er die beiden Leichen doch nicht allein in die hohle Melone ſtecken könne, und daß ihm einer von ihnen dazu helfen müſſe. Was er wage, das könnten ſie doch auch wagen. Allein ſie weigerten ſich ſtandhaft, und keiner zeigte ſich bereit, mit Hand anzulegen. Ueber dieſe Hartnäckigkeit entrüſtet, war Juſſuf eben im Begriff, den Sclaven, der zuletzt geſprochen hatte, mit der flachen Säbelklinge zu züchtigen; da riefen ihm einige andere zu: „Halt! halt, lieber Herr! die Leichen ſind ja nicht mehr da.“

Sie waren wirklich verſchwunden, und als er auf die Erde ſah, wo ſie gelegen, entdeckte er im Staube eine todte Weſpe und eine todte Biene. „Sieh, ſieh!“ ſprach er ganz verwundert vor ſich hin, „ſollte man nicht glauben, daß Alles nur eigene Sinnentäuſchung geweſen? Wenn die große Melone nicht mehr daläge, wäre ich verſucht, zu glauben, ich hätte die Biene und die Weſpe nur in tollem Wahne für große menſchliche Weſen angeſehen.“

Bei dieſen Worten wandte er ſich nach der Seite, wo die Melone gelegen, und ſiehe da! auch ſie war verſchwunden. Näher hinzutretend fand er an ihrer Stelle wieder die kleine Melone ganz ſo, wie er ſie vorher auf ſeinem Spaziergange gepflückt hatte. An der Seite derſelben entdeckte er eine kleine viereckige Oeffnung. Darum

ging er schnell zurück, holte die beiden todten Insekten, und steckte sie durch die Oeffnung in die Melone. „Es mag nun sein, wie es will", sprach er bei sich, „ich habe euch versprochen, eure Leichen in die Melone zu begraben, und ich erfülle dieses Versprechen!"

„Jetzt werdet Ihr von der verzauberten Melone doch nicht mehr essen wollen?" fragte ihn hierauf einer der Sclaven, und als Jussuf verneinend das Haupt schüttelte, und nachdenklich zu seinem Zelte zurückging, gab der Sclave der Melone mit dem Fuße einen Stoß, daß sie die ganze Anhöhe hinabrollte, und in den unten vorbeifließenden Fluß fiel. Die Wellen trugen sie weiter.

IV.

Die Nacht verging ruhig. Jussuf hatte zwar im Anfang keinen Schlaf finden können, weil das wunderbare Ereigniß seine Seele zu sehr aufgeregt hatte. Endlich siegte aber doch die Ermüdung, und er schlief ruhig bis zum Morgen.

Gleich im Anfange der Reise hatte er die Anordnung getroffen, daß jede Nacht vier von seinen Sclaven abwechselnd Wache halten mußten. An diesem Morgen fragte er mit besonderer Neugierde, ob sich in der Nacht nichts zugetragen, insbesondere ob kein Reisender vorbeigekommen, bei dem man sich nach der Richtung des Weges erkundigen können. Es war aber niemand vorbeigekommen. Unmuthig, daß er über die Richtung seiner Reise noch keine Sicherheit habe, schlug er an seinen Busen und sprach: „So ziehn wir auf gutes Glück dem Strome entlang."

Er hatte mit dem Schlage das Täschchen mit dem Talisman getroffen, den er von seinem Lehrer Modidjah empfangen und seither ganz vergessen hatte. Er griff darnach, öffnete das Täschchen und sprach: „Du hast dich ja zur guten Stunde gemeldet. Komm und sage mir, ob ich wohl thue, wenn ich durch das Thal längs

dem Fluſſe hinauf ziehe?" Indem er ihn nun betrachtete, rief er freudig aus: „Ja, ja, der Entſchluß iſt gut! der feurige Funken glimmt ja recht lebendig in dem Steine."

Sogleich gab er Befehl zum Aufbruch, und ritt dem Zuge voraus in das Thal hinauf. Seine Sclaven aber wunderten ſich über die Sicherheit und den feſten Entſchluß, da er doch geſtern noch ſo unſchlüſſig geweſen über die Richtung des Weges, den er einſchlagen wollte.

Die Reiſe war hier im Thale viel angenehmer, als ſie bisher geweſen war. Die Luft an dem Strome war kühler, denn immer ſäuſelte ein lindes Wehen aus dem Thale herunter, und bald kamen ſie an bewohnte Orte, und erfuhren, daß ſie auf dem geradeſten Wege nach der kleinen Stadt wären, in deren Nähe die Trümmer der alten Königsſtadt liegen ſollten.

So angenehm Juſſuf dieſe Nachricht war, ſo war ihm doch Eines dabei unangenehm. Er erinnerte ſich, daß der Mond an dem Abende, da ihm das Abenteuer mit der Melone begegnet war, gerade im Vollſchein ſtand, und konnte nun berechnen, daß er um mehrere Tage zu früh an dieſes erſte Ziel ſeiner Reiſe gelangen werde. Was ſollte er in der kleinen Stadt anfangen, bis er am dritten Tage nach dem Neumonde ſeinen Wegweiſer finden konnte? Er ließ ſich indeſſen nicht abhalten, die Reiſe in kleinen Tagereiſen fortzuſetzen.

Endlich kam er in die kleine Stadt, in deren Nähe die zerſtörte Stadt liegen ſollte, und kehrte in einer Karawanſerei ein. Während ſeine Leute die Kameele abpackten und ſich einrichteten, ſchlenderte er, um ſich ein wenig umzuſehen, ohne Plan durch das Städtchen. Ohne daß es ihm auffiel, geſellte ſich auf dieſem Gange ein junger Mann zu ihm, der ihm im Vorbeigehen die wenigen Merkwürdigkeiten der Stadt zeigte.

Im Laufe des Geſprächs gab ſich Einer dem Andern zu erkennen, und Juſſuf erfuhr, daß der junge Mann Haſſan-Aſſad hieß, ein

Mann, der ihm schon oftmal von seinen Leuten rühmlich genannt worden war, und der sich ihm bei manchen Waarenbestellungen in Persien schon nützlich gemacht hatte. Er sprach ihm dafür recht herzlich seinen Dank aus, und bezeugte ihm seine Freude darüber, daß er ihn nun persönlich kennen gelernt habe. Auch Hassan schien sehr erfreut, den weitgerühmten Kaufmann aus Balsora von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, und erbot sich ihm, so lange er in der Gegend bliebe, sein Führer und Begleiter zu sein.

„Morgen zwar", sprach er, „habe ich ein nothwendiges Geschäft in Schiras, das ich nicht aufschieben kann. Da ihr aber ohne Zweifel doch auch dahin gehen werdet, weil ihr gewiß dort bei den kunstreichen Seidewebern, den geschickten Gold- und Silberarbeitern wichtige Bestellungen zu machen habt, und weil die persönliche Bekanntschaft mit unsern Geschäftsfreunden immer nützlich ist, so schlage ich Euch vor, mit mir dahin zu reisen. Wir brauchen uns auf diese Weise nicht gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft schon wieder zu trennen, und Euch muß es ja doch auch angenehm sein, mit mir dahin zu gehen, der dort schon bekannt ist, und Euch selbst in die Wohnungen aller derjenigen einführen kann, mit welchen Ihr in Geschäftsverbindung stehet."

So wenig Jussufs Sinn jetzt auf die Geschäfte seines Handels gerichtet war, so erweckten diese Reden doch manche Erinnerung aus seinem Geschäftsleben. Es fielen ihm dabei auch die Namen aller der Leute ein, mit welchen er in Schiras in Verbindung stand. Da er indessen eine gewisse Scheu in sich trug, die wahre Ursache seiner Reise zu verrathen, so ließ er seinen freundlichen Begleiter ganz auf der Meinung, als sei er nur in der Absicht nach Persien gekommen, um Bestellungen und Einkäufe zu machen. Weil er überdies noch mehrere Tage warten mußte, bis der Neumond eintrat, so nahm er Hassans Vorschlag gern an, und versprach ihm, ihn am andern

Morgen nach der groſsen und berühmten Stadt Schiras zu begleiten, und mit ihm einige Tage dort zuzubringen.

Die Entfernung von Schiras war nicht weit, und Juſſuf langte mit ſeinem neuen Freunde des nächſten Tages ſchon vor der Hitze des Mittags dort an. Haſſan führte ihn ſogleich am Nachmittage in das Haus eines reichen Handelsmannes, mit dem er ſchon längſt viele bedeutende Geſchäfte gemacht hatte. „Hier", ſprach er, „bringe ich Euch den berühmten Kaufmann Juſſuf aus Balſora, deſſen Namen euch nicht fremd ſein kann, da Ihr ſchon längſt Geſchäfte mit ihm macht. Er hat die weite Reiſe ſelbſt unternommen, um neue Beſtellungen zu machen, und zugleich die Leute perſönlich kennen zu lernen, die ihn bisher zu ſeiner Zufriedenheit bedient haben."

Der Handelsmann war ſehr erfreut, den berühmten Juſſuf aus Balſora kennen zu lernen, und da es ihm ganz natürlich ſchien, was Haſſan geſagt hatte, ſo fuhr er gleich in ſeiner Rede fort: „Wenn ich nicht irre, ſo habe ich Euch zuletzt eine ziemliche Quantität Roſenöl beſorgt. Ihr wart doch zufrieden damit?" Juſſuf verſicherte ihn ſeiner vollkommenen Zufriedenheit mit jener Lieferung. „Ach", fuhr der Handelsmann fort, „jetzt müſst Ihr wieder eine Beſtellung machen, denn ich habe jetzt eine viel beſſere Quelle, und kann es Euch um einen weit billigern Preis ablaſſen, obgleich es von weit vorzüglicherer Qualität iſt.

Juſſuf ſchämte ſich, ihm zu geſtehen, daſs er ſeine Magazine und ſeine Kaufgewölbe, ohne Aufſicht verlaſſen, und daſs er jetzt gar nicht an ſeine Geſchäfte denken könne. Er lieſs ihn daher in dem Irrthum, und machte eine ſehr bedeutende Beſtellung von Roſenöl bei ihm. Weil er aber weiter zu reiſen gedenke, und die Zeit ſeiner Rückkehr nicht ganz gewiſs beſtimmen könne, beſtellte er die Sendung des Roſenöles erſt auf weitere Anweiſung. Doch bezahlte er den Betrag im Voraus.

Auf dieſe Weiſe ging es bei allen ſeinen Handelsfreunden in

Schiras. Haſſan führte ihn ein, gab als Veranlaſſung ſeiner Erſcheinung in Perſien die Abſicht an, neue Beſtellungen zu machen, und ſo wurde er bei allen zu neuen Einkäufen und Beſtellungen verleitet. Bei den Seidenwebern beſtellte er mehrere hundert Stücke von Seidenſtoff, bei andern Gold- und Silberſtoffe in großer Menge, bei den Juwelieren koſtbare Geſchmeide, und Gold- und Silbergefäße und Geräthe bei den Gold- und Silberarbeitern.

Sein Begleiter führte ihn aber nicht allein zu ſolchen Handelsleuten und Arbeitern, mit welchen er ſchon früher in Geſchäftsverbindung geſtanden, ſondern er machte ihn auch mit vielen andern bekannt. Er veranlaßte ihn ſo, auch bei dieſen theils wegen der Schönheit ihrer Waaren, theils wegen der Billigkeit ihrer Preiſe, große Beſtellungen zu machen und ebenſo große Gegenbeſtellungen von Waaren anzunehmen, die er ihnen aus Balſora zu ſenden verſprach.

Es konnte ſich nicht fehlen, daß ein Kaufherr von ſolchem Rufe, wie Juſſuf, der ſo viele Beſtellungen in einer und derſelben Stadt machte, Aufſehen erregte. Man ſuchte ihm aller Orten freundlich entgegen zu kommen; man lud ihn zu allen Feſten ein, die in jenen Tagen in den Familien gefeiert wurden, wo er bekannt geworden war. Bald mußte er bei einem Feſtmahle in der Stadt, bald bei einem ländlichen Feſte in irgend einem der großen und prächtigen Gärten außerhalb der Stadt erſcheinen. Er ſah, daß man ſich allenthalben beeiferte, ihm Ehre zu erzeigen und Vergnügen zu machen.

Der Neumond war indeſſen herbeigekommen, und Juſſuf hatte noch ſo viele Einladungen, daß er noch einmal bis zum Vollmonde hätte bleiben müſſen, wenn er allen ein Genüge thun wollte. Allein der dritte Abend nach dem Neumonde war ihm von ſeinem Lehrer als der entſcheidende Augenblick genannt worden, den er nicht verſäumen wollte. So ſehr ihm Haſſan zuredete, nur noch einige Tage zu bleiben; ſo dringend er von Solchen, die ihn noch geladen hatten,

gebeten ward, — er blieb feſt dabei, daß er bei der weiten Reiſe, die er noch vorhabe, nicht länger zögern dürfe, und ging in der Frühe des dritten Tages nach dem Neumonde wieder nach der kleinen Stadt zurück, wo er ſeine Sclaven und Kameele mit dem Gepäcke gelaſſen hatte.

Dort angekommen, fand er Alles in ſeiner Ordnung. Er ruhete bis gegen den Abend, und ging dann ohne Begleitung nach den Trümmern der zerſtörten Stadt. Noch vor Sonnenuntergang war er an den öſtlichen Rand derſelben gelangt, und hatte bald auch den bezeichneten Stein in einiger Entfernung davon gefunden. Er ſetzte ſich darauf, und kaum war die Sonne untergegangen, ſo beobachtete er auch den, einem goldenen Schifflein gleich, durch den blauen Nachthimmel dahin ſchwimmenden Mond. Er harrte mit Herzklopfen und ängſtlicher Ungeduld auf den Augenblick, da er am weſtlichen Horizonte auf dem Bergrücken zu ſtehen ſchien. Dann rief er ſchnell und laut: „Haſchanaſcha!“

Er erwartete, daß auf dieſen Ruf ſogleich ein Wegweiſer erſcheinen und ſich ihm zeigen würde. Allein es erſchien nichts. Der Mond war inzwiſchen hinter die Berge hinunter geſunken, und die Sterne leuchteten allein noch hell und flimmernd aus dem dunkelblauen Nachthimmel herunter. Er war von dem Steine, auf welchem er bisher erwartend ſitzen geblieben, aufgeſtanden, und wollte ſich eben mißmuthig über die getäuſchte Erwartung zu ſeinen Leuten nach dem Städtchen zurückbegeben, als er auf einmal ſeinen Namen von einer bekannten Stimme hinter ſich rufen hörte. Er wandte ſich um nach der Gegend, wo er den Ruf gehört, und erkannte bald in dem Licht der Sterne ſeinen Freund Haſſan, den er am Morgen in Schiras zurückgelaſſen zu haben glaubte.

„Ei, ei!“ ſagte dieſer, indem er näher zu ihm trat, „ſchien mirs doch immer, daß Ihr mit etwas hinter den Bergen haltet. So oft ich über Eure fernere Reiſe mit Euch ſprechen wollte, ſuchtet

Ihr mir auszuweichen, und brachtet die Rede gleich auf einen andern Gegenstand. Nun ist mir Alles klar. Gegen mich hättet Ihr kein Geheimniß daraus zu machen brauchen. Da ich Euch heute am dritten Tage nach dem Neumonde hier finde, so weiß ich schon Alles. Es ist mir zwar leid, daß ich Euch in diesem Falle auch dienen muß, denn ich habe schon so Viele auf diese Straße geführt, und keiner von Allen ist wieder zurückgekommen."

„Wie? Hassan Assad, Ihr seid der Führer, den ich hier finden sollte?" rief Jussuf aus. „Ihr wollt mich zu dem Ziele meiner Wünsche führen?" „Nein", antwortete Hassan, „ich selbst kann Euch nicht führen. Nur auf die rechte Straße kann ich Euch bringen. Kommet aber nun und folgt mir."

Er führte ihn nach den weit ausgedehnten Ruinen der zerstörten Stadt zurück. Sie fanden bald ziemlich gangbare Wege, die wenigen unverschütteten Strecken der ehemaligen Hauptstraßen der großen Königsstadt; öfter aber mußten sie über Berge von dem Schutte der eingestürzten Gebäude klettern, über Säulen und Reste von mächtigen Pfeilern. Sein Führer wandte sich bald rechts, bald links, um die bequemste Steige zu suchen; bald gings wieder in großen Bogen rückwärts, bald vorwärts. Sie mochten etwa eine Stunde so umhergeklettert sein, da hielt Hassan endlich an einem mit einem eisenbeschlagenen Thürchen verschlossenen Eingange, der nicht vom Schutte bedeckt war. Hier zog er ein kleines silbernes Hämmerchen hervor, und klopfte neunmal auf den Kopf eines großen Nagels, der sich oben an dem Thürchen befand. Bei jedem Schlage hielt er einige Sekunden ein, und Jussuf hörte den Schall innerhalb der Thüre in sonderbarem Getöne, wie auf eine weite Ferne hin fortklingen.

Bei dem letzten Schlage sprang die Thüre auf, und zeigte eine Reihe von Stufen, die wie in ein Kellergewölbe abwärts führten. „Hier müssen wir hinabsteigen", sprach Hassan. „Du wirst hier

viel Wunderbares ſehen; man wird dich reich beſchenken. Hüte dich aber, irgend ein Geſchenk zurück zu weiſen und ein Wort zu ſprechen. Nur wenn man dich fragt, ob du genug habeſt, antworte immer mit nein! bis man dich als einen Ungenügſamen ſchmäht, und dich fragt, was du denn noch begehreſt. Dann ſprich das Wort Retlafgat. Es iſt dies der Name eines Talismans, ohne welchen du das Ziel deiner Wünſche nimmermehr erreichen kannſt."

Juſſuf merkte ſich das Wort, und verſprach, ſeinen Lehren getreulich nachzukommen. Sie ſtiegen nun die Stufen miteinander hinab. Die Thüre aber fiel mit ſchallendem Schlage hinter ihnen zu.

Während ſie miteinander im Dunkel die Stufen hinabſtiegen, gedachte Juſſuf ſeines Talismans, den er von Mobidjah erhalten. Er wollte ſehen, ob er auf richtigem Wege wandle, und zog ihn aus ſeinem Täſchchen. Obgleich die Dunkelheit groß war, erkannte er doch den helleuchtenden, röthlichen Funken in dem Steine. Nun ſtieg er um ſo muthiger ſeinem Führer nach.

Sie mochten ungefähr fünfzig Stufen hinabgeſtiegen ſein, als ſie in einen großen Raum gelangten. Ueber demſelben erhob ſich ein rundes Gewölbe vom Boden an in der Geſtalt einer regelmäßigen Halbkugel. Von der Mitte des Gewölbes hing eine große Lampe herab, an welcher aus zwölf Armen zwölf lange blendend weiße Flammen hervorbrannten. Das ganze Gewölbe ſpielte in vielen tauſend und aber tauſend Lichtern dieſe Flammen zurück, als wäre es mit einer unzähligen Menge kleiner Spiegel bekleidet. Als Juſſuf neugierig auf die eine Seite trat, um zu ſehen, was dieſe Lichter widerſtrahle, entdeckte er, daß das Gewölbe mit lauter ächten großen orientaliſchen Perlen von der größten Reinheit bekleidet war, und ſo daß die Lücke zwiſchen vier großen von einer kleinern ausgefüllt wurde. Er verſuchte es, eine der großen Perlen von der Wand abzulöſen, allein ſie war ſo feſt gekittet, daß es ihm unmöglich war, ſie loszubringen.

Inzwiſchen war ſein Führer ſchon an eine verborgene Thüre getreten, und hatte mit ſeinem ſilbernen Hämmerchen an eine Stelle derſelben dreimal angeklopft. Die Thüre ſprang auf, und ſie traten in einen großen viereckigen Saal, deſſen Wände aus ſehr breiten Sockeln, Pfeilern und Frieſen von gediegenem Gold beſtanden. Die Füllungen der Wandflächen aber beſtanden jede aus einem einzigen, durchſichtigen, lebhaft grünen ſpiegelglatt geſchliffenen Steine, den Juſſuf, ſo unwahrſcheinlich es ihm ſchien, doch für nichts anderes, als für ächten Smaragd erkannte.

Haſſan ließ ihm keine Zeit, ſich lange umzuſehen. Schon hatte er durch die Schläge ſeines ſilbernen Hammers einen dritten Saal eröffnet, der von achteckiger Form, deſſen Sockel und Pfeiler zwar nur von Silber waren; aber die Füllungen beſtanden ebenfalls wieder aus einem koſtbaren Steine von hellblauer Farbe, den Juſſuf für ächten Türkis erkannte.

So kamen ſie in immer prachtvollere und größere Säle. Schon hatten ſie den zwölften betreten, ohne irgend ein lebendes Geſchöpf gefunden zu haben. Es herrſchte in denſelben bei aller Pracht eine unbehagliche Oede, die Juſſuf ſo ſehr drückte, daß er ſein Gefühl darüber gerne gegen ſeinen Begleiter ausgeſprochen hätte. Allein dieſer ſchritt mit ſolchem Ernſte und ſolcher Vorſicht in ſeinem Gang und Weſen vor ihm her durch die geöffneten Thüren und Räume, daß er nicht den Muth hatte, ein Wort laut werden zu laſſen.

Nachdem ſie ſo auch den zwölften Saal durchſchritten hatten, ſchlug Haſſan an dem Ende deſſelben mit ſeinem Hämmerchen dreimal auf den Boden, der aus lauter großen und kleinen Vierecken von dem herrlichſten geſchliffenen Bandjaſpis beſtand. Sogleich öffnete ſich eines dieſer Vierecke, und ſchlug ſich zurück, wie eine Fallthüre. Hier zeigten ſich wieder mehrere Stufen von ſchönem Kryſtall, die noch tiefer hinab führten.

Sie ſtiegen abwärts, und die Fallthüre legte ſich hinter ihnen

wieder zu. Juſſuf ſah keine Lampe, durch welche der lange Stufengang erleuchtet wurde, aber auch keine Fenſter, durch welche das Tageslicht eindringen konnte, und doch war es nicht dunkel um ſie, denn mit jedem Tritte zuckte ein bläulich heller Schein auf. Er bemerkte, daß derſelbe von einer kleinen Kugel ausging, die vor ihnen langſam von Stufe zu Stufe hinab rollte, und aus der beim Auffallen auf eine neue Stufe jedesmal ein heller bläulicher Lichtſtrahl ausſtrömte, der ſo lange Licht verbreitete, bis die Kugel auf eine weitere Stufe hinab rollte.

Endlich hörten die Stufen auf, und es dehnte ſich vor ihnen ein langer ebener Gang aus, von deſſen Ende ihnen ein heller Punkt entgegen leuchtete. Sie näherten ſich demſelben, und erkannten bald eine Flügelthüre mit Glasfenſtern, durch welche ihnen das hellſte Tageslicht von draußen entgegen ſchimmerte. Sie traten durch dieſelbe hinaus und befanden ſich in einem prächtigen Garten voll ſeltener Blumen und Sträucher, wie ſie Juſſuf noch nie geſehen hatte.

Gleich beim Eingange traten ihnen zwei Sclaven entgegen, die ſich ehrerbietig aber ſchweigend vor ihnen neigten und ihnen dann winkten, ihnen zu folgen. Sie führten ſie in ein großes Gartenhaus. Dort ſaßen einige Männer, die Juſſuf für Derwiſche hielt. Sie ſtanden auf und begrüßten ihn: „Du kommſt, Schätze zu holen bei der Armuth?“ fragte einer derſelben. „Dein Wunſch ſoll erfüllt werden.“ Zugleich gab er den übrigen einen Wink, und dieſe entfernten ſich, jeder durch eine andere Thüre. „Die Menſchen“, fuhr er fort, „ſind rechte Thoren. Sie hängen ihr Herz an ſolch eiteln Tand, und je mehr ſie davon haben, je unerſättlicher ſind ſie.“ Er ſchüttelte verächtlich den Kopf.

Ehe er aber auch ausgeredet hatte, kamen die übrigen Derwiſche wieder zurück, und brachten der eine eine Menge Beutel, die mit Zechinen gefüllt waren, der andere zwei koſtbare Doſen mit Perlen

gefüllt, der dritte zwei Dosen mit großen Diamanten von dem schönsten Feuer, ein vierter zwei Dosen voll der schönsten Smaragde, und so jeder eine andere Kostbarkeit. Jussuf nahm Alles, und steckte die Beutel und die Dosen zu sich. „Bist du zufrieden?“ fragte der Derwisch, der zuerst gesprochen hatte, und Jussuf antwortete: „Nein!“

„Ich habs ja gesagt!“ brummte der Derwisch, und auf seinen Wink entfernten sich die andern wieder, und brachten wieder, wie das erstemal Beutel mit Gold und Dosen mit Juwelen. „Hast du jetzt genug?“ fragte der Derwisch, und Jussuf, der noch kaum Alles zu sich gesteckt hatte, antwortete wieder: „Nein!“ Mit noch größern Zeichen des Mißfallens ließ der Derwisch nun eine neue Last gleicher Geschenke bringen, und da sie Jussuf nicht mehr zu sich stecken konnte, fragte er ihn wieder: „Nun wirds aber doch endlich genug sein?“ Hassans Belehrung eingedenk, antwortete er aber wieder: „Nein!“ Da stand der Derwisch auf, und drehte sich zornig auf einem Fuße herum und rief: „Du unverschämter Mensch! bist du unersättlich? Du kannst das nicht allein mit dir nehmen, was du nun schon empfangen hast, und mußt auch deinen Begleiter noch mit dem Quarke beladen, um es nur fort zu bringen, und hast immer noch nicht genug? Du Nimmersatt!“ Zugleich stellten sich die übrigen Derwische in einen Kreis um ihn, und schrieen, wie aus einer Kehle: „Nimmersatt! Unverschämter! Habsüchtiger! Nimmersatt!“

„Und was begehrst du denn noch?“ fragte ihn der Derwisch. Da sprach Jussuf das Wort aus, das ihn Hassan für diesen Fall gelehrt hatte, „Retlafgat!“ Kaum hatte er es ausgesprochen, als sich die übrigen Derwische still niedersetzten, und nur der, welcher die Frage an ihn gestellt hatte, sich aus dem Gartensaale entfernte. Er kam bald mit einer kleinen Dose zurück, die er ihm übergab.

Sie war aus ſchlechtem Holze gefertigt, und ohne irgend eine Verzierung.

„Hier iſt, was du begehrteſt!“ ſagte er, und indem er ihm ein kleines goldenes Schlüſſelchen überreichte, fügte er hinzu: „Du brauchſt forthin keinen Wegweiſer mehr. Gehe, wohin deine Neigung dich treibt. Du biſt überall auf dem rechten Wege, ſo lange du mit dieſem Schlüſſel dieſe Doſe nicht öffneſt. Nur dann, wenn du einmal in Verzweiflung biſt, und dir alle Hoffnung verſchwunden iſt, das Ziel deiner Reiſe zu erreichen, nur dann magſt du ſie eröffnen.“

Er winkte mit der Hand, und ſogleich waren die zwei Sclaven wieder bereit, ſie wegzuführen. Haſſan nahm die Doſen und Beutel, die Juſſuf nicht hatte zu ſich ſtecken können, in die Taſche, und ſie verbeugten ſich, ſich zu entfernen. Da rief der Derwiſch ihnen noch nach: „Schon ſo Mancher hat den Reiſegefährten bei uns geholt, und er iſt immer wieder gekommen. Er wird auch von dir wieder zu uns zurückkehren.“

Die Sclaven führten ſie auf einem andern Wege aus dem Garten in den Eingang einer Felſenhöhle, ſchloſſen dort die Thüre hinter ihnen, und ließen ſie in einem dunkeln Gange allein. Sie taſteten mit den Händen umher und fühlten bald eine Thüre. Haſſan klopfte mit ſeinem Hammer wieder neunmal an, und ſiehe! bei dem letzten Schlage öffnete ſich die Thüre, und ſie traten durch dieſelbe an einem andern Ende der Ruinen der zerſtörten Stadt ins Freie heraus.

„Nun dürfen wir wieder ſprechen!“ ſagte Haſſan. „Was gedenkt Ihr nun zu thun? Der Morgen iſt nicht mehr ſehr ferne. Wollt Ihr nicht gleich nach der Stadt zurückkehren, und Eure Schätze aufladen laſſen.“ Juſſuf aber ſchüttelte das Haupt nachdenklich und ſprach: „Was ſoll ich thun? was ſoll ich ſagen? Ich habe in der letzten Zeit ſo viel Wunderbares erlebt, daß ich beinahe auf den

Gedanken gerathen bin, ich sei nicht mehr der Mann, der ich war, der seinen eigenen bestimmten Willen hat. Ich komme mir vor, wie ein Spielball übermenschlicher Wesen."

„In gewisser Beziehung ist dies jeder Mensch!" antwortete Hassan. „Doch entschließt Euch. Sehet, ich habe da die Schätze für Euch aufgepackt, und möchte ihrer gerne bald los sein, denn ich muß, wie Ihr vielleicht noch wisset, heute bei guter Zeit in Schiras sein. Laßt uns denn nach dem Städtchen eilen. Bei Euern Leuten mögt Ihr dort in Ruhe überlegen, was Ihr thun wollt." Jussuf folgte ihm in tiefem Nachdenken, und so gelangten sie bald in das Städtchen und traten in die Karawanserei.

Die Sclaven empfingen ihren Herrn mit Freude; denn es war ihnen bedenklich vorgekommen, daß er ohne Begleitung ausgegangen war, und mit der Nacht nicht zurückkam. Sie hatten gefürchtet, es sei ihm ein Unfall zugestoßen. Indem er die Beutel und die Dosen mit den Juwelen ablegte, wandte er sich zu Hassan und sprach: „Ihr habt mir nun schon so viele Gefälligkeit erwiesen, daß ich darauf sündige und Euch noch Größeres zumuthe. Ich sehe, daß mir dieses Gefolge auf meiner weitern Reise mehr zur Last wäre, als daß es meine Absichten fördern könnte. Nun kann ich es aber doch nicht allein zurücklassen. Thut mir den Gefallen, alle diese Sclaven, diese Kameele und alle Schätze, die in jenen Waarenballen enthalten sind, zu nehmen, und verfahrt damit, als sei Alles Euer Eigenthum. Komme ich wieder glücklich zurück, und Ihr wollt mir, so ich dessen bedürftig wäre, wieder einen Theil davon überlassen, so werde ich es von Euch wie ein freiwilliges Geschenk annehmen. Komme ich nicht wieder zurück, nun so bedarf ich alles dessen nicht mehr."

Hassan zeigte sich nach kurzem Widerspruche geneigt, und ließ sogleich die Kameele belasten, um sie nach Schiras führen zu lassen. Jussuf nahm einige von den Dosen mit Edelsteinen, eine gute Last

von den Beuteln mit Zechinen, und vor allen die Dose mit dem Talisman Retlafgat, belud damit sein Pferd, nahm von Hassan mit herzlicher Dankbarkeit Abschied, empfahl seine Sclaven ihrem neuen Herrn, und setzte sich dann auf, und ritt in der Morgendämmerung dem Aufgange der Sonne entgegen.

V.

Zehn Tage war Jussuf in derselben Richtung fortgeritten, ohne daß ihm ein merkwürdiges Ereigniß begegnet wäre. Am Abende des elften Tages befand er sich auf einer hohen Bergebene, die unfruchtbar schien; denn kein Baum und kein Strauch war auf derselben zu erblicken. Kein Dorf, keine Hütte, kein Zelt war in der Umgegend zu sehen, so weit seine Blicke trugen. Er mußte sich entschließen, unter freiem Himmel zu übernachten, und sah sich nur nach etwas um, wo er sein Pferd anbinden könnte. Denn, obgleich es ein zahmes treues Thier war, fürchtete er doch, es möchte sich die Nacht über verlaufen. Er schnallte endlich, da er nichts fand, den Packsattel ab, und ließ es in dem halbverdorrten Grase, das allein hier zu finden war, weiden. Dann legte er sich auf die Erde nieder, und entschlief auch bald.

Plötzlich aber erwachte er wieder. Er sah sich nach seinem Pferde um, — es war verschwunden. Er sah nach der Stelle, wo der Sattel gelegen. Auch er war nicht mehr da. Es wurde ihm klar, daß ein Räuber das Pferd mit sich geführt habe. Er sah in dem trügerischen Scheine des Mondes umher, konnte aber keine Spur entdecken. Er war sehr betrübt, und sprach bei sich: „Mir geschieht schon recht. Ich habe eine Begleitung treuer Diener gehabt, und habe sie leichtsinniger Weise hingegeben. Ich habe unermeßliche Reichthümer bei mir gehabt, und habe sie ohne Sicherheit in der Hand eines Unbekannten gelassen, der sich in ihrem Besitze gütlich

thun wird, während ich nun darben muß.“ Bald aber fuhr er mit gefaßtem Muthe fort: „Doch was nützten mir alle Güter der Erde? Was hälfe mir ein ganzes Heer der treuesten und tapfersten Begleiter? Ich suche ja ein Gut, nach dem ich überall auf dem richtigen Wege bin, wie der Derwisch gesagt hat. Und die Dose und den goldenen Schlüssel trage ich ja immer noch bei mir. Mag Alles dahin sein, wenn mir nur der Talisman Retlafgat nicht fehlt, der mich erretten soll, wenn mich die Verzweiflung an der Erreichung meines einzigen Wunsches ergreifen sollte.“

Indem er noch so bei sich sprach, sah er einen Haufen Reiter in der Ferne erscheinen, und bald überzeugte er sich, daß sie gerade auf ihn zu ritten. Er sah sich nach einem Zufluchtsorte um; allein auf der flachen Hochebene war keine Stelle, an der er sich verbergen konnte. Die Reiter kamen immer näher: er sah, wie sie sich theilten und einen Kreis bildeten, und so immer näher rückten, bis sie ganz nahe waren. Einige von ihnen stiegen ab, und gingen mit gezogenem Säbel auf ihn zu. Er sah, daß hier jede Vertheidigung vergeblich wäre, warf seinen Säbel von sich, und kniete sich, vorwärts gebeugt, auf die Erde, einem demüthigen Sclaven gleich.

„Packt ihn!“ rief der Anführer der Reiter, „und setzt ihn auf ein lediges Pferd, und führt ihn mit uns. Aber mit Eurem Leben steht ihr mir dafür, daß er nicht entrinne.“ Die beiden Reiter, zu welchen er diese Worte gesprochen, neigten sich ehrfurchtsvoll vor ihm, faßten dann Jussuf, banden ihm die Hände, setzten ihn auf ein Pferd, und ritten, indem sie ihn zwischen sich nahmen und abwechselnd bald dieser, bald jener den Zügel seines Pferdes ergriff, in gestrecktem Trabe mit ihm über die Hochebene hin. Die übrigen Reiter folgten in kleiner Entfernung.

Mit kurzer Unterbrechung, wie sie für die Fütterung der Pferde und für die Ruhe der Thiere und Menschen nöthig war, ritten sie so mehrere Tage fort. Zuweilen kamen sie wieder in fruchtbare

Thäler über kleine Bergströme, doch jenseits ging es gleich wieder aufwärts, und oben dehnte sich wieder eine lange Bergebene aus.

Etwa am zehnten Tage kamen sie in ein weiteres Thal, das von einem größeren Flusse durchströmt war. Jussuf sah angebaute Felder, Gärten und menschliche Wohnungen. Man ließ ihn vom Pferde steigen, und führte ihn in einem Hause in ein kleines Gemach. Dort reichte man ihm Alles, was er zur Reinigung nach einer so langen Reise bedurfte.

Als ein Mann, der früher in dem größten Wohlstande gelebt hatte, war ihm in den letzten Tagen seiner Gefangenschaft die Entbehrung der gewohnten Reinlichkeit am schwersten gefallen. Es erschien ihm daher als eine außerordentliche Gunst des Schicksals, daß man ihm jetzt reichliches Wasser zu einem Bade, Backerde, Kämme und Salbe für seinen Bart brachte, und ihm andeutete, daß er ein Bad nehmen und sich salben sollte.

Nachdem er das Bad genommen, seinen Bart gekämmt und sich gesalbt hatte, wurde er in den Garten des Hauses geführt, und hier trat ihm der Besitzer desselben entgegen. Nachdem er ihn genau mit prüfenden Blicken betrachtet, sprach er zu seinen Begleitern: „Gut! der Mann ist ganz recht. Haltet ihn gut, und bewahrt ihn bis zum neunten Tage, dann wollen wir ihn an seinen Ort bringen und dem Feuer opfern.“ Er winkte mit den Augen, und seine Diener führten Jussuf wieder in sein Zimmer, das sie jedoch sorgfältig bewachten.

In der Einsamkeit dachte Jussuf über sein Schicksal nach. Er beklagte wieder seine Unbesonnenheit, daß er sich so allein den Gefahren einer Reise in unbekannten Ländern preisgegeben habe; er beklagte sein Loos, daß er in die Hände der Feueranbeter gerathen sei, und war dazwischen manchmal versucht, die Dose mit dem goldenen Schlüssel zu öffnen. „Denn“, sprach er zu sich, „welche Hoffnung kann ich noch haben, das Ziel meiner Wünsche zu erreichen. Ich bin gefangen, und streng bewacht, und wenn ich aus der Ge-

fangenſchaft befreit werde, ſo geſchieht es, um mich dem Feuer zu opfern.“ Dazwiſchen erwachte aber doch oft wieder die Hoffnung. Er beſaß noch, was er von Schätzen auf ſeinem Leibe trug, und das war nicht gering. Er verbarg ſie ſorgfältig, denn er hoffte, ſie könnten ihm auf der Reiſe zu ſeiner Opferſtätte vielleicht ein Mittel werden, ſeine Begleiter zu beſtechen, und ſo damit ſeine Freiheit zu erkaufen.

Er erhielt täglich reichliche und gute Nahrung, und hätte ſich nicht zu beklagen gehabt, wenn er nicht der Freiheit entbehrt und am Ende ſeinen Opfertod vor Augen gehabt hätte. Am Morgen des neunten Tages hatte ſich ein großer und feſtlicher Zug vor dem Hauſe, da er gefangen war, aufgeſtellt. Voraus ritten auf weißen Pferden achtzig ſchwarze Sclaven. Dann kamen eben ſo viele weiße Sclaven auf ſchwarzen Pferden. Hierauf kam ein Haufe Reiter, die Juſſuf für diejenigen erkannte, die ihn gefangen genommen hatten. Hinter dieſen, und umgeben von ihnen, ritt der Herr des Landes, der ihn zum Opfertode beſtimmt hatte. Dann kamen zwanzig ehrwürdige Greiſe in roth und gelbgeſtreiften weiten Gewändern, deren jeder ein breites blinkendes Beil, und einen Bündel trockener Bambusſtäbe trug. Hinter ihnen folgten zehn Jünglinge mit Kohlenbecken voll glühender Kohlen, und nun ward Juſſuf herausgeführt, und, an den Händen gefeſſelt und mit den Füßen an das Pferd angekettet, ritt er wieder zwiſchen ſeinen früheren Begleitern. Hinter ihm folgte wieder ein Trupp Bewaffneter, und dann noch eine große Menge Volks.

In dieſer Ordnung ging der Zug längs dem Thale hinauf. Am Abende wurde ein Lagerplatz ausgewählt und einige Zelte aufgeſchlagen. Juſſuf wurde in einem beſondern Zelte bewacht. Als er merkte, daß rings in dem Lager Stille herrſchte, nahete er ſich dem Eingange ſeines Zeltes, und rief mit halblauter Stimme: „Mich dürſtet ſehr. Iſt niemand hier, der mir einen erfriſchenden Trunk

bringen könnte?" Der Wächter, der vor dem Zelte Wache hielt, antwortete ihm: „Wenn meine Stunde um ist, will ich dir an dem Flusse einen Trunk holen. Bis dahin halte dich ruhig."

„Ach", antwortete Jussuf, „meine Lippe dürstet nicht nach Wasser; meine Seele dürstet nach Freiheit. Ich wollte mich dankbar erzeigen, wenn du mich entrinnen ließest." Der Wächter sprach dagegen: „Ich kann es nicht wagen, dich entwischen zu lassen, denn mein Leben ist dafür eingesetzt." Das Zwiegespräch ging noch eine Weile fort. Jussuf bot ihm sechs Beutel mit Zechinen und einen großen Diamant, der zehnmal so viel werth sei. Denn er hatte eine der Diamantdosen, die mit den größten und kostbarsten gefüllt war, noch zu sich gesteckt, als er sich von Hassan geschieden. Der Wächter machte aber immer andere Einwendungen. Er läugnete nicht, daß er den Preis gerne verdienen möchte, allein er fürchtete die Folgen. Jussuf schlug ihm vor, er sollte mit ihm entfliehen, und sich eine andere Heimath suchen. Davon wollte er aber gar nichts hören. „Ich kann mich von meinem Weibe und meinen Kindern nicht trennen; ich muß zu meiner Heimath wieder kehren. Was nützte mir alles Gut der Erde, wenn ich in der Fremde landesflüchtig leben müßte, und die Sehnsucht nach den Meinen mir am Leben zehrte?"

Da kam Jussuf auf einen Gedanken, der ihm endlich einleuchtete. „Laß dir von mir den Mund verstopfen; laß dich von mir knebeln und binden, daß jedermann erkennt, daß du überwältigt warst. Wenn sie dich so finden, so kannst du dich damit entschuldigen, daß ich dir zu stark gewesen sei; daß ich dir gleich den Mund verstopft hätte, daß du nicht nach Hülfe rufen konntest. Was ich dir versprochen, das gebe ich dir vorher, und du magst es in dem Sande verscharren und zu gelegener Zeit später dann abholen." Der Handel wurde richtig. Jussuf gab ihm, was er versprochen; der Wächter verscharrte die Beutel in den Sand, den Diamant verbarg er in einer Falte seines Gewandes, und nun ließ er sich von Jussuf an

Händen und Füßen knebeln und binden und zuletzt den Mund verstopfen.

Hierauf schlich Juſſuf durch das Lager ſo ſtill als er konnte. Am Ende beſtieg er eines der Pferde, die alle noch geſattelt ſtanden, und ſprengte in vollem Galoppe von dannen. So entkam er glücklich. Er ritt die ganze Nacht hindurch, und gewann ſo einen weiten Vorſprung. Weil er aber fürchten mußte, daß man die Huftritte entdecken, und ſo ſeinen Weg verfolgen und ihn einholen werde, tödtete er das Pferd, ſobald er merkte, daß ſeine Kraft nachgelaſſen, mit ſeinem Dolche, und flüchtete in einen nahen Wald, wo er im Dickicht gegen die Verfolgung der Reiter ſicher zu ſein hoffte.

Hier erfriſchte er ſich durch einen Trunk an einer Waldquelle, labte ſich mit Baumfrüchten und Beeren, die reichlich da wuchſen, und ging immer weiter und weiter. Weil er hier und da auf ſeiner Flucht die Spuren reißender Thiere bemerkt hatte, traute er nicht, ſich am Abende auf den Boden zu legen; er beſtieg einen hohen Baum, band ſich dort an dem Stamm feſt, und brachte die Nacht darauf zu. Sein Sitz war zwar ſehr unbequem und er fürchtete immer noch Gefahr, doch ſiegte bald die Müdigkeit über ſeine Furcht, und er ſchlief einige Stunden recht ruhig. Geſtärkt und mit neuem Lebensmuthe ſtieg er herab, und ſetzte ſeine Wanderung durch den Wald weiter fort. Er lebte auch an dieſem Tage von Waldbeeren und wilden Baumfrüchten, und beſtieg am Abende wieder einen hohen Baum, auf dem er die Nacht zubrachte. So trieb er es einige Tage. Endlich bemerkte er, daß hier das Land bedeutend anſtieg. Bald wurde auch der Wald von einzelnen Felſen unterbrochen, der Wuchs der Bäume war nicht mehr ſo hoch und kräftig; allmählig gingen die Bäume ganz aus, große Felſenmaſſen deckten den Boden, dazwiſchen wucherte niedriges Geſträuch, zuletzt nur Gras und Moos. Er ſtieg weiter, und ſah ſich bald auf einer nackten Felſenhöhe, von der er weit und breit nur große Waldgebirge entdeckte. In der

Ferne ragten noch höhere Berge über die Wälder empor, deren Gipfel in dem darauf scheinenden Sonnenlichte ganz weiß schimmerten, und aus einigen derselben stieg ein dicker Rauch auf, als sei darunter ein ungeheurer Ofen, dessen Schornstein der Gipfel des Berges bildete.

Die Luft wehte hier kalt und schneidend. Jussuf bedachte, daß er auf den kahlen Felsen nicht übernachten könne, und wanderte rüstig jenseits hinab. Ehe die Nacht einbrach, hatte er schon wieder eine Stelle erreicht, wo hohe Bäume wuchsen, und auf deren einem er wieder eine sichere, wenn auch unbequeme Schlafstelle fand. Mehrere Tage wanderte er so durch das Waldgebirge hinab und wieder hinan, und erreichte wieder einen hohen Bergrücken, und wieder einen, bis er endlich jenseits tiefer hinab wieder in ein Thal gelangte, in welchem sich ein Bächlein durch blumige Wiesen dahin schlängelte. Er ging mit dem Bächlein das Thal hinunter, und gelangte an eine Stelle, wo sich dasselbe in ein Flüßchen ergoß. Nun folgte er dem Lauf des Flusses, und da ihn die Nacht überfiel, ehe er menschliche Wohnungen erblickte, legte er sich an dem Ufer ins hohe Gras, und beschloß, hier zu schlafen, denn er hatte auf dem ganzen Wege durch das Thal noch keine Spur eines reißenden Thieres entdeckt.

Die Hoffnung, nach einer so langen einsamen Wanderung durch menschenleere Wälder, endlich wieder einmal zu bewohnten Orten zu kommen, hatte ihn an diesem Tage zu einer angestrengtern Wanderung bewogen, und er war davon sehr erschöpft; auch hatte er so viele Tage nur in mühsam sitzender Stellung geschlafen; daher that ihm das bequeme Lager in dem hohen Ufergrase so wohl, daß er bis an den lichten Morgen schlief. Er wäre vielleicht noch nicht erwacht, wenn er nicht gewaltsam erweckt worden wäre.

Als er zu sich selbst kam, sah er sich von einigen Männern an dem Boden gehalten, die damit beschäftigt waren, ihm Hände und Füße mit dünnen aber sehr starken Schnüren zu fesseln. Er rang mit ihnen und wand sich auf dem Boden. Es half aber Alles nichts,

er ward gebunden, und nun legten sie ihn auf eine Bahre aus Bambusstäben und trugen ihn in stetem Schritte fort. Bald kamen sie an eine Stelle, wo der Fluß breiter und tiefer war, so daß schon Kähne auf ihm fahren konnten. Dort lag eine Barke am Ufer. In diese trugen sie ihn, und fuhren mit ihm stromabwärts.

Nach einer Fahrt von etlichen Stunden kamen sie an eine große Stadt. Sie fuhren an vielen Gärten und Gartenhäusern vorüber, und gelangten endlich mitten in die Stadt, die von dem Fluß durchschnitten, aber durch viele hohe Brücken verbunden war. Sie legten am Ufer an, und trugen Jussuf aus dem Schiffe in den Vorhof eines großen Palastes, wo sogleich Alles herbei lief, was in der Nähe war oder vorbei kam. Man betrachtete ihn mit neugierigen Blicken, betastete seine Kleidungsstücke, die durch die Wanderung in dem Dickicht der Wälder überall zerfetzt und zerrissen waren, und lachte über ihn.

Endlich erschien aus der Hauptpforte des Palastes der Bewohner desselben mit einem großen Gefolge vornehmer Diener. An der Ehrerbietung seiner Umgebungen und der Ehrfurcht, mit welcher alle Anwesenden bei seinem Nahen in die Ferne traten, schloß Jussuf, daß es der Sultan oder ein Fürst des Landes sein müsse. Dieser sah den armen Gebundenen an, und sprach zu seinen Dienern in einer Sprache, die Jussuf nicht verstand. Sogleich brachte man einen großen Käfig von starken Bambusstangen; Jussuf wurde losgebunden, hineingeschoben und drinnen verschlossen.

Man führte sodann einen zahmen Elephanten herbei, hob ihn mit dem Käfig hinauf, und führte ihn so durch alle Straßen der Stadt, indem ein Ausrufer an jeder Straßenecke etwas ausrief und mit seinem Stabe nach ihm hindeutete. Die Straßenjungen warfen dabei mit Steinen nach ihm, und selbst Erwachsene neckten ihn auf alle Weise. Wenn er von einem Steine getroffen Schmerz bezeigte und sich zusammen krümmte, oder wenn er einem durch die Stäbe seines

Gefängniſſes hereinfahrenden Steine auswich, ſo erſchallte jedesmal ein ausgelaſſenes Gelächter. Dieſer Mißhandlungen müde, kauerte er ſich zuletzt am Boden zuſammen und kehrte das Geſicht niederwärts, indem er die Hände über den Kopf legte, um dieſen gegen die Steinwürfe zu ſchützen.. Sobald der Ausrufer dies aber bemerkte, ſtieß er mit ſeinem langen Stabe nach ihm und gab ihm ſolche Rippenſtöße damit, daß er ſich wieder aufrichten mußte.

Juſſuf war in Wuth und Verzweiflung. Er drehte ſich ſo ſchnell, als es ihm in dem engen Behälter möglich war, herum, packte die Stäbe des Gitters und ſchüttelte daran, und ſchrie dabei: „Iſt denn kein Menſch unter Euch, der meine Sprache verſteht? Haltet ihr mich denn für ein ausländiſches ſeltenes Thier, daß ihr mich in dem Käfig zur Schau herum führt?“ Und da niemand auf ſeine Fragen antwortete, verzweifelte er aufs Neue, und ſchalt auf ſeine Peiniger. Es erfolgte aber ein neues Gelächter.

Endlich war aber der Umzug durch die Stadt vollendet. Bei dem Palaſte wurde der Käfig wieder von dem Rücken des Elephanten herabgenommen, und in dem hintern Hofe vor dem Eingang in den Schloßgarten auf vier Pfoſten von Mannshöhe aufgeſtellt. Man brachte ihm Speiſe, die in halbgekochtem Reis beſtand, und die er in ſeinem Unmuthe unberührt ſtehn ließ. Es hatten ſich anfänglich auch hier wieder einige Neugierige von dem Hofgeſinde um ihn geſammelt, doch zerſtreuten ſie ſich bald, und ließen ihn in ſeinen Betrachtungen und ſeiner Verzweiflung allein.

VI.

Er bedachte ſeine Lage, und wie es ihm in einem Lande, wo niemand ſeine Sprache verſtand, nicht gelingen würde, ſich aus ſeiner traurigen Gefangenſchaft zu befreien. Der Tod wäre ihm in dieſem Augenblicke willkommen geweſen. Er griff nach ſeinem Dolche, den

er ſorgfältig in einer Falte ſeines Gewandes verborgen hatte, und gedachte, damit ſeinen Leiden auf einmal ein Ende zu machen. Indem er ihn aus dem Futterale zog, fiel ein Sonnenſtrahl auf die blinkende Klinge und ſie gab den feurigen Glanz zurück, daß er ſein Auge traf, wie ein leuchtender Funke. Ihm fiel dabei unwillkührlich der Funke ein, der in ſeinem Talisman leuchtete, und zugleich gedachte er der Worte ſeines alten Lehrers Mobidjah. Er ſteckte den Dolch wieder ein, und zog das Täſchchen mit dem Talisman aus dem Buſen. Als er aber den Stein betrachtete, war der Funken erloſchen; es war ein milchweißer Stein, gleich einer gewöhnlichen Scherbe weißen Porzellans.

Da hauchte er mit einem tiefen Seufzer darüber hin, und ſeine Lippen ſprachen dabei: „Haſchanaſcha!“ Kaum hatte er dieſen Namen ausgeſprochen, ſo ging ein Sclave über den Platz, der ſah im Vorübergehen nach dem Käfig, und ſprach: „O du armer Schelm, wie dauerſt du mich.“ Juſſuf hörte dieſe Worte kaum, ſo rief er freudig: „Das iſt ja die Sprache meines Landes! O, erbarme dich eines Unglücklichen, und ſage mir, warum man mich ſo mißhandelt?“ „Ich darf jetzt nicht!“ antwortete der Sclave, „wartet bis zur Stunde der Mitternacht; dann will ich kommen, und mit Euch reden. Ihr dauert mich ſehr, denn ich habe Euch beim erſten Blick für einen Landsmann erkannt, und möchte Euch gerne Euer Schickſal erleichtern.“ Mit dieſen Worten verſchwand er durch eine andere Pforte in dem Palaſte.

Der Gedanke, daß er doch einen Menſchen gefunden, mit dem er über ſein Unglück ſprechen könne, der Theilnahme für ihn empfinde, richtete Juſſuf wieder ganz auf. Der Gedanke, ſich ſelbſt den Tod zu geben, war ganz vergeſſen; er dachte nicht mehr daran, daß er je einen ſolchen gehabt. Im Gegentheile ſah er ſich ſchon wieder befreit und gedachte an die Fortſetzung ſeiner Reiſe. In ſolcher Stimmung fühlte er mit dem neuen Lebensmuthe auch das Bedürf-

niß der Erhaltung des Lebens, und nahm von der ihm gebrachten Speiſe. Die Stärkung des Leibes wirkte auch wohlthätig auf ſeinen Geiſt. Er gewann die Seelenruhe, um ſich auch der körperlichen Ruhe nach den ausgeſtandenen Leiden zu überlaſſen, und ſchlief bald in ſeinem Käfige ein.

Um die Stunde der Mitternacht wurde er erweckt. Der Sclave war gekommen, um mit ihm zu ſprechen. „Wenn Ihr mir mit einem heiligen Eide zuſchwöret", ſprach er zu Juſſuf, „daß Ihr mich nicht durch Euer Betragen in Gefahr ſetzen, ſondern fein ruhig und ſtille mit mir reden wollt, ſo will ich Euch für die Dauer unſeres Geſpräches aus Euerem Gefängniſſe herauslaſſen."

„Beim Barte des Propheten!" ſchwur Juſſuf, „ich will ruhig und ſtille ſein, und dich auf keine Weiſe in Gefahr bringen." Auf dieſen Schwur holte der Sclave eine kleine Leiter, ſtieg zu ihm hinan, und öffnete den Behälter, der ohne Schloß auf eine ſinnreiche Art ſo geſchloſſen war, daß ihn niemand öffnen konnte, wer das Geheimniß nicht kannte. Er ließ Juſſuf herausſteigen, und ging mit ihm nach dem Garten, deſſen Pforte offen ſtand. Dort ſetzten ſie ſich, und Juſſuf fragte: „Warum bin ich denn gefangen? was iſt die Urſache, daß man mich auf ſo ſchändliche Weiſe zur Schau trug und wie ein ſeltenes Thier in den Käfig ſperrt."

Auf dieſe Fragen erzählte ihm der Sclave: „Der König und die Bewohner dieſer Stadt ſind Schlangenanbeter. Ihr Götze iſt eine große Schlange, der ſie einen geräumigen prachtvollen Tempel erbaut haben, worin ſie von einer großen Zahl von Prieſtern gepflegt wird. Dieſe Prieſter bethören das Volk, und was ſie verlangen, geſchieht. Nun hat aber der König nur eine Tochter, die zwar nicht ſein eigenes Kind iſt, ſondern ihm von einer ſeiner Gemahlinnen aus einer früheren Ehe zugebracht wurde. Dieſe iſt ganz ſchwarz, wie eine Mohrin, allein von ihrer Mutter hat ſie Allah und ſeinen Propheten Mahommed erkennen und verehren lernen.

Diese schwarze Jungfrau liebt der König so zärtlich, wie eine eigene Tochter. Allein die Priester haben ihn doch verleitet, sie von seinem Hofe und aus seiner Stadt zu entfernen, und in einem weiter unten am Strome eigens dazu erbauten Palaste eingesperrt zu halten. Denn sie haben eine Prophezeihung, nach welcher zu der Zeit, wann die weißen Gipfel derjenigen Berge, die man von dem Thurme des Palastes und von der Kuppel des Tempels gegen Nordosten hin erblickt, zu rauchen anfangen, ein Mann auf dem Wege sei, in das Land zu kommen, der die Königstochter heirathen, und die Schlangenanbeter mit Feuer und Schwert verfolgen werde. „Nun haben", fuhr er fort, „die Berge in der That angefangen zu rauchen. Der König hat darum auf den Rath der Schlangenpriester überall seine Diener ausgesendet, um an den Gränzen jeden Fremden zu ergreifen, und ihn dann dem Götzen zum Opfer zu bringen. So wurdet Ihr gefunden und seid der Schlange zum Opfer bestimmt. Die Priester sind schon von Eurer Gefangennehmung in Kenntniß gesetzt, und machen die Vorbereitung zu dem großen Opferfeste, das in sieben Tagen gehalten werden soll."

„Was?" rief Juſſuf, „einer Schlange soll ich geopfert werden, um eines dummen abergläubischen Wahnes willen?" Er weinte, er bat und beschwor den Sclaven, ihn entfliehen zu lassen. „Wie wollt Ihr entkommen?" fragte der Sclave. „Durch den Palast ist es nicht möglich, dort stehen Wachen an allen Pforten; auch würdet Ihr den Wächtern in den Straßen der Stadt in die Hände laufen. Ueber die Mauern des Gartens könnt Ihr eben so wenig entkommen, denn jenseits ist ein tiefer Graben herum geleitet, der voller Schlamm und Wasser stehet. Wenn Ihr hinunter springet, würdet Ihr in dem Schlamme stecken bleiben und ersticken."

Juſſuf erschöpfte sich in Bitten und Versprechungen, um den Sclaven zu bewegen, daß er ihm zu seiner Flucht behülflich wäre. Dieser war auch sehr bereit dazu, er fand aber kein Mittel und keinen

Rath. Endlich aber ſprach er: „Ein einziges Mittel wäre möglich. Morgen iſt wieder der Tag, an dem wöchentlich ein Bote aus dem Palaſte nach dem Schloſſe der ſchwarzen Prinzeſſin geſchickt wird, um ſie im Namen des Königes nach ihrem Befinden und ihren Wünſchen zu befragen. Ich habe ſchon mehrmals dieſen Auftrag gehabt, und will mich wieder dazu erbieten. Darf ich hingehen, ſo weiß ich, daß ſie mich ſelbſt vor ſich läßt, denn ſie weiß, daß ich zu den Gläubigen gehöre, und ſpricht gerne unſere Sprache, die ſie ebenfalls von ihrer Mutter erlernt hat. Ich erzähle ihr dann von Eurer Gefangenſchaft, und bitte ſie um ihre Vermittelung oder um ihren Rath. Denn ſo gut und fromm ſie iſt, ſo iſt ſie doch ſo klug dabei, daß ſie überall zu rathen weiß."

So ſchwach die Hoffnung war, die Juſſuf auf dieſen Plan ſetzte, ſo war es doch eine Hoffnung, und die einzige, die er in ſeiner Lage fand. Er ergab ſich darein, und ſtieg wieder in ſeinen Käfig, in den ihn der Sclave wieder einſperrte. Dieſer verabredete noch mit ihm, wenn er um die Mittagſtunde nicht über den Hof käme, ſo könne er es für ein Zeichen nehmen, daß er die Botſchaft an die Prinzeſſin übernommen habe.

Am Morgen brachte ihm ein Sclave wieder etwas Speiſe; Neugierige kamen mit den Dienern des Königes und betrachteten ihn, und der Tag ging ſo vorüber, ohne daß Juſſuf am Mittage ſeinen Landsmann unter den übrigen Dienern im Hofe bemerkt hatte. Mit erwartungsvoller Hoffnung ſah er daher der Nacht entgegen, um zu hören, ob ihm Rath und Hülfe werde. Um Mitternacht kam der Sclave und rief ihn leiſe mit Namen. „Nun", rief Juſſuf, „was bringſt du für Nachricht?" — „Ach, Herr", antwortete der Sclave, „ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll. Sie war ganz ruhig, als ich ihr die Geſchichte erzählte, obgleich ich erwartet habe, ſie werde über Eurer Opferung für die Schlange außer ſich gerathen;

denn ſie iſt ſonſt doch eine gute gläubige Mahomedanerin. Aber ganz ruhig, ganz gleichgültig hörte ſie mich an."

Juſſuf fragte, ob ſie ihm denn keinen Rath zu ſeiner Rettung gegeben. „Nein, nicht ein Wort hat ſie weiter darüber geſprochen", antwortete der Sclave, „als: Sage deinem Landsmann, man müſſe ſich in die Schickungen des Himmels fügen und ergeben ſein. Auch die heidniſchen Ausſprüche ſeien oft Ausflüſſe göttlicher Wahrheit und Weisheit."

„Was kann ich daraus ſchließen?" ſprach Juſſuf. „Ich ſoll mich in Allah's Namen der Schlange opfern laſſen, weil das eine Schickung des Himmels iſt!" Er brach darauf in verzweifelnde Klagen und Ausrufungen aus. „Herr", ſagte da der Sclave, „gebt noch nicht alle Hoffnung auf. Ich will Euch noch einen guten Rath geben. Sie hat mir aufgetragen, dem Könige zu ſagen, ſie wünſche morgen einmal wieder ihren Vater in ſeinem Palaſte zu beſuchen. Es iſt dies das erſtemal, ſeit ſie ihren eigenen Palaſt bewohnt, und der König hat ihr ſogleich die Erlaubniß dazu geſchickt, weil er meint, die Prophezeihung könne jetzt nicht mehr in Erfüllung gehen, da er Euch in ſeiner Gewalt habe. Sie wird gewiß dann auch in den Garten gehen, und kommt dann dort aus jener entfernteſten Thüre heraus. Wenn ſie vorüber geht, ruft ihr, und ſtellt ihr Eure Sache vor, und bittet ſie, ſich Eurer anzunehmen. Sie verſteht unſre Sprache, und wenn ſie Euch ſieht und hört, wird ſie gewiß Mitleid mit Euch fühlen!" Er wendete ſich weg, denn es fiel der Schimmer eines Lichtes auf ihn aus einem der Fenſter des Palaſtes. „Gehabt Euch wohl! ich muß fort!" rief er, „es könnte ſonſt verrathen werden, daß ich Rath mit Euch gepflogen. Verſäumt es ja nicht, ihr zu rufen. Nur von ihr könnt Ihr noch etwas hoffen. Ruft ihr „Haſchanaſcha", denn das iſt ihr Name." Mit dieſen Worten ſchlich er eilig nach dem Palaſte zurück.

„Haſchanaſcha iſt ihr Name? Wie? iſt das nicht auch der

Name, den ich bei den Trümmern der zerſtörten Königsſtadt rufen mußte? Sollte ich ihn nicht auch dann rufen, wenn der Funke in Modidjahs Talisman nicht mehr glimmte? Iſt Haſchanaſcha nicht das Zauberwort, das mir auch hier den einzigen Menſchen zugeführt hat, der meine Sprache verſteht, und der mir Theilnahme bezeigte?" So ſprach er bei ſich, und beſchloß den Rath zu befolgen, den ihm der Sclave gegeben.

Nachdem er die Nacht theils in unruhiger Erwartung, theils in halbwachen Träumen zugebracht hatte, bemerkte er gleich in der Frühe des andern Morgens an der größern Lebendigkeit und dem geſchäftigen Hin- und Herlaufen in dem Hofe, daß etwas Ungewöhnliches erwartet würde. Es wurde erſt dann ruhig in dem Hinterhofe, als die Prinzeſſin endlich ankam. Denn in dieſem Augenblicke drängte ſich Alles nach dem Hauptplatze vor dem Palaſte. Da ſich Juſſuf einſam ſah, zog er ſein Täſchchen mit dem Talisman wieder hervor, und gedachte dabei: „Du mußt doch ſehen, ob der Stein ſeinen Funken wieder erhalten hat. Es ſchiene dies ein gutes Zeichen zu deiner Rettung." Und ſiehe da, als er ihn hervorzog, leuchtete der rothe Funke ſo hell und feurig, wie er nie zuvor geleuchtet.

Um die Mittagsſtunde erhob ſich plötzlich ein ſtarkes Geräuſch in der Gegend des Palaſtes, wo nach der Andeutung des Sclaven die Prinzeſſin nach dem Garten gehen ſollte. Er ſah aufmerkſam nach der bezeichneten Thüre, und bald trat ſie an der Seite ihres Vaters mit einem großen Gefolge heraus. In demſelben Augenblicke rief auch Juſſuf: „Haſchanaſcha! Haſchanaſcha! erbarme dich eines Unglücklichen!" Bei dieſem Rufe ſah ſie nach Juſſuf herüber, und mit ihr ſah auch der König auf ihn mit einem Blicke, in dem ſich Staunen und Verdruß ausſprachen. Indeß trat die Prinzeſſin herzu, und er folgte ihr nach. Nachdem ſie einige Worte zu ihr geſprochen, ſagte ſie zu Juſſuf: „Mein König und Pflegevater fragt dich, wer dir zuerſt den Namen Haſchanaſcha genannt habe." Juſſuf

fühlte, daß er den treuen Sclaven nicht verrathen dürfe, und wollte dabei auch die Wahrheit nicht verläugnen. Er ſprach daher: „Ehe ich noch wußte, daß es der Name eines menſchlichen Weſens ſei, hat mich mein alter Lehrer Modidjah gelehrt, in Ungewißheit und in den Gefahren, die mir bevorſtehen würden, das Wort Haſchanaſcha auszuſprechen. Es war mir bisher immer zum Schutze, ſo oft ich es ausſprach; möge es mir auch diesmal zum Heile gereichen."

„Du haſt mir einen theuern Namen genannt," antwortete darauf die Prinzeſſin, und er iſt mir ein Zeichen, daß du derjenige biſt, den ich von dem Opfertode erretten ſoll. Es iſt aber dazu nur ein Weg: du mußt mein Gemahl werden. Es iſt dies der Ausſpruch höherer Weſen, dem du dich unterwerfen mußt. Prüfe dich, ob du auf dieſe Weiſe dein Leben und deine Freiheit nicht zu theuer erkaufeſt. Ohne die Erfüllung dieſer Bedingung kann ich dich nicht retten. Ich laſſe dir Zeit zur Beſinnung. Wenn ich aus dem Garten zurück kehre, laß mich deinen Entſchluß hören." Sie hatte dieſe Worte mit einem lauten, beinahe ſcheltenden Tone und ernſter Miene geſprochen, und wendete ſich dann mit ihrem Vater nach dem Garten. Das Gefolge begleitete ſie.

Juſſuf verſank in ernſtes Nachdenken. „Ich hatte mir doch ein ganz Andres für meine Zukunft ausgedacht. Mehrere Frauen, wie das bei uns Sitte iſt, wollte ich nicht nehmen, ſondern nur eine heitere Lebensgefährtin, wie meine Spielgenoſſin war, die ich aufſuchen wollte, und um derentwillen ich alle dieſe Gefahren beſtehe. Nehme ich nun aber dieſe ſchwarze Prinzeſſin zur Gemahlin, ſo geſchieht dies nur, um mich aus meinem Kerker zu befreien, aus Liebe zum Leben. Ich werde dann immer noch meine ſchalkhafte Spielgenoſſin in allen Ländern der Erde ſuchen müſſen, und ſie noch zu der ſchwarzen nehmen. Dann wird mirs gehen, wie mir manche meiner Bekannten ſchon geklagt haben; ſie werden täglich in Unfriede zuſammen gerathen, und meine Ruhe wird dahin ſein." So brütete er noch

lange in ſich hin, und beſchloß zuletzt doch bei ſich, von zweien Uebeln das kleinere zu wählen.

Als die Prinzeſſin aus dem Garten zurückkam, rief er ſie wieder bei ihrem Namen, und ſie trat mit ihrem Vater herzu, und fragte ihn mit derſelben ernſten Miene und demſelben ſtrengen Tone wie zuvor, ob er einen Entſchluß gefaßt hätte. „Wie könnte ich nur einen Augenblick im Zweifel geblieben ſein?“ antwortete er. „Du, theuerſte Prinzeſſin, willſt dich herablaſſen zu einem armen Unbekannten und willſt meine Gemahlin werden. Du biſt die Sonne meines Lebens! Ohne dich hat das Leben keinen Werth mehr.“

Bei dieſen Worten brach ſie aber in ein unmäßiges Gelächter aus. „Nun“, ſagte ſie, als ſie ausgelacht hatte, „ich ſehe, du biſt, wie alle Männer, ein Heuchler und Schmeichler. Uebrigens liegt doch viel Wahrheit in deinen Schmeichelreden. Ich bin die Sonne deines Lebens? Ohne mich hat das Leben keinen Werth mehr für dich? Allerdings! denn ohne mich wirſt du der Schlange zum Opfer geſchlachtet.“ Gutmüthig ſetzte ſie dann hinzu: „Doch ſei ohne Sorgen. Schwöre mir bei dem Propheten, daß du mich zur Gemahlin nehmen willſt, und du wirſt heute noch aus deiner Gefangenſchaft befreit.“ Juſſuf ſchwur, und nun wandte ſie ſich zu ihrem Vater und ſprach angelegentlich mit ihm in der Sprache ihres Landes. Aber der gläubige Sclave war zu dem Käfig getreten, und theilte ihm als Dollmetſcher Alles mit, was geſprochen wurde.

Sie ſprach zu dem Könige: „Es iſt nicht klug, dieſen Mann hier gefangen zu halten, ohne daß man weiß, ob er der rechte iſt, den man der Schlange zum Opfer bringen ſoll. Ihr habt den erſten Beſten aufgegriffen, und der Rechte kann inzwiſchen ungehindert im Lande umhergehen. Laßt doch die Schlangenprieſter rufen, daß ſie ihn ſehen, und daß ich mit ihnen ſpreche.“ Der König antwortete ihr, es ſeien eben, ehe ſie in den Garten gegangen, zwei Prieſter aus dem Schlangentempel in dem Palaſte angekommen, die Gebör

bei ihm verlangten. Sie begehrte, daß er ſie heraus rufen laſſe, und bald erſchienen die Prieſter in langen weißen Gewändern, mit buntfarbigen Gürteln. „Iſt dies der Mann, der euch von euerm Gotte bezeichnet wurde?“ fragte ſie, indem ſie nach Juſſufs Käfig deutete. „Er iſts! er iſts!“ ſprachen beide wie aus einem Munde und neigeten ſich dabei ehrerbietig vor der Prinzeſſin. „Was habt Ihr für ein Kennzeichen?“ fragte ſie weiter. „Wir haben kein Kennzeichen“, antworteten ſie, „aber er iſts.“ Ihr habt kein Zeichen? Woher wißt ihr aber, daß er der rechte iſt?“ fragte ſie, und ſie antworteten: „Die göttliche Schlange hat es verkündet.“ Da ſprach ſie mit Verachtung: „Schweigt mir von eurer Schlange!“ und wandte ſich zu dem Könige und ſprach:

„Mein König und mein Vater! Wollt Ihr Euch noch länger von dieſen hartnäckigen dummen Menſchen betrügen laſſen? Sie geben vor, ſie hätten göttliche Einſicht, und ſind unwiſſender, als ein ſechzehnjähriges Mädchen. Ich bitte Euch, laßt ſie ihren Gott, die Schlange hierher bringen, und ich will den Beweis liefern, daß ich die Wahrheit ſpreche, daß ſie aber Lügner und Heuchler ſind.“ Bei dieſen Worten ballten die Prieſter die Fäuſte und ſchlugen ſich ins Geſicht und ſtießen ſich auf die Bruſt, und warfen ſich nieder zur Erde und ſchäumten und wälzten ſich, als hätten ſie krampfhafte Zuckungen. Der König aber ſah die Prinzeſſin mit ſchreckenbleichem Geſichte an und ſprach: „Kind, bedenke, was du thuſt. Schmähe die Götter nicht.“ Und das Gefolge und alle Diener ſtanden umher und ſtaunten, als könnten ſie nicht recht gehört haben. Doch die Prinzeſſin ſchmeichelte dem Könige mit den zärtlichſten Schmeichelnamen, und bat ihn, er möge befehlen, daß alle Prieſter aus dem Schlangentempel mit der heilig verehrten Schlange hierher kämen, weil ſie nur hier beweiſen könne, daß ſie die Wahrheit geſprochen.

Der König gab den Befehl, und alsbald wollten ſich auch die

Prieſter entfernen. Auf die Bitte der Prinzeſſin befahl ihnen der König aber zu bleiben.

Alles ſtand in der geſpannteſten Erwartung. Es dauerte nicht ſehr lange, ſo kamen die Prieſter in einem zahlreichen und feierlichen Zuge heran, und acht von ihnen trugen auf vier langen vergoldeten Stäben eine koſtbare Lade, die verziert war mit Gold und Elfenbein und Edelſteinen, und ſetzten ſie in der Mitte des Hofes nieder. Dann verbeugten ſie ſich vor dem Könige, und der Oberprieſter trat vor und ſprach: „Es hat uns der König ein ungewöhnliches Gebot zugehen laſſen, und wir fürchten, daß ein großes Unglück geſchehen ſei. Was iſt der Grund, daß wir alle aus dem Heiligthum des Tempels hieher berufen wurden, und ſelbſt die göttliche Schlange in ihrer Lade mitbringen mußten?“

Da trat die Prinzeſſin hervor und ſprach: „Ihr ſollt Alles erfahren. Man zweifelte daran, daß Ihr wirklich eine ſolche göttliche Schlange bewahret, darum öffnet die Lade, und zeigt ſie allem Volke, damit es nicht mehr länger zweifle.“ — Da fuhren die Prieſter entſetzt auf: „Man zweifelt an dem Daſein unſeres Gottes? Die Zweifler mögen hervortreten, und ſich überzeugen.“ Sie öffneten den Deckel, und jedermann ſah in der Lade die große Schlange. Sie lag eben noch in dem ſtarren Zuſtande, in welchen alle Schlangen verfallen, wenn ſie kurz vorher reichliche Nahrung zu ſich genommen haben.

Die Prinzeſſin näherte ſich der Lade und rief: „Sehet, ihr Zweifler! iſt das etwa keine Schlange?“ Dann wandte ſie ſich zu dem Oberprieſter, und fragte: „Hat euch die göttliche keine Kennzeichen vertraut, an welchem ihr den Mann erkennen ſollt, der ihr zum Opfer auserſehen iſt?“ Der Oberprieſter blickte nachdenklich vor ſich nieder, und antwortete nicht. Da ſprach ſie: „Nun, ich will euch die Verlegenheit erſparen. Es gibt bei den Heiligthümern Dinge, die man nicht ausſprechen will. Ich ehre euer Schweigen.

Aber erlaubt mir eine andere Frage: „Würde diese göttliche Schlange einen Feind erkennen, wenn ein solcher sich hier fände? und würde sie sich an ihm rächen, wenn er sie an ihrem Leben verletzte?“ — „Gewiß! Gewiß!“ versicherte der Priester. „Es würde Feuer vom Himmel fahren, und den Gottlosen verzehren.“

„Wohlan!“ sprach sie da. „Ich bin dieser Feind, und euer Götze stirbt von meiner Hand.“ Und blitzschnell, ehe sie diese Worte noch ausgesprochen, hatte sie einen spitzen Dolch hervorgeholt, und mit demselben den Kopf der Schlange in der Mitte mit solcher Kraft durchstoßen, daß der Dolch unten heraus und in die Lade fuhr, daß er so die Schlange an derselben festheftete. Bei dieser That erhoben die Priester ein allgemeines Wehegeschrei, und der König trat hinzu, faßte seine Tochter beim Arme und zog sie zurück: „Mein Kind! mein Kind!“ rief er, „was hast du gethan?“ „Was du, mein Vater, schon längst hättest thun sollen!“ antwortete sie.

„Glaubst du, und glaubt ihr alle“, rief sie zu den Umstehenden gewendet, „daß ich Recht gethan, indem ich die Schlange tödtete, wenn ich euch jetzt voraus sage, was ihr in dem Bauche dieses Gottes finden werdet?“ Der König antwortete nach kurzem Bedenken: „Dann freilich!“ und das Volk schrie: „Dann ist der Schlange ihr Recht widerfahren! Dann war sie kein Gott.“ Und die Priester sprachen zum Könige: „Sie soll es sagen; aber wir verlangen ihren Tod von dir, wenn sie die Wahrheit nicht treffen wird.“ Aber die Jungfrau rief mit fester Stimme: „Es sei! versprichs ihnen.“ Der König nickte ihnen Gewährung.

Da sprach die Jungfrau: „Es ist ein Mann unter uns, dessen Weib sitzt zu Hause und jammert und wehklagt, denn sie hatte ein bildschönes Knäblein von achtzehn Monaten, das schon auf der Straße herumlief. Dieses Kind kam gestern nicht nach Hause. Es ist in den Schlangentempel gelaufen, und diese Priester wissen, wo es ist. Der Mann trete hervor, und suche sein Kind in dem Bauche der

Schlange.“ Während ſie geſprochen, hatte die tiefſte Stille geherrſcht. Als aber nun ein Mann aus der Menge hervortrat mit den Spuren der höchſten Betrübniß, und ſprach: „Es iſt wahr, ich bin der Mann! Mein ſchönes Knäblein, mein Hamed, iſt nicht heimgekommen, und meine Frau ſitzt zu Hauſe und jammert, ich bin weggegangen, weil ich den Jammer nicht mehr anſehen konnte!“ Da brach ein allgemeiner Schrei des Entſetzens und des Mitleids aus, und es währte lange, bis wieder eine Stille eintrat. Dann ſprach die Jungfrau zu dem Manne: „Nimm ein Schwert, öffne den Bauch der Schlange vorſichtig, und du wirſt dein Kind wieder finden. Ob noch Leben in ihm iſt, kann ich dir nicht ſagen. Die Schlange hat es aber erſt vor einer Stunde verſchlungen.“

Und der Mann trat hin zu der Lade, und führte ſein kurzes Schwert mit zitternder Hand, und öffnete den Bauch der Schlange mit ängſtlicher Vorſicht. Und ſiehe da! er zog ſein Kind hervor, und lief mit einem freudigen Schrei durch den Palaſt von dannen, denn er hatte noch Spuren des Lebens an ihm bemerkt. Da ſtürzten die Prieſter nieder vor dem Könige und flehten um Gnade. Aber das Volk, das in unermeßlicher Zahl in den Hof zuſammen geſtrömt war, ſchrie: „Nieder mit ihnen! Nieder mit ihnen!“ und legte ſelbſt Hand an ſie, als der König den Befehl ertheilte, ſie gefangen zu ſetzen.

Nun aber wandte ſich die Prinzeſſin nochmals zu dem Könige und ſprach: „Wohlan! nun befreie auch dieſen Unſchuldigen. Er iſt als ein Fremdling in dein Land gekommen, dem du Gaſtfreundſchaft hätteſt erweiſen ſollen. Du haſt ihn aber wie einen Verbrecher gefangen geſetzt. Du haſt ihn gehöhnt und verſpottet, indem du ihn durch die Stadt führen und ausrufen ließeſt, das ſei dein Eidam. Haſt du dieſes Wort ihm zum Hohne geſprochen, ſo laß es jetzt in Erfüllung gehen ihm zur Ehre. Denn eines Königs Wort ſollen

die Winde nicht verwehen. Dieſer und kein anderer wird mein Gemahl."

Der König gebot, und ſogleich ward der Gefangene befreit. Er trat herzu, und warf ſich dankbar vor der Prinzeſſin und dem Könige nieder. Dieſer hob ihn aber auf, und umarmte ihn, und nannte ihn ſeinen Sohn, und führte ihn der Prinzeſſin zu, und ſprach: „Er ſei dein Gemahl. Die Feierlichkeiten der Vermählung ſollen ſogleich angeordnet werden." Er ließ ſogleich ſeine Diener durch die Stadt ausrufen, morgen werde die Vermählung der Prinzeſſin Haſchanaſcha gefeiert, und alles Volk ſei geladen, ſich auf dem Schloßplatze zu verſammeln, um von ſeinem Tiſche geſpeiſet zu werden.

In dem Palaſte räumte er Juſſuf ſogleich einen Flügel ein, deſſen Gemächer er künftig mit ſeiner Gemahlin bewohnen ſollte. Die Prinzeſſin aber ſprach: „Ich werde die Gemächer bewohnen, die ich früher in dieſem Palaſte inne hatte. Denn ich betrachte mich nur als ſeine Verlobte, bis ein Imam derjenigen Religion, die wir beide bekennen, den Trauungsſegen über uns geſprochen hat." Der König wandte nichts dagegen ein, und ſprach: „Du magſt das Alles anordnen und halten, wie es dir gefällt. Denn ich habe geſtern erkannt, daß deine Einſicht und Weisheit größer iſt, als die der übrigen Menſchen."

VII.

Die Verlobung war mit aller Pracht gefeiert worden. Der König erwies ſeinem künftigen Eidam alle Ehre, führte ihn in ſeine Luſtſchlöſſer im Lande umher, zeigte ihm ſeine Gärten und Landgüter, veranſtaltete allenthalben Feſtlichkeiten und that Alles, um Juſſuf den Aufenthalt an ſeinem Hofe angenehm zu machen. Die Prinzeſſin begleitete ſie allenthalben, und trug nicht wenig dazu bei,

dieſe kleinen Reiſen angenehm und unterhaltend zu machen. Dabei ſorgte ſie mit einer bis ins Kleinliche gehenden Sorgfalt für die Bequemlichkeit ihres künftigen Gemahls, und ſuchte alle ſeine kleinen Wünſche zu befriedigen, ehe er ſie noch bei ſich ſelbſt ausgeſprochen hatte, ſo daß Juſſuf oft erſtaunte, und in ſeinem Herzen ſprach: „Sie muß deine Gedanken errathen, ehe ſie noch entſtehen.“ Er geſtand ſich, daß er ſich in ihrem Umgange ganz glücklich fühlte, wenn nur ihre ſchwarze Farbe ſeine Neigung zu ihr nicht ſtörte.

Eines Tages waren ſie auch ſo zuſammen nach einem ſchön gelegenen Jagdſchloſſe gegangen, in deſſen Umgebungen eine große feſtliche Jagd gehalten ward. Auch die Prinzeſſin Haſchanaſcha nahm daran Theil. Sie ließ ſich von einem großen gezähmten Elephanten tragen, deſſen Rücken mit koſtbaren, golddurchwirkten Teppichen überbreitet war. Auf der Mitte ſeines Rückens lag ein bogenförmiges Polſter zu ihrem Sitze, und über demſelben ward von vier ſchlanken Säulchen ein kuppelartiges Dach getragen, das, wie die Säulen, aus getriebenem Golde beſtand. Juſſuf hielt ſich während der Jagd meiſt neben ihr. Er ritt auf einem ſchönen Pferde der edelſten Race, das ihm der König aus ſeinem Marſtalle geſchenkt hatte. Wenn ſich ein ſeltener Vogel oder ſonſt ein jagdbares Thier blicken ließ, machte er ſie darauf aufmerkſam, und ſie ſchoß mit ihrem Bogen ſo ſicher, daß das Thier jedesmal von dem Pfeile durchbohrt niederſtürzte.

Als man ſich am Abende aus dem Walde nach dem Jagdſchloſſe zurückbegab, ſprach Juſſuf den Wunſch aus, hier einmal einige Tage fern von dem Geräuſche der königlichen Hofhaltung zuzubringen, und der König gewährte ihm dieſen Wunſch. Er ließ ihm einige Diener zurück, die für ſeine Bedürfniſſe ſorgen ſollten, und ging dann mit ſeiner Tochter nach der Königsſtadt zurück. Beim Abſchied ſchien Haſchanaſcha ſehr traurig, und Juſſuf ſah Thränen in ihren Augen. „Ich weiß“, antwortete ſie, „daß dieſer

Aufenthalt unheilvoll für mich werden wird. Du wirſt meiner vergeſſen, ſelbſt der Talisman deines Lehrers Modidjah wird in andere Hände kommen; aber mit ihm hängt doch mein Leben zuſammen. Möchte es immerhin ſein, daß dieſer Leib, die häßliche ſchwarze Hülle Haſchanaſchas zerfiele, wenn es zu deinem wahren Heile gereichte. Du wirſt dann aber bald aus einem kurzen heitern Traume zu langer ſchmerzlicher Trauer erwachen." Juſſuf tröſtete ſie, und ſtellte ihr vor, daß ſie ſich mit unnöthigen Befürchtungen quäle. Er nahm herzlichen Abſchied von ihr, und ſah dem Zuge, mit dem ſie ſich entfernte, noch lange, nicht ohne Rührung nach. Er wäre gerne mitgezogen, doch hielt ihn eine unbegreifliche Sehnſucht in dieſer Gegend zurück.

Er ging, als er nun ganz allein war, in den Garten, der von ſeltenen Blumen prangte. „Was war das nur", ſprach er dann nachdenklich zu ſich ſelbſt, „daß Haſchanaſcha heute beim Abſchiede ſo ängſtlich war? Sie iſt doch ſonſt ſo klug und durchſieht mit dem klaren Auge ihres Verſtandes die Verhältniſſe des Lebens. Wie kann ſie fürchten, daß ich den Talisman Modidjahs in fremde Hände kommen laſſen werde, da ich ihn immer bei mir trage?" Er zog das Täſchchen bei dieſen Worten hervor, und fuhr fort: „Nein, ich trenne mich nie von dir, du müßteſt mir denn gerade geraubt werden. Sollten aber vielleicht Räuber in dieſer Gegend hauſen? Indem er dieſe Frage an ſich that, fiel es ihm ein, daß es doch beſſer ſein werde, den Talisman nicht in dem Buſen zu tragen, wo man ihn leicht finden könne, wenn man ihn durchſuche. Er wickelte ihn deshalb ſorgfältig in die Falten ſeines Turbans, und glaubte ihn ſo am ſicherſten aufbewahrt zu haben.

Die Nacht hatte ihn auf ſeinem Spaziergange im Garten überfallen, und er ging nach dem Palaſte zurück. Wunderliche Träume beunruhigten ſeinen Schlaf, und der Eindruck derſelben begleitete ihn noch, als er am nächſten Morgen in den Garten ging. Er

hatte soviel von rothen Mohnblumen geträumt, und sah sich jetzt in den Beeten nach denselben um. Er fand bald einige in einem Beete stehen, und indem er sie betrachtete, fiel ihm der Schmetterling wieder ein, den er einst in seinem Garten auf einer solchen Blume gefunden, und dessen Andenken unter den Ereignissen der letzten Zeit ziemlich in den Hintergrund seiner Seele getreten war. Jetzt gedachte er auch wieder der Jungfrau, die er auf seiner Reise aufsuchen wollen, und in diesen Gedanken griff er nach der hölzernen Dose, die er von dem Derwisch in den unterirdischen Gemächern der zerstörten Stadt bei Schiras erhalten hatte.

„Ohne dich", sprach er, „sollte ich das Ziel meiner Wünsche nimmermehr erreichen können? Und was hast du mir denn bis heute noch genutzt? Du solltest mich ohne Wegweiser zu meinem Ziele führen, und ich sollte überall auf dem rechten Wege sein, so lange ich die Dose nicht mit dem goldenen Schlüssel eröffne. Du hast mich schön geführt, in Gefangenschaft und Elend, und am Ende zur Verlobung mit einer Jungfrau, die aber mit derjenigen, zu welcher du mich führen solltest, so wenig Aehnlichkeit hat, als die Nacht mit dem Tage. Und ich soll dich nur dann eröffnen, wenn ich alle Hoffnung aufgegeben habe, das Ziel meiner Reise zu erreichen? — So weit wäre ich nun ja gekommen! Wohlan laß sehen, was du enthältst?"

Mit diesen Worten holte er das goldene Schlüsselchen hervor, und öffnete die Dose. Aber mit freudigem Schreck ließ er sie zur Erde fallen, denn kaum hatte er sie geöffnet, so war der seltene Schmetterling daraus empor geflogen, und wiegte sich nun über dem Blumenbeete im Sonnenschein, und bald sah er ihn auch wieder auf einer der Mohnblumen sitzen. Schnell besonnen, ergriff er, wie damals, den Turban und deckte mit demselben den Schmetterling und die Blume. Wie damals erhob sich auch diesmal wieder

eine Figur unter demſelben, und vor ihm ſtand ſeine heitere Geſpielin aus ſeinem Garten.

„Biſt du es wirklich? ſeh ich dich endlich wieder?“ rief er mit freudeſtrahlenden Augen. „Wohl bin ich's!“ antwortete ſie. „Du haſt mich wohl vergeſſen gehabt, daß du ſo lange nicht nach mir fragteſt? Aber was haſt du denn mit deinem Turban gemacht? Laß einmal ſehen?“ Sie nahm ihn bei dieſen Worten von ihrem Haupte, ſuchte in den Falten, und nahm das Täſchchen mit dem Talisman hervor. „Ei, ei!“ rief ſie, indem ſie ihm den Turban zurückgab, „ſolche Dinge trägſt du mit dir herum? Das brauchſt du nun nicht mehr, das behalte ich.“ Sie ſteckte es zu ſich, und ſprang davon.

Er lief ihr wieder nach, und als er ſie endlich eingeholt, nachdem ſie ihren Sitz wieder für eine Freiſtatt erklärt hatte, bat er ſie, ihr ſein Täſchchen wieder zu geben, und geſtand ihr endlich, daß es einen Talisman enthalte, der ihn bisher auf ſeinen Wegen beſchützt und aus allen Gefahren errettet habe. „Ja wohl!“ ſetzte ſie, als er ſchwieg hinzu: „und der allein Schuld iſt, daß du mich erſt heute wieder ſiehſt? Sie beſtand darauf, daß ſie den Talisman nicht mehr zurückgebe, und fing wieder allerlei Spiele mit ihm an, und war wieder ganz, wie ſie ihn damals in ſeinem Garten bei Balſora zu allerlei Kinderſpiel verleitet hatte.

Gegen die Eſſensſtunde lud er ſie ein, mit ihm in das Schloß zu gehen und zu ſpeiſen. Sie ſah ihn aber mit ſpöttiſchem Lächeln an, und ſprach: „Ich? unter ein Dach gehen, mich dort an den Tiſch ſetzen und grobe Speiſen genießen von dem Fleiſch der Thiere und von dem Mehl aus Getreide? Was fällt dir ein? Denkſt du nicht mehr der Feige, die wir zuſammen gegeſſen? Sie nährt mich immer noch. Aber freilich ihr Menſchen bedürft mehr.“ Sie hüpfte bei dieſen Worten zu einem naheſtehenden Strauch, pflückte eine ſeiner weißen Blüthen, und bot ſie ihm dar: „Da trink einmal

Blumenhonig!" ſprach ſie. Aber indem er ſie berührte, verwandelte ſich der Blumenkelch in einen ſilbernen und innen vergoldeten Becher, der mit einem ſüßduftenden Tranke gefüllt war. Er trank und fühlte ſich davon erfriſcht, geſtärkt und völlig geſättigt.

Sie ſpielten wieder zuſammen lauter kindiſche Spiele, und die Jungfrau war unerſchöpflich in Erfindung von neuen und immer neuen Spielen. Der Tag ging ſo hin, und Juſſuf merkte nicht, wie die Stunden vorüberflogen. Die Sonne neigte ſich zu ihrem Untergange. Da ſprang ſeine Spielgenoſſin im Spiele plötzlich über einen naheſtehenden Strauch und rief: „Gute Nacht!" Indem ſie aber im Sprunge über den Blüthen des Strauches ſchwebte, war ſie den Blicken Juſſufs ſchon wieder verſchwunden, und er ſah den Schmetterling von dannen fliegen.

Als er nach dem Schloſſe zurückkam, freuten ſich die Diener ſehr, denn ſie hatten ihn zur Mittagsſtunde erwartet, und hatten ihn darauf vergeblich im Garten geſucht, denn es war ein reitender Bote aus der Königsſtadt angekommen, der ihm die Nachricht brachte, die Prinzeſſin ſei am Morgen plötzlich erkrankt. Er ließ den Boten ſogleich vor ſich kommen, und erkundigte ſich nach den nähern Umſtänden, und erfuhr von ihm, daß ſie ſich am Abende geſund niedergelegt und nach einem ruhigen Schlafe auch am Morgen ganz heiter erwacht ſei; aber kaum wäre ſie eine halbe Stunde nach dem Aufgange der Sonne zum Morgengruß bei dem Könige erſchienen, ſo ſei ſie plötzlich bewußtlos niedergefallen, und habe nach ihren Gemächern zurückgebracht werden müſſen. Sie ſei darauf wohl wieder zu ſich gekommen, fühlte ſich aber ſehr ſchwach, und habe ihrem troſtloſen Vater erklärt, daß ſie ſterben müſſe.

Juſſuf ward darüber ſehr nachdenklich, denn er gedachte ihrer Warnungen wegen des Talismans und erinnerte ſich, daß es gerade zu derſelben Stunde geweſen, wo ihm die Jungfrau denſelben aus den Falten ſeines Turbans genommen. Er faßte den Entſchluß,

morgen frühe den Talisman wieder ernstlich von ihr zu verlangen, und dann nach der Stadt zu eilen, und befahl dem Boten, in aller Frühe des nächsten Tages zurückzukehren und seine Ankunft für den Abend anzukündigen.

Er fühlte sich in der Einsamkeit der Nacht sehr unzufrieden mit sich selbst. Nicht allein der Verlust des Talismans, der ihn sehr beunruhigte, war davon Ursache; auch daß er den ganzen Tag in kindischen Spielen nach den Launen seiner Spielgenossin hingebracht, war ihm ein drückendes Gefühl. Er dachte über sie nach, erinnerte sich aller ihrer Worte, und fand nichts darin, als einen unbegränzten gehaltlosen Leichtsinn.

Sobald der Tag graute, war er am andern Morgen schon aufgestanden, und mit dem Sonnenaufgange stand er schon wieder im Garten. Kaum hatten die Strahlen der Sonne den Thau aufgetrocknet, so schwebte der prächtige Tagfalter auch schon wieder über dem Blumenbeete. Er ließ sich wieder auf eine Mohnblume nieder, Jussuf bedeckte ihn mit seinem Turban, und die Verwandlung war geschehen, die Jungfrau stand wieder vor ihm. Er begehrte sogleich von ihr das Täschchen mit dem Talisman; sie verspottete ihn aber mit schalkhaftem Lachen, und sprach: „Heute bekommst du es nicht! vielleicht morgen, wenn du artig bist.“ Dann begann sie wieder ihre Spiele, und Jussuf vergaß bei ihren lustigen Anschlägen bald wieder alles Andere, und trieb und neckte sich mit ihr umher. Sie gab ihm wieder auf dieselbe Weise, wie gestern Blumenhonig zu trinken, nachdem sie selbst ein wenig davon genippt, und wußte bei ihren Spielen immer die Theile des großen Gartens zu finden, wo sie keinem Menschen begegneten. Denn auch an diesem Tage hatten ihn seine Diener im Garten gesucht, und nicht gefunden. Es war wieder ein Bote aus der Stadt gekommen, der eilig mit ihm zu sprechen verlangte. Erst als sie am Abende wieder ebenso als Schmetterling davon geflogen war, kehrte er nach dem Schlosse

zurück. Der Bote berichtete ihm, daß die Prinzessin noch immer sehr unwohl sei, und daß ihre Schwäche sogleich merklich zugenommen habe, als er nach der Mittagsstunde, wo sie ihn erwartet, nicht gekommen sei. Sie habe zwar kein Wort über sein Ausbleiben gesprochen, aber der König sei sehr unruhig, und lasse ihn bitten, doch ja am nächsten Tage nach der Stadt zurückzukehren.

Er versprach es, gebot dem Boten mit dem Anbruche des Tages zurück zu reiten, und ging in sein Schlafgemach. Dort machte er sich wieder Vorwürfe, wie gestern, nahm sich fest vor, des nächsten Tages nicht abzulassen, bis ihm seine Spielgenossin den Talisman zurückgegeben habe, und dann sogleich nach der Stadt zu eilen. Nachdem er sie wieder, wie die vorhergehenden Tage im Garten getroffen, begehrte er mit ernstlichen Worten das Täschchen mit dem Talisman. „Nun, nun, Herr Jussuf!" antwortete sie, „was ist das für ein Ton? Spricht man so mit einer fröhlichen Spielgenossin? Und ist es denn auch der Mühe werth, um so ein elendes Scherbchen von einem Steine, so viel Aufhebens zu machen?" Sie neckte ihn lachend und lief davon.

Jussuf entschuldigte sich, indem er ihr nacheilte, und rief ihr zu: „Es gilt das Leben der Prinzessin!" Da blieb sie stehen, und lachte unmäßig und fragte: „Ist das dein Ernst? Der Prinzessin? Der schwarzen Mohrin? Was liegt dir denn an der? Am Ende hältst du sie gar für ein Geschöpf wie deinesgleichen? Und wenn sie es auch wäre, was ist an einer so langweiligen ernsten Person gelegen? Hat sie jemals eine Stunde mit dir so heiter und lustig gespielt, wie ich nun schon Tage lang? Und, glaube mir, mein Vorrath ist noch lang nicht erschöpft; ich weiß täglich was Neues."

Sie fing sogleich ein neues Spiel an, und ehe sich Jussuf besinnen konnte, war er ganz in demselben vertieft, und bald hatte er den Boten, seine Nachricht und sein Versprechen vergessen. Er spielte wieder mit ihr bis zum Abende, und nachdem sie wie gewöhnlich

verſchwunden war, kehrte er zu dem Palaſte zurück. Man hatte ihn wieder geſucht, wie am vorigen Tage. Ein neuer Bote brachte noch ſchlimmere Nachricht über das Befinden Haſchanaſchas, und er machte ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe über ſeine Vernachläſſigung derſelben. Er gebot, ſogleich ſein Pferd zu ſatteln, und machte ſich, da es eine mondhelle Nacht war, mit dem Boten auf den Weg nach der Stadt.

Bei ſeiner Ankunft ſah er die Fenſter der Gemächer noch erleuchtet, wo ſeine Verlobte wohnte. Er ging deshalb gleich dahin, und erkundigte ſich nach ihrem Befinden. Man ſah ihn achſelzuckend an, und er ging zu ihr hinein. Sie lag ſchwach athmend, auf ihre Polſter gelehnt, und winkte ihn zu ſich. Sie gab hierauf auch ihren Dienerinnen einen Wink, und dieſe entfernten ſich. Er warf ſich auf die Kniee vor ihrem Lager und weinte, und bedauerte ihre Leiden, und klagte ſich an, daß er ihre Warnungen nicht mehr beherzigt habe. „Ich weiß, wie es gekommen!“ ſagte ſie. „Doch noch iſt nicht das Schlimmſte geſchehen. Du haſt den Talisman nur gezwungen in ihren Händen gelaſſen. Hüte dich nur, daß ſie ihn nicht mit deiner Zuſtimmung beſitze. Jetzt bin ich zwar ſchwach und krank; ich werde auch noch ſchwächer und elender werden, ſo lange du aber den ernſten Willen haſt, den Talisman nicht wegzuſchenken, ſo lange wird auch mein Leben nicht verlöſchen. Kehre nun zurück, wo du hergekommen, und laß dich jetzt nicht vor dem Könige ſehen. Er zürnt dir, denn er ahnt, daß du die Urſache meiner Krankheit biſt.“

Er that nach ihrem Willen und kam bei Tagesanbruch wieder nach dem Jagdſchloſſe zurück. Von dem Ritte und der Erinnerung an den leidenden Zuſtand Haſchanaſcha's aufgeregt, verſuchte er es nicht, ſich durch einen Schlaf zu erholen. Er ging ſogleich wieder in den Garten, und kaum war die Sonne ſo hoch geſtiegen, daß ſie den Thau von den Blumen weggeleckt hatte, ſo ſah er auch den Schmetterling in einer Mohnblume ſitzen. Diesmal behielt er ſeinen

Turban auf dem Kopfe und haſchte mit der Hand nach dem Schmetterlinge; allein er fing ihn nicht, wohl aber eine Weſpe, die wahrſcheinlich zugleich auf der Blume geſeſſen und ihn empfindlich in die Hand ſtach, daß ſie dick davon aufſchwoll. Der Schmetterling war weggeflogen, und nicht mehr in den Garten zurückgekommen.

Die Stunden ſchlichen ihm diesmal ſehr langweilig vorüber, und wären ihm noch länger vorgekommen, wenn ſeine Seele ſich nicht mit allerlei Planen beſchäftigt hätte, wie er ſich wieder in den Beſitz des Talismans ſetzen wollte. Um dies zu können, mußte aber doch die Beſitzerin deſſelben da ſein, und er machte ſich deßhalb Vorwürfe, daß er den Schmetterling durch ſein Benehmen verſcheucht habe. Zur Mittagsſtunde erſchien er diesmal in dem Schloſſe zur Verwunderung der Diener, die es ſchon gewohnt waren, daß er nicht zu Tiſche kam. Als er gegeſſen ruhte er einige Stunden auf ſeinen Polſtern, und als er erwachte, war ein Bote aus der Stadt gekommen, der ihm die Nachricht brachte, daß die Prinzeſſin ſich ſeit dieſem Morgen etwas beſſer befände.

So beſchloß er den Tag mit mehr innerer Ruhe, als er ihn begonnen hatte. Nur beſchlich ihn zuweilen die Furcht, daß der Schmetterling vielleicht für immer aus dem Garten verſcheucht wäre, und daß er ſo nimmer in den Beſitz des Talismans kommen könne.

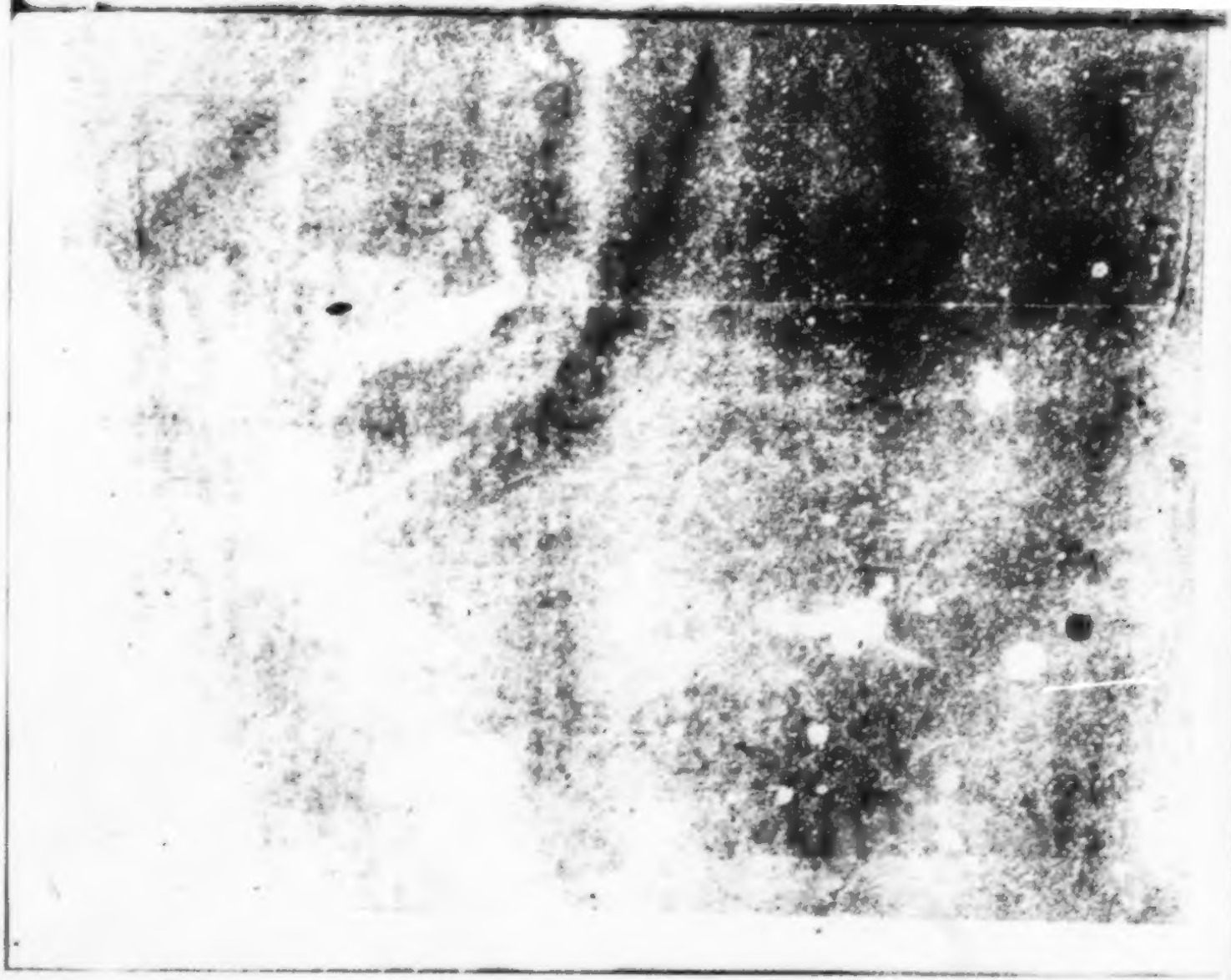
Allein am andern Morgen fand er den prächtigen Schmetterling ſchon in der Sonne auf der Mohnblume ſitzend, als er in den Garten kam. Er deckte ſeinen Turban wieder auf ihn, und die Jungfrau ſtand neuerdings vor ihm. Er fragte ſie, warum ſie geſtern nicht gekommen ſei, und ſie antwortete: „Ach, da war ein tölpiſcher Bauer im Garten, der meinte mich mit der Hand zu fangen, wie eine häßliche Fliege. Er hätte mir den glänzenden Staub auf den Flügeln verwiſcht, und dann wars um die Schönheit meines Gewandes geſchehen. So etwas kann ich mir doch nicht gefallen laſſen. Denn ein ſchönes Kleid geht mir doch über Alles..." Sie lachte ihn bei

diesen Worten so schelmisch an, daß er wohl merkte, wen sie unter dem tölpischen Bauer meine. Ehe er aber etwas darauf entgegnen konnte, hatte sie ihn schon wieder in einem neuen Spiele befangen, und aus diesem gings wieder zu einem neuen, und so fort, daß er gar keine Gelegenheit fand, den Talisman von ihr zu begehren. Eben so ging es den nächsten und einige folgende Tage. Täglich kam ein Bote aus der Stadt, der ihm Nachricht über das Befinden der Prinzessin brachte. Diese Nachrichten lauteten aber nicht tröstlich; die Kranke wurde von Tage zu Tage schwächer, und die zu Rathe gezogenen Aerzte wußten weder einen Namen für die Krankheit noch ein Heilmittel dagegen vorzuschlagen. Da sie zu der Kaste der Priester gehörten, so ließen sie sich nicht undeutlich merken, daß das lange und unbegreifliche Siechthum eine Folge der vermessenen Tödtung der göttlichen Schlange und eine Strafe des Himmels sei. Kaum hatte das Ohr des Königs eine solche Andeutung aufgefaßt, so schenkte ihr auch sein schwankender Sinn Glauben. Er ließ den immer noch gefangenen Oberpriester vor sich rufen, und die Folge seiner Unterredung war, daß sogleich alle Priester freigegeben und in ihre vorige Würde eingesetzt wurden. Sogleich wurde durch die Stadt verkündigt, daß man Opfer und reuige Gebete anstellen sollte, um die Verblendung zu büßen, in der man sich in der letzten Zeit von dem Dienste der göttlichen Schlange abgewendet. Jussuf ward wieder als ihr erstes Opfer bestimmt, da die Prinzessin ohnehin als dem nahen Tode verfallen betrachtet ward, und ausser dem schwachen aus" und eingehenden Athem kein Lebenszeichen mehr von sich gab.

Jussuf hatte indessen in seinen Spielen und tändelnden Scherzen mit der Jungfrau mehrere Tage hingebracht, und obgleich er die täglich schlimmer lautenden Nachrichten von Haschanascha's Befinden aufrichtig beklagte, so ahnete er doch sonst nichts von Allem, was sich in der Königsstadt begab. An einem der letzten Tage hatte er seiner Gespielin den Vorschlag gemacht, sie sollte seine Gemahlin werden,

und mit ihm nach ſeiner Heimath ziehen. Allein ſie lachte ſeiner, und ſprach: „Haſt du nicht Haſchanaſcha ſchon zu deiner Verlobten gemacht? Meinſt du, ich wiſſe das nicht? Das hätte auch gar nichts zu bedeuten, da ich weiß, daß ihr mehrere Frauen haben dürft. Allein du denkſt uns in deiner Heimath hübſch zu Hauſe im Serail zu halten, wie man ſich Vögel zu ſeinem Vergnügen im Käfig hält, und dann höchſtens des Abends zu uns zu kommen, wenn du von deinen Geſchäften ermüdet heimkehrſt; dann ſollen wir gut genug ſein, euer langweiliges Weſen zu ertragen und die Launen, die ihr gerade im Kopf habt. Pfui! wie eckelig wäre ein ſolches Leben! Ich ſoll mich binden laſſen durch den Segensſpruch eines weißbärtigen Imans fürs ganze Leben! Da ſoll mich der Himmel davor bewahren.“ Sie fing nach dieſen Worten an zu hüpfen und tanzte um Juſſuf herum und ſang dabei:

„Luſtig leben,
Flatternd ſchweben;
Hüpfend, ſpielend unter Tänzen,
Zwiſchen Blumen, zwiſchen Kränzen
Die der Frühling ausgeſtreut!
Da nur bleiben,
Das nur treiben,
Wo's und was uns grade freut!
Ohne Sorgen,
Heut und morgen,
Nie im Dunkel, nie in Nacht!
Immer, immer,
Nur im lichten Tagesſchimmer
Wo die helle Sonne lacht.
Naſchen, nippen,
Honig ſaugen,
Mit den Lippen
Mit den Augen —
Von dem Einen zu dem Andern
Ohne Schmerz und Sehnſucht wandern,
Nur für mich und meine Luſt
Mitgefühl in meiner Bruſt,



Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Und doch Allen
Auch gefallen –
Das allein nur iſt gelebt!
Thöricht, wer nach Weiterm ſtrebt.“

Als ſie das Lied geendet hatte, ſtellte ſie ſich vor ihn hin, verneigte ſich in ſcherzendem Spotte, und ſprach: „Nun, wie gefällt dir das, Herr Juſſuf? Ei, du machſt ja ein Geſicht, als hätteſt du Eſſig getrunken. Was gehn dir denn wieder für Gedanken hinter den Falten deiner Stirne herum.“

„Ich denke an den Talisman!“ antwortete Juſſuf. „Gib mir ihn heute wieder. Haſchanaſcha liegt am Sterben.“ — „Ei, was liegt an der?“ fragte ſie leichtſinnig. „Ob ſolch ein ſchwarzes Unthier mehr oder weniger auf der Welt iſt, was hat das zu bedeuten. Gelt, du ſchenkſt mir den Talisman? Er hat dir doch ausgedient. Komm ſei einmal artig, und ſag, daß du mir ihn ſchenkſt.“ Sie hatte ſich näher zu ihm geſtellt, und klopfte ihm mit der linken Hand auf die Wange, und hielt ihm mit der rechten das Täſchchen dar, und ſprach ſchmeichelnd: „Es gehört mein? nicht wahr, du haſt mir ihn geſchenkt?“ Juſſuf ſtand eben im Begriffe, ja zu ſagen. Da ſchaute er ihr aber zufällig in die Augen, und es war ihm, als ſehe er keine Menſchenaugen, ſondern aus vielen kleinen Augen zuſammengeſetzte Schmetterlingsaugen, ſo daß ihm darüber ein Grauen ankam. Er griff nach dem Talisman, und warf ihn ſchnell über ſein Haupt weg, indem er laut Haſchanaſcha's Namen rief.

In demſelben Augenblicke kam Haſchanaſcha's Elephant ganz ſo, wie er ihn auf der Jagd geſehen hatte. Ein brauner Sclave mit einem Hauptſchmucke von prächtigen Federn und mit allerlei buntem Schmucke behangen, ging als Führer mit einem kurzen Stäbchen in der Hand voraus. Auf dem Elephanten knieete eine ſchwarze Jungfrau mit geſpanntem Bogen, und ehe ſichs Juſſuf verſah, war der Pfeil von dem Bogen geflogen, und ſeine Spielgenoſſin lag, von demſelben durchbohrt, in ſeinen Armen. Schreck

und Staunen bemächtigte ſich ſeiner. Ehe er ſich aber erholt hatte, war der Elephant mit ſeinem Führer verſchwunden, aber auch die tödtlich getroffene Jungfrau lag nicht mehr in ſeinen Armen. Er ſah zur Erde, um die Spur ihres Blutes zu finden, das er doch hervorquellen geſehen. Dort lag aber nun der ſchöne Schmetterling mit einer pfeilförmigen Nadel aufgeſpießt, wie man ſolche Inſekten in Sammlungen aufbewahrt. Er nahm ihn vom Boden auf, und indem er ſich aufrichtete, erblickte er auch wieder die hölzerne Doſe mit dem goldenen Schlüſſel, die er an eben dieſer Stelle zuerſt geöffnet und fallen gelaſſen.

Im Zweifel ob er träume oder wache, ſteckte er den Schmetterling in die Doſe feſt und wollte nachdenklich weiter gehen. Da trat athemlos der treue Sclave aus der Königsſtadt zu ihm, und rief ihm zu: „Flüchte dich eiligſt durch den Garten. Im Schloßhofe ſind ſchon die Diener der Prieſter, die dich abholen wollen. Du biſt abermals zum Opfer beſtimmt. Er fragte nach der Prinzeſſin. „Sie ſoll verſchieden ſein!“ antwortete der Sclave, und drängte ihn halb mit Bitten und Flehen, halb mit Gewalt zur Flucht.

VIII.

Er eilte durch den Garten in den Wald, der ſich ohne Umfriedigung daran ſchloß, und lief wie ein geſcheuchtes Reh, mehr durch die Schrecken der letzten Augenblicke getrieben, als von der Angſt vor ſeinen Verfolgern. Der Wald deckte ſeine Flucht. Er kam mehrere Meilen weit unterhalb der Königsſtadt an den Fluß, und fand ein Schifflein, das ſtromabwärts fuhr. Der Mann, der es lenkte, verſtand ſeine bittende Zeichen, und nahm ihn ein, und fuhr ſogleich ab. Beim Anbruche der Nacht, glaubte Juſſuf, daß ſie anlanden würden, allein der Mann bedeutete ihm, daß der Mond hell ſcheine und ihre Fahrt begünſtige. Sie ließen die Nacht über das Schifflein

auf dem Strome treiben, und lenkten es nur hier und da mit dem Steuer, wo ſie einen Fels oder ſonſt einen gefährlichen Gegenſtand aus dem Waſſer hervorſtehen ſahen. Gegen die Mitternacht machte Juſſuf dem Manne verſtändlich, daß er das Steuerruder lenken wolle. Dieſer ließ es ſich gerne gefallen, und legte ſich nieder zu ſchlafen.

So ſaß er nun ganz einſam in der Stille der Nacht am Ruder, und bedachte die Ereigniſſe der letzten Tage und Stunden. Alles ging wieder lebendig vor ſeiner Seele vorüber. Er erinnerte ſich der Trauer Haſchanaſcha's bei ſeinem Entſchluß, allein auf dem Jagdſchloſſe zurückzubleiben; ihrer Warnung wegen des Talismans; ihrer plötzlichen Erkrankung, als er ihn nicht mehr beſeſſen, ihres dahin welkenden Lebens und ihres Todes. Dabei gedachte er aber auch des Jammers ihres Pflegevaters, des Königes und wie dieſer jetzt wieder in die Gewalt der heuchleriſchen und betrügeriſchen Schlangenprieſter gekommen. Aber auch das Bild ſeiner lebensfrohen und ſchalkhaften Spielgenoſſin trat wieder vor ihn, und die heitern Spiele und Neckereien und nichtigen Kinderpoſſen, zu welchen ſie ihn verleitet, und über welchen er alle ernſte Gedanken und Sorgen, ſelbſt zuletzt die Leiden Haſchanaſcha's vergeſſen. Er ſah ſie dann wieder von dem Pfeile getroffen in ſeine Arme ſinken und verbluten. Auch Haſchanaſcha's Erſcheinung beſchäftigte ihn, wie ſie ihm auf dem Elephanten knieend erſchienen war, und den tödtlichen Pfeil auf ſeine Spielgenoſſin geſchnellt hatte. Sollte das vielleicht nur ein Schatten der Sterbenden geweſen ſein? oder war ſie es ſelbſt? Sie ſelbſt aber war ja geſtorben. So hatte ihm der treue Sclave berichtet. All ſein Sinnen und Denken brachte ihm keine Klarheit in die Verwirrung ſeiner Seele. Aber ohne daß er es ſelbſt wußte, traten die Vorzüge Haſchanaſcha's vor ſeiner heitern Spielgefährtin doch immer lebhafter hervor, und er fühlte mit Ueberraſchung, daß bei dieſen Gedanken ſeine Wangen von Thränen feucht geworden waren.

Am Morgen kamen ſie in die Nähe einer Stadt. Er wollte den Schiffer, der hier ſein Ziel erreicht hatte, belohnen. Indem er ihm ein Goldſtück aus dem einzigen Beutel darbot, den er zufällig bei ſich hatte, erinnerte er ſich, daß er ſeine Doſe mit den Diamanten mit ſeinen übrigen Habſeligkeiten bei ſeiner ſchnellen Flucht in dem Jagdſchloſſe zurückgelaſſen habe. Der Schiffer nahm ihm aber durchaus nichts ab, ſondern bedeutete ihm, daß er durch die Führung des Steuers während der Nacht ſein Fährgeld reichlich abverdient habe. Dankbar ſchied Juſſuf von ihm. In der Stadt aber vertauſchte er ſein koſtbares Kleid, das er ſich in der Stadt der Schlangenanbeter neu gekauft hatte, mit dem ärmlichen Gewande eines Derwiſches, ließ ſich die Augenbrauen abſcheeren, und ſetzte ſo ſeine Reiſe längs dem Fluſſe hinab zu Fuße fort.

Glücklich gelangte er nach einer mühſeligen Wanderung nach mehreren Wochen an die Stelle, wo der während ſeines Laufes zu einem der größten Ströme gewordene Fluß bei einer anſehnlichen Stadt in das Meer fällt. Mehrere Leute, die er dort traf, ſprachen ſeine Sprache, und von dieſen erfuhr er zufällig, daß ein Schiff ſegelfertig im Hafen liege, das morgen nach Balſora abſegle. Er war ſogleich entſchloſſen, ſich auf demſelben einzuſchiffen, und nach ſeiner Heimath zurückzukehren. Der Schiffskapitän war bereitwillig, ihn mit zu nehmen, und als er um das Fährgeld fragte, antwortete er: „Was? Fährgeld wollt Ihr bedingen? Da käme ich meinem Herrn ſchön an, wenn ich einen armen Teufel, wie Ihr ſeid, etwas abnehmen wollte. Nein, nein! der reiche Kaufherr Juſſuf in Balſora, der zwanzig ſolcher Schiffe auf dem Meere gehen hat, nimmt einem armen Derwiſch kein Fährgeld ab.“

„Wie?“ fragte Juſſuf dagegen, „lebt der Kaufherr Juſſuf denn noch?“ Da lachte der Schiffkapitän recht herzlich und ſprach: „Freilich lebt er. Er iſt zwar jetzt auf weiten Reiſen, aber er macht gute Geſchäfte. Seht hier den Beweis davon. Dieſe Doſe mit

Diamanten ist ein Schatz, wie ihn kein Sultan schöner in seiner Schatzkammer hat, und diese hat er mir dieser Tage durch einen seiner Diener zustellen lassen, um sie sicher nach Balsora zu bringen.“ Jussuf sah mit Staunen die Dose, die er in dem Jagdschlosse bei seiner Flucht zurücklassen müssen. Doch konnte und wollte er sich in seinem ärmlichen Aufzuge nicht zu erkennen geben, denn er fürchtete man möge ihn leicht für einen Betrüger halten, der sich diesen Schatz zueignen wolle. Aber er begriff nicht, wie die Dose in die Hände des Schiffkapitäns gekommen sein könne. Er wendete sich darum noch einmal an ihn und sprach: „Vergebt mir, Herr, meine Neugierde, und sagt mir doch, ob Ihr denn des Jussufs Diener gekannt habt, der Euch die Dose übergab?“ Aber der Schiffkapitän fuhr ihn zornig an: „Hört einmal, ich hab Euch zwar zugesagt, Euch unentgeldlich mitzunehmen, allein ich habe geglaubt, ich hätte einen Derwisch vor mir. Diese sind bescheiden. Darum befremdet es mich sehr, daß Ihr von meinem Herrn, dem Kaufherrn Jussuf so unehrerbietig sprecht, daß Ihr ihn nur schlechtweg Jussuf nennt, als sei er Euresgleichen. Wenn Ihr wieder seinen Namen aussprechen wollt, so gebt ihm die Ehre, die ihm gebührt, und vergeßt den Herrn nicht. Weil Ihr aber fragt, ob ich den Diener gekannt habe, so wißt, daß ich ihn zuvor nie gesehen, daß ich aber gar nicht zweifle, wenn so ein brauner Kerl kommt, und mir in meines Herrn Namen einen solchen Schatz übergibt. Wenn er im Namen seines Herrn nur den zehntausendsten Theil des Werthes von mir verlangt hätte, dann wäre Ursache zum Zweifel vorhanden gewesen.“

Am nächsten Morgen wehte ein günstiger Ostwind; die Anker wurden gelichtet und das Schiff fuhr mit vollen Segeln aus dem Hafen in die hohe See. Die Fahrt war glücklich, kein Wölkchen trübte den Himmel, der Wind blieb immer gut, und in der kürzesten Zeit landeten sie in dem Hafen von Balsora. Dort lagen mehrere ganz neue Schiffe vor Anker, die eben ausgerüstet und mit Waaren

aller Art beladen wurden. „Sehr", sprach der muntere Schiffkapitän zu Juſſuf beim Abſchiede, „dieſe neuen Schiffe gehören auch alle demſelben Herrn Juſſuf. Verſäumt es nicht, wenn Ihr Euch in der Stadt aufhaltet, ſeinen Palaſt zu ſehen und insbeſondere ſein Kaufgewölbe auf dem Bazar." Juſſuf verſprach, es nicht zu verſäumen, und begab ſich bei ſeiner Ankunft in der Stadt geradewegs nach dem Bazar.

Er durchging zuerſt die Reihe, wo ſein Kaufgewölbe ſonſt geſtanden, und erſtaunte, als er an ſeiner Stelle ein anderes noch viel größeres erblickte, das ſchon auſſen mit edeln Metallen und koſtbaren Steinen aufs reichſte verziert war, im Innern aber einen Reichthum und eine ſolche Menge Juwelen enthielt, wie er ihn nur in den unterirdiſchen Gemächern der Ruinen bei Schiras geſehen hatte. Er drängte ſich unter die Menge der Kauf- und Schauluſtigen, welche davor ſtanden, und ſah, wie ſechs junge Männer unabläſſig mit dem Verkaufe beſchäftigt waren. Nach und nach war er ganz vorgeſchoben worden, und ſtand einem der Verkäufer gerade gegenüber. „Wem gehört dieſes Kaufgewölbe", fragte er, als einmal zufällig kein Käufer da war, der ihn beſchäftigte. „Ihr ſeid wohl heute zum erſtenmale hier, daß Ihr nicht wißt, daß es in ganz Balſora nur einen Kaufherrn gibt, der ſolche Reichthümer auf ſeinem Lager halten kann. Ihr habt doch wohl ſchon den Namen des Kaufherrn Juſſuf, des Königes der Kaufleute, nennen hören?" — „O ja! den Namen habe ich ſchon gehört", verſetzte Juſſuf, ich glaubte aber, er habe ſein Gewölbe geſchloſſen, und ſei auf ferne Reiſen gegangen." — „Das iſt wohl wahr", verſetzte der junge Mann, „allein nach wenigen Wochen hat er ſeinen Bruder Haſſan Aſſad geſchickt, der das Geſchäft für ihn geführt und die Schätze in Empfang genommen hat, die er von Zeit zu Zeit von ſeinen Reiſen hierherſchickt. Das Geſchäft hat ſich dadurch ſehr erweitert. Es

war aber vorauszusehen, daß Herr Jussuf nicht ohne gute Ursache sein Geschäft in fremden Händen ließ."

„Ihr habt da einen Bruder Hassan Assad genannt, und ich meine doch gehört zu haben, daß Euer Herr keinen Bruder hatte! Wie soll ich das verstehen?" fragte Jussuf. „Hassan Assad ist auch nicht sein Bruder, sondern der Bruder seiner Gemahlin", war die Antwort. „Seiner Gemahlin?" fragte Jussuf mit unverhohlenem Erstaunen. „Ich weiß nicht, wie Ihr mir vorkommt!" rief da der junge Mann. „Was ist denn da groß zu wundern und mit offenem Munde stehen zu bleiben? Warum soll Herr Jussuf keine Gemahlin haben, da er sie doch Dutzendweise haben könnte? Doch wißt Ihr, wie? wenn Euch dies Alles so sehr interessirt, so geht zu seinem Palaste; dort gibt es der müßigen Leute genug, die Eure Neugierde befriedigen können. Ich habe keine Zeit dazu. Da warten schon wieder einige Käufer, die ich durch meine Unterhaltung mit Euch jetzt aufgehalten habe." Er wandte sich zu den Kauflustigen, entschuldigte seine Unachtsamkeit und fragte nach ihren Wünschen. Jussuf aber beschloß nach seinem Rathe zu thun, und ging nach seinem Palaste.

Er erkannte auch diesen beinahe nicht mehr. Zwei kleinere Paläste, die zu beiden Seiten desselben gestanden, waren niedergerissen und an ihrer Stelle zwei Flügel zu dem seinigen erbaut. Die Hauptpforte in dem mittleren Palaste stand geöffnet, und viele Diener und Dienerinnen gingen aus und ein. Er fragte einen der Thürhüter, wem der Palast gehöre und erhielt dieselbe Antwort, wie bei dem Kaufgewölbe. „Wird aber Euer Herr je wiederkommen?" fragte er. „Er ist schon so lange auf Reisen; kein Mensch weiß, wo er hingekommen ist, und Botschaft hat er auch keine von sich geschickt."

„Was? Keine Botschaft geschickt?" riefen beide Thürhüter aus einem Munde. „Hat er doch seine Gemahlin schon längst voraus gesandt, und ist er doch heute selbst schon angekommen. Nein, sein

Bruder Haſſan Aſſad hat immer ſichere Nachrichten von ihm gehabt, und ſo wußte er auch um ſeine Ankunft und hat alle Vorbereitungen zu ſeinem Empfange gemacht. Iſt doch ſein alter Lehrer, den man ſeit Jahren nicht mehr geſehen hat, heute aus ſeiner Einſamkeit hervorgekrochen und hierher gekommen." — „Wie? auch Mobidjah iſt hier?" fragte er. „Sieh, ſieh!" verſetzte da der Eine von ihnen, „Ihr wißt den Namen beſſer als ich. Ja, ja, Mobidjah heißt er. Ich habe mich ſeiner nicht gleich erinnern können."

„O dann laßt mich hinein gehen, ihr guten Leute", bat er, „daß ich mit ihm ſpreche." „Nichts da!" rief der eine der Thürhüter, indem er dem Eintretenden den Weg verſtellte. „Was fällt Euch ein? Jetzt darf niemand hinein. Sie feiern eben im Saale noch einmal die Trauung nach den Gebräuchen unſerer Religion. Der Imam iſt ſchon hinein gegangen. Da darf kein Fremder ſtörend eintreten."

„Was?" ſchrie Juſſuf. „Euer Herr wäre ſchon angekommen? Wo iſt der Betrüger? Laßt mich hinein, daß ich ihn züchtige." Beide Thürhüter widerſetzten ſich ihm, da er gewaltſam eindringen wollte. „Kennt ihr denn euern Herrn?" fragte ſie da Juſſuf in der höchſten Aufregung, „und wie ſieht er aus, der ſich für ihn ausgegeben?" Sie verſicherten ihn, daß ſie noch nicht lange von Aſſad in Dienſt genommen worden, und daß ſie auch heute den Herrn Juſſuf nicht ſelbſt geſehen, ſondern nur erfahren hätten, daß er ſchon angekommen ſei. „Ja!" rief Juſſuf, „angekommen iſt er, aber noch nicht in ſeinem Palaſte. Er wird jedoch gleich darinnen ſein." Mit dieſen Worten packte er den nächſten unverſehens, und warf ihn auf die Seite zu Boden, und blitzſchnell faßte er dann auch den andern, und that mit ihm ebenſo. Er ſelbſt aber lief ſchnell in den Prunkſaal, unaufgehalten von den zahlreichen Dienern, an welchen er auf den Gängen und in den Vorſälen vorüber kam.

Drinnen aber ſtellte er ſich mitten in den Saal, und rief in

höchſter Entrüſtung: „Wer wagt es, hier Juſſuf's Stelle einzunehmen? Wer wagt es, ſich hier für Juſſuf's Gemahlin auszugeben. Ich bin Juſſuf, den ihr für verloren glaubtet. Wo iſt der Betrüger? Er komme her, daß er die Früchte ſeines Betruges erndte, wie er verdienet.“ Indem er noch ſo ſprach, trat ein reich gekleideter Mann zu ihm, der ihm völlig unbekannt war. Dieſer ſchien ihn auch nicht zu kennen, und ſprach: „Ihr ſprecht von Betrug? Hier iſt noch niemand, der ſich für Juſſuf ausgegeben hat, als Ihr. Wir erwarten ihn nur, weil wir ſichere Anzeige haben, daß er heute noch hier eintrifft. Ihr wollt der Erwartete ſein, wohlan, ſo beweiſet es. Welches Wort werden Eure Lippen auf dieſen Talisman hauchen?“ Er hielt ihm Mobidjab's Talisman hin. Juſſuf blickte erſtaunt und betroffen darauf, denn der Funke war in ihm erloſchen. „Haſchanaſcha!“ ſprach er mit einem Seufzer; da leuchtete der Funke hell auf und alsbald trat aus dem Kreiſe der zahlreich verſammelten Gäſte eine verſchleierte Dame heraus, und fragte, indem ſie ihren Schleier zurückſchlug: „Erkennſt du Haſchanaſcha, deine Verlobte?“ Er aber blickte ſie an mit den Zeichen ſtaunender Freude. Es waren die ſchönen Züge ihres Geſichtes, der milde Blick ihrer ſanften Augen, es war der heitere Ernſt, der auf Haſchanaſcha's Stirne ruhte; allein ihre ſchwarze Farbe war verſchwunden und an ihrer Stelle ſpielte ein ſanftes Roth, wie der erſte Hauch des Morgenrothes über ihre Wangen.

„Haſchanaſcha“, rief er endlich aus ſeiner Erſtarrung erwachend, „biſt du es wirklich? Ich traue meinen Sinnen nicht mehr, denn ich bin in ſo viele wunderbare Ereigniſſe und Träume verſchlungen, daß ich Traum und Wirklichkeit nicht mehr zu unterſcheiden vermag. Wie iſt es möglich, daß du lebſt? Du warſt todt durch meine Schuld!“

„Frage nicht nach dem Vergangenen!“ ſprach da die Stimme Mobidjabs. „Der König der Geiſter hat dich zu ſeinem Liebling auf Erden erkohren; zwei Genientöchter mußten dich auf verſchiedene

Wege zu leiten verſuchen, du biſt zwar beinahe der menſchlichen Natur unterlegen, aber doch endlich ſiegreich aus dem Kampfe hervorgegangen. Du haſt die edlere erwählt. Sie ſchmücke dir dein Leben mit höherer Freude, als es die eitle Selbſtſüchtige vermocht hatte, deren Bild du in der Doſe zur Erinnerung an deine überwundene Schwachheit aufbewahren magſt. Das iſt Haſchanaſcha, die Schweſter deines Freundes Haſſan Aſſad, der hier deine Geſchäfte betrieben, ſeit du dich bei Schiras von ihm getrennt haſt. Ich bin beider Oheim. Und daß deine Gemahlin nicht als eine Bettlerin in dein reiches Haus eintrete, ſind ihr die Schätze zur Morgengabe beſtimmt, welche du unter den Trümmern der zerſtörten Königsſtadt kennen gelernt haſt."

Nach dieſen Worten umarmte er den in neues Staunen verſinkenden Juſſuf. Auch der junge Mann trat nun wieder zu ihm, der ihm bei ſeinem Eintritte zur Prüfung den Talisman gereicht hatte, und jetzt erkannte er ſogleich in ihm ſeinen Freund Haſſan, und begrüßte ihn mit herzlicher Freude und nannte ihn ſeinen theuren Bruder.

Der Imam ſprach noch in der nämlichen Stunde den Segen über Juſſuf und Haſchanaſcha und verrichtete die üblichen Gebete und Ceremonien. Dann wurden prächtige Feſte gefeiert, die viele Tage dauerten und wie ſie nie in Balſora gefeiert worden waren, ſo daß man noch in ſpäten Jahren von dem Glanze ſprach, mit welchem des reichen Handelsherrn Juſſuf Vermählung begangen worden.

Er erreichte an Haſchanaſcha's Seite ein ſehr hohes und glückliches Alter, und die ſpäteſten Enkel ſegnen noch ſein Andenken.

II.

Das Mährchen

von

den beiden Talismanen.

Die beiden Talismane.

Erſtes Kapitel.

Vor vielen hundert Jahren lebte einmal in Kandahar ein Sultan, der war Abdul-Babur geheißen. In den erſten Jahren ſeiner Regierung hatte er viele Kriege mit den benachbarten Königen und Völkerſchaften geführt, die theils häufige Einfälle in ſein Land machten, um die Viehheerden und anderes Gut zu rauben, theils die Abſicht hatten, mit der Eroberung Kandahars ihre Reiche zu vergrößern. Es währte aber nicht ſehr lange, ſo überzeugten ſie ſich, daß ihnen das nicht gelingen könne. Denn Abdul-Babur hatte immer den Sieg über ſie davongetragen. Wenn er auch mit dem kleinſten Heere gegen die überlegene Zahl der geübteſten Krieger zog, ſo mußten ſeine Feinde doch immer mit Verluſt und Schmach nach Hauſe zurückkehren. Nie erlitt er eine Niederlage; und wenn er ſich ſelbſt manchmal mit der Tollkühnheit eines Menſchen, der ſein Leben abſichtlich opfern will, in den dichteſten Haufen feindlicher Krieger ſtürzte, daß ihn ſeine Leute oft ſchon für gefangen und verloren hielten, ſo wußte er durch ſeine Tapferkeit doch immer einen ſolchen Schrecken um ſich her zu verbreiten, daß ganze Heereshaufen vor ihm allein flohen, als hätte ſie ein Geiſterſchrecken ergriffen. Daher

erzählte man auch von ihm, er sei durch einen unbegreiflichen Zauber gegen jede Gefahr geschützt. Dieser Glaube war bei seinen eigenen Leuten so verbreitet, daß sie deshalb ein so unerschütterliches Vertrauen in sein Kriegsglück setzten, daß sie furchtlos und blindlings gehorchten, wenn er sie mit einer auch noch so gewagten Unternehmung beauftragte. Sie kehrten aber auch aus jedem Kriege siegreich und mit Beute beladen nach Hause zurück.

So muthig er aber im Kriege war, wie sehr er auch mit ganzer Seele in den Schlachten lebte, so liebte er den Krieg doch nicht, wie mancher Eroberer, mit Leidenschaft, sondern er kam den Fürsten und Völkern gerne entgegen, wenn sie um Frieden baten und Vorschläge zu Freundschaftsverbindungen machten. Kaum war er daher aus dem Jünglingsalter in die Jahre des kräftigen Mannesalters getreten, so herrschte nun rings um Kandahar der Frieden und Ruhe. Er benutzte die ersten Jahre des Friedens indessen, um seine Hauptstadt gegen treulosen Friedensbruch und unvermutheten Ueberfall zu befestigen. Deshalb umgab er sie mit Mauern und Gräben, erbaute sehr feste Thürme darin und vertheilte seine Krieger in den Befestigungswerken, so daß sie immer zum Schutze der Stadt und zur Gegenwehr bereit waren. Dann aber sorgte er für seine Unterthanen durch allerlei weise Gesetze und durch sorgfältige Ordnung aller innern Angelegenheit. Besonders richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Gewerbe und auf den Handel seines Landes, um diese von Tage zu Tage mehr und mehr zu erheben.

Da er wußte, daß die Handelskarawanen von Persien nach Indien und von Indien nach Persien gerne durch sein Land zogen, so errichtete er nicht nur in der Nähe der Stadt, sondern auch in der Stadt Kandahar selbst mehrere Karawanserais, die zur Aufnahme der Karawanen und zu mehrtägigem Aufenthalte geräumig genug und mit Allem versehen waren, was zur Annehmlichkeit und zur Bequemlichkeit der Reisenden dienen konnte.

Als man erfuhr, daß ſolche Rückſicht auf die Fremden in ſeinem Reiche genommen werde, wählten darum auch alle Karawanen nun dieſen Weg, auf dem ſie nicht nur dieſe Annehmlichkeiten fanden, ſondern auch noch in dem ganzen Gebiete von Kandahar ohne Bezahlung von einer zahlreichen Schutzwache des Königs begleitet wurden, ſo daß ſie einen großen Theil der Reiſe ohne Sorgen und Furcht vor den räuberiſchen Angriffen herumſchweifender Horden zurücklegen konnten. Die Kaufleute, welche ihre Waaren durch die Hauptſtadt dieſes friedlichen Landes brachten, legten dieſelben hier auch meiſt einige Tage zum Verkaufe aus, tauſchten andere Waaren dagegen ein, und es entſtand auf dieſe Weiſe ein lebhafter Verkehr, der auf den Wohlſtand ſeines Volkes den vortheilhafteſten Einfluß übte. Bald blühete die Stadt in Reichthum und Glanz, wie nie zuvor, und ſein Volk wußte ſehr wohl, daß es dieſen Zuſtand des Glückes ganz allein ſeiner Fürſorge verdankte, weshalb es ihn auch wie einen Vater liebte und ehrte.

Nur ein Stand war nicht mehr ſo ganz mit ihm zufrieden, der Stand der Krieger. Sie gedachten noch der Zeit ſeines Regierungsantrittes, wo er ſie zum Ruhm und Sieg geführt, und konnten die reiche Beute nicht vergeſſen, die ſie früher immer von ihren Kriegszügen mit nach Hauſe gebracht. Auch gefiel ihnen die Einförmigkeit ihres jetzigen friedlichen Lebens, der Dienſt in und um die Mauern der Stadt, und die Begleitung der Karawanen nicht, auf welchen ſie nur zuweilen mit einem flüchtigen Reiterhaufen räuberiſchen Geſindels zu kämpfen hatten, bei dem nichts zu erbeuten war. Allein ſie trugen ihre Unzufriedenheit ſtille bei ſich, und wagten es nicht, ſie gegen irgend jemand laut werden zu laſſen.

Wenn ſich Abdul-Babur zuweilen von den Sorgen für ſein Reich erholen wollte, begab er ſich mit einigen ſeiner oberſten Diener auf die Jagd in die nahen Gebirge, wo er gewöhnlich dann einige Tage zubrachte. Und wie ihm ſonſt Alles geglückt, was er

noch unternommen hatte, im Kriege, wie im Frieden, so gelang es ihm auch auf der Jagd, daß er immer die seltensten Thiere erlegte, oder oft einen seiner Diener aus den Zähnen und Krallen der reißendsten Thiere befreite.

Als er nun eines Tages von einem solchen Jagdzuge wieder nach Hause zurückkehrte, und an einer der Karawanserais vorbei ritt, hörte er in demselben ein kleines Knäbchen bitterlich weinen. Er schickte einen seiner Diener hinein, um sich nach der Ursache zu erkundigen, und dieser brachte die Nachricht, es sei mit der Karawane heute auch eine Frau mit gekommen, die auf dem Wege erkrankt und eben gestorben wäre; ihr Knäblein weine so über den Verlust seiner Mutter.

Bei dieser Nachricht stieg er selbst von seinem Pferde und ging hinein, um sich nach den nähern Umständen zu erkundigen. Allein die Reisenden wußten nichts weiter von der Frau zu sagen, als daß sie mit ihrem Söhnchen bei Bagdad schon zur Karawane gekommen und das Ziel ihrer Reise nie genannt habe. Er fragte das Knäbchen nach dem Namen und der Heimath seiner Mutter; dieses war aber zu jung und überdies von seinem Schmerze so ergriffen, daß er auch von ihm nichts erfahren konnte. Endlich ließ er das Gepäcke untersuchen, das sich auf dem einzigen Kameele der Frau befand. Aber auch dieses enthielt außer den nöthigen Lebensmitteln und Reisebedürfnissen nichts, was über die Verhältnisse der Verstorbenen Aufschluß geben konnte. Nach ihren Kleidungsstücken und ihren übrigen Habseligkeiten schien sie in beschränkten Verhältnissen gelebt zu haben.

Die große Trauer ihres Knaben rührte den Sultan, und er gebot seinen Dienern, denselben nach seinem Palaste zu führen, auch das Kameel mit allem Gepäcke dahin zu bringen: Denn er hatte den Entschluß gefaßt, für die Erziehung des armen verwaisten Kindes zu sorgen. Als die Reisenden diesen Entschluß vernahmen, priesen sie laut seine Großmuth. Er aber sprach zu ihnen: „Was ist

da zu preiſen oder zu leben? Der Himmel hat mir das Glück verſagt, der Vater eines Sohnes zu ſein; hier hat er mir nun einen geſchenkt, und ich habe Urſache, ihm dafür zu danken." Nachdem er nun noch befohlen hatte, des Knaben Mutter auf dem nahen Fremdenbegräbniß zu beerdigen, beſtieg er wieder ſein Pferd und ritt weiter nach ſeinem Palaſte zurück.

Dort angelangt, ließ er den Knaben ſogleich wieder vor ſich bringen. Dieſer hatte ſich über ſeinen Verluſt ſo weit beruhigt, daß er auf die an ihn geſtellten Fragen antworten konnte. Er wußte aber über ſeine eigentliche Heimath keinen Aufſchluß zu geben. Seinen Vater hatte er nie gekannt. Die Mutter hatte ihm geſagt, er ſei auf weite Reiſen gegangen und nie mehr zurück gekehrt. Auch von ſeiner Mutter wußte er nur, daß ſie Leila geheißen und ihn mit dem Namen Naſereddin gerufen habe. Der Knabe ſah ihn aber bei dieſen Antworten mit ſeinen großen klugen Augen ſo vertrauensvoll an, daß er ihn um deswillen ſchon ſehr lieb gewann.

Als man darauf das Kameel herbei gebracht hatte, ließ er noch einmal in ſeiner Gegenwart alles Gepäcke ſorgfältig Stück um Stück herausnehmen und unterſuchen, ob ſich nichts darunter fände, was über die Herkunft des Knaben Licht verbreiten könnte. Schon war alle Hoffnung dazu verſchwunden, als man ganz unten auf dem Grunde einer Taſche noch ein kleines goldenes Büchschen fand, bei deſſen Anblick Abdul-Babur einen Ruf des Erſtaunens nicht unterdrücken konnte. „Was iſt das?" rief er. „Wie iſt dieſes Weib in den Beſitz dieſes Büchschens gekommen, das mir die Erinnerung an ein längſt vergangenes Ereigniß wieder vor der Seele vorüber führt? Doch", fuhr er fort, „reicht es mir her, damit ich mich überzeuge, ob es das nämliche ſei."

Er beſah es genau von allen Seiten, und zögerte lange und unſchlüſſig, ob er es öffnen ſollte. „Das Büchschen", ſprach er dabei, „iſt das nämliche. Doch kommt es mehr auf den Inhalt an.

Wiſſet", ſprach er, zu den oberſten Dienern ſeines Hofes gewendet, die mit neugieriger und fragender Erwartung um ihn her ſtanden, „wiſſet, daß mir einſt noch ein Bruder lebte, ein Zwillingsbruder, nur um eine Stunde jünger, als ich, der ſchon in den erſten Jahren ſeines Jünglingsalters von einer unwiderſtehlichen Sehnſucht nach Abentheuern auf ferne Reiſen in fremde Länder hinaus getrieben wurde. Obgleich er mich zärtlich liebte, und ungeachtet ich ihm die dringendſten Vorſtellungen dagegen machte, und ihn mit vielen Thränen bat, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, ließ er ſich doch nicht halten. Beim Abſchiede verlangte er ein Andenken von mir. Nun beſaßen wir von unſerer frühe verſtorbenen Mutter jeder ein ſolches Büchschen mit einem Ringe, mit welchem nach der Verſicherung unſerer ſterbenden Mutter das Glück unſeres Lebens in dem innigſten Zuſammenhang ſtehen ſollte. Beide Ringe waren große Siegelringe, allein in dem Ringe meines Bruders war ein großer koſtbarer Rubin, in dem meinigen ein gleich großer aber viel koſtbarerer roſenrother Diamant gefaßt. Ich ſchlug ihm einen Tauſch vor, und obgleich er anfangs Bedenken trug, den werthvollern Ring von mir anzunehmen, ſo gab er doch zuletzt meinen Bitten nach, da ich ihm vorſtellte, daß wir auf dieſe Weiſe jeder ein doppeltes Andenken an die geliebte Mutter und an den Bruder beſäßen. Er nahm mein Büchschen und ich erhielt das ſeinige. So ſchieden wir. Ich hatte damals nur noch wenige Tage bis zu meinem ſechszehnten Jahre, das uns unſere Mutter als den Zeitpunkt bezeichnet hatte, von dem an wir die Ringe tragen ſollten. Seit jener Zeit trage ich ihn nun an dieſem Finger."

Er zeigte bei dieſen Worten den Siegelring an ſeiner Hand, und fuhr dann fort: „Nun fragt es ſich, ob dieſes Büchschen auch den Ring mit dem roſenrothen Diamant enthält, den ich dagegen gegeben habe." Er öffnete es; es lag wirklich ein Ring darin, und als er ihn näher betrachtete, erkannte er ihn auch für denſelben, den

er an seinen Bruder vertauscht hatte. Allein statt des rosenrothen Diamantes enthielt die Fassung einen weißen von gleicher Größe und Form. Er schüttelte nachdenklich das Haupt, und ging ernst und schweigend nach seinen Gemächern hinauf.

Zweites Kapitel.

Von dieser Zeit an wandte er alle mögliche Sorgfalt auf die Erziehung des Knaben. Da derselbe erst ungefähr fünf Jahre alt zu sein schien, ließ er ihn im Anfange mit seiner einzigen, vierjährigen Tochter Zaleika von derselben Amme pflegen und erziehen. Später genossen sie auch den ersten Unterricht mit einander. Doch als Nasereddin in das Knabenalter trat, übergab ihn der Sultan einem der angesehensten Weisen des Landes zur Erziehung und zur Leitung seines Unterrichtes.

Dieser gab ihm in allem Wissenswürdigen die geschicktesten Meister. Eben so wurde er auch in der Führung des Bogens, der Lanze, des Säbels, im Reiten und in allen körperlichen Uebungen unterwiesen. Und er lernte nicht nur sehr frühe die Sprüche des Korans auswendig, sondern wußte sie auch zu deuten. Bald übertraf er an Kenntnissen und körperlicher Gewandtheit alle Jünglinge seines Alters und in manchen Stücken sogar auch seine Lehrer. Dabei hatte sich sein Körper in solcher Kraft und Schönheit entwickelt, daß er allgemein für den schönsten Jüngling im ganzen Lande galt.

Abdul-Babur hatte die Entwicklung der geistigen und körperlichen Anlagen und die Fortschritte seines Pflegesohnes mit innigem Vergnügen beobachtet. Eines Tages sprach er diese Freude auch gegen seinen Großwessir aus, und vergaß in dem vollen Drange seines Herzens dabei seiner bisherigen Klugheit. „Ja, ich bin glücklich", sprach er zu ihm, „so ist mir auch dieses gelungen, wie mir

alle meine Unternehmungen bisher in Kraft meines Ringes gelungen sind."

„In Kraft Eures Ringes?" fragte der Großwessir verwundert und neugierig. „Wie meint Ihr das?" Und Abdul-Babur erzählte ihm, daß der Rubin in seinem Siegelringe ein Talisman sei, der die geheime Kraft in sich fasse, alle Gefahren an seinem Besitzer unschädlich vorüber zu führen, und alle seine Unternehmungen zu fördern. „Ich ließ ihn deswegen auch nie vom Finger", schloß er. „Nur seit einiger Zeit beunruhigt mich der Gedanke, daß er mir entwendet werden könnte; und da er mir zufällig seit einigen Wochen nicht mehr so fest am Finger steckt, so fürchte ich, daß er mir einmal im Schlafe, ohne daß ich es merke, vom Finger gezogen werde. Ich gebrauche deshalb nun die Vorsicht, und lege ihn jeden Abend in das Büchechen, und verstecke ihn unter das Polster, darauf mein Haupt ruhet. So kann ihn niemand bekommen, ohne daß ich darüber erwache. Und wer es wagen wollte, mich so zu erwecken, der sollte meinen Dolch fühlen, den ich für diesen Fall jedesmal neben meinem Lager an die Wand stecke."

„Mein armer Bruder", setzte er nach einem kurzen Schweigen hinzu, „scheint seinen Ring nicht so gut bewahrt zu haben. Der Ring, welcher sich unter den Habseligkeiten des Weibes fand, das vielleicht Nasereddins Mutter war, ist offenbar derselbe, den ich mit ihm getauscht habe. Allein der Stein, der ein Talisman von gleicher und vielleicht noch größerer Kraft war, wie der meinige, ist nicht mehr darin, und ein anderer an seine Stelle gesetzt. Der Ring hat dadurch seine Kraft verloren, und besitzt nur noch den Werth des Edelsteines. Indessen ist auch dieser nicht gering, und da er als Nasereddins Eigenthum anzusehen ist, so will ich ihm denselben heute noch geben, daß er ihn von nun an als ein Andenken an seine Mutter trage."

Er ließ hierauf sogleich Nasereddin vor sich rufen, und übergab

ihm den Ring, indem er ihm dabei die Geſchichte deſſelben, ſo viel ihm davon bekannt war, erzählte. „Es iſt nicht unmöglich, daß deine Mutter die Gemahlin meines Bruders war", ſchloß er ſeine Rede, „und wenn noch der rechte Stein in der Faſſung des Ringes ſäße, würde ich dich unbedenklich als meines Bruders Sohn begrüßt haben. Gelingt es dir, dieſen ächten Stein wieder zu finden, ſo werde ich dies als eine Antwort des Himmels auf meinen Zweifel anſehen, und dich als meinen nächſten Verwandten und Erben meines Reiches anerkennen."

Bei dieſen Worten Abdul-Baburs erwachte aber in Naſereddins Herzen der lebhafteſte Wunſch, in die Welt hinaus zu ziehen, und den Talisman ſeines Ringes zu ſuchen. Er bat den Sultan hierzu um Erlaubniß, und dieſer willigte endlich ein. Er ließ ihm ein ſchönes Pferd aus ſeinem Marſtalle geben, gab ihm gute erprobte Waffen, und außer den nöthigen Vorräthen für die erſten Tage auch eine anſehnliche Summe in Gold und etliche Edelſteine, die er im Nothfalle verwerthen konnte. Er ertheilte ihm ſeinen Segen, nahm, wie ein zärtlicher Vater von ſeinem Sohne, Abſchied von ihm und ließ ihn ziehen.

Der Großweſſir war aber an jenem Tage mit ganz andern Gedanken von ſeinem Herrn gegangen, als bisher. Bisher hatte er ihn nämlich für einen heldenmüthigen Kriegshelden und für einen hochbegabten Weiſen auf ſeinem Throne betrachtet, und eine tiefe Ehrfurcht vor ihm in ſeiner Seele getragen. Nun aber ſah er alle die Großthaten deſſelben im Kriege, das Gelingen aller ſeiner Anordnungen und Unternehmungen im Frieden für ein Werk einer höhern Macht an, die, allein in dem Talisman gelegen, und ſich nur an dem zufälligen Beſitzer deſſelben kräftig und wirkſam erwieſen. Der Sultan war ihm daher nur noch ein ganz gewöhnlicher Menſch, wie jeder andere, und er dachte bei ſich, mit ſolcher Hülfe

könne ſelbſt der mittelmäßigſte Kopf, der furchtſamſte Tropf ſich als ein Meiſter und Held vor andern hervorthun.

Er hing von nun an dieſen Gedanken immer mehr nach, und mit der Ueberzeugung, daß er in dem Beſitze des Ringes gleichen Ruhm erringen könne, wie Abdul-Babur, ſetzte ſich auch der Wunſch nach dem Beſitze deſſelben in ſeinem Herzen mit jedem Tage feſter. Der Sultan hatte ihm ſelbſt vertraut, wo er ihn des Nachts verborgen liegen habe, und es bedurfte nur des ernſtlichen Entſchluſſes, ſich denſelben anzueignen, ſo konnte es ihm nicht fehlen. Und bald war auch dieſer Vorſatz feſt in ſeiner Seele.

Weil er aber wußte, wie Abdul-Babur von allen ſeinen Unterthanen geliebt wurde, getraute er ſich nicht, ſelbſt dann, wenn er im Beſitze des Talismans wäre, ihn mit offener Gewalt vom Throne zu ſtoßen, und dachte auf ein Mittel, wie er die Herrſchaft durch Liſt an ſich reißen könnte. Da er aber hierzu keinen Ausweg erſinnen konnte, nahm er ſeine Zuflucht zu einem Manne, der in einer Berghöhle unfern von Kandahar wohnte und in dem Rufe der Zauberei ſtand.

Zu dieſem ging er, und vertraute ihm Alles, und bat ihn um ſeine Hülfe. Der Greis nahm den Antrag mit großer Freude auf, und verſprach ihm ſeinen Beiſtand. „Denn", ſprach er, „du mußt wiſſen, daß ich mich oft im Stillen darüber geärgert habe, daß Abdul-Babur dieſen mächtigen Talisman beſitzt, ohne ihn gehörig zu benutzen. Wie hätte dieſer ſein Reich erweitern und die Welt mit ſeinem Ruhme erfüllen können. Er könnte der mächtigſte Herrſcher auf Erden werden, aber ſtatt deſſen hat er ſich mit kleinlichen Entwürfen befaßt; hat Moſcheen gebaut, Karawanſerais für die Fremden erbaut, Brunnenleitungen gemacht, und lauter ſolches unnütze Zeug. Nein, du wirſt den Ring beſſer benutzen, wenn du nur immer auf meinen Rath hören willſt."

„Du haſt Recht", fuhr der Zauberer darauf fort, „daß du dich

hüten willſt, offene Gewalt gegen den Sultan zu gebrauchen. Du mußt ſogar ſcheinen, als wäreſt du am Betrübteſten über ſein Verſchwinden. Sorge du nur, daß du den Ring an deinem Finger habeſt, und für das Uebrige laß mich ſorgen. Hier nimm dieſes Fläſchchen, und ſiehe zu, daß du von der Flüſſigkeit, die darin enthalten iſt, nur neun Tropfen unter ſeinen Trank miſcheſt. Er wird zwar nicht davon ſterben, denn tödten darf ich ihn nicht; allein in einen todtenähnlichen Schlaf wird er fallen, daß ich ihn durch meine Diener, an einen Ort bringen laſſe, wo ihn niemand finden und niemand auferwecken kann, als der Beſitzer des Ringes."

Er gab ihm noch die weitere Anweiſung, wenn er den Ring am Finger habe, ſo ſolle er nur mit halblauter Stimme die Worte rufen:

„Erſcheint! erſcheint,
Und tragt ihn fort,
Wo die Sonn' ihm nicht ſcheint.
Ihr wißt den Ort."

Nachdem ſie ſich ſo beide über Alles verſtändigt, kehrte der Großweſſir nach der Stadt zurück. Er war zu Fuße gegangen, um nicht bemerkt zu werden. Als er durch das Thor kam, ſtanden einige von den Kriegern dort beiſammen. Er ſprach freundlich mit ihnen, erinnerte ſie an ihre frühere Kriegszüge und an den Ruhm und die Beute, die ſie ſich erworben, und fügte dann hinzu: „Es iſt Schade, daß Abdul-Babur ſeine kriegeriſche Laufbahn ſo frühe beſchloſſen hat. Leute, wie Ihr, ſollten immer noch Gelegenheit finden können, ſich auszuzeichnen und zu bereichern. Euer jetziger Dienſt iſt ein langweiliger Müßiggang. Ich habe mich ſchon oft für euch verwendet, daß er euch dieſe Gelegenheit geben möchte; allein ich vermag in dieſem Stücke nichts über ihn. Ja, wenn es auf mich ankäme, ſo ſolltet ihr ſchon längſt einen Kriegszug tief nach Indien hinein gemacht und Gold und Diamanten in Menge als Beute mit nach Hauſe gebracht haben."

Mit solchen Worten schied er von ihnen. Er hatte sich dadurch die Herzen aller Krieger gewonnen. Sie erzählten ihren Kameraden, was er gesagt, und mit der Zuneigung, die er sich gewonnen, hatte er auch zugleich den Keim der Unzufriedenheit über ihres Herrn Regiment in ihre Herzen gepflanzt.

Als er am nächsten Tage wieder des Abends um den Sultan war, forderte dieser ein Glas Wasser. In dem offenen Saale, wo sie saßen, sprang ein frischer Wasserstrahl aus einer der Säulen, und sammelte sich unten in einem kleinen Becken. Schnell eilte der Großwessir hinzu, nahm des Sultans Becher und ließ aus seinem Fläschchen ganz unbemerkt neun Tropfen hineinfallen. Dann füllte er ihn mit Wasser an und reichte ihn seinem Herrn. „Du bist zu gefällig", sagte dieser, „ich hatte gemeint, du solltest einen Diener rufen." Der Großwessir aber neigte sich ehrerbietig und antwortete: „Möchte mir das Glück vergönnt sein, immer so die Wünsche meines Gebieters befriedigen zu können!" Er entfernte sich bald darauf.

Als aber in der Nacht Alles schlief, kam er eilig nach dem Palaste zurück. Da die Wachen an den Pforten des Palastes den Großwessir sahen, ließen sie ihn schnell ein, denn er gab vor, er habe dem Sultan eilig eine Botschaft zu bringen. Vor der Thüre des Gemaches, in welchem Abdul-Babur schlief, standen zwei von seinen Leibwächtern. Diese hielten ihm ihre Lanzen entgegen und sprachen: „Hier darf niemand eintreten. Der Sultan schläft." Der Großwessir aber antwortete: „Schläft er schon? Es ist mir leid, aber ich muß ihn aufwecken. Es ist Nachricht eingelaufen, daß eine räuberische Horde in das Land eingebrochen ist, die schon gegen unsere Stadt heran zieht. Laßt mich ein."

Bei dieser Nachricht senkten sie ihre Lanzen zur Erde, und er schritt leisen Trittes ein. Der Sultan lag in tiefem Schlafe. Dennoch gebrauchte der Wessir die Vorsicht, und nahm vor Allem seinen

Dolch, den er neben dem Lager an der Wand ſtecken hatte. Dann griff er ſchnell unter das Hauptpolſter nach dem Büchschen. Obgleich im tiefen Schlafe merkte es der Sultan doch, und fuhr mit der Hand nach der Stelle, wo der Dolch zuvor geſteckt. Allein zu gleicher Zeit hatte auch der Großweſſir das Büchschen gefunden, den Ring herausgenommen und an ſeinen Finger geſteckt; und in demſelben Augenblicke war der Schlafende in noch tiefern todtenähnlichen Schlaf verſunken. Schnell rief nun der Räuber die Worte:

„Erſcheint! erſcheint!
Und tragt ihn fort,
Wo die Sonn' ihm nicht ſcheint.
Ihr wiſt den Ort."

Da erſchienen plötzlich zwei lange ſchwarze Sclaven, faßten den Schlafenden an Kopf und Füßen, erhoben ihn ſo in die Höhe, und ſchwebten mit ihm zu einem der Fenſter des Saales hinaus, das ſich hinter ihnen von ſelbſt wieder ſchloß.

Dies Alles war das Werk weniger Augenblicke. Nun ſtürzte der Großweſſir mit verſtörtem Geſichte aus dem Schlafgemache und rief: „Seid ihr Leibwächter? Thut ihr ſo eure Schuldigkeit?" Dieſe fragten ganz beſtürzt, was denn geſchehen ſei. „Was geſchehen iſt", antwortete er, „das weiß ich nicht; allein das weiß ich, daß der Sultan ſich gar nicht in ſeinem Schlafzimmer befindet. Und ihr nichtswürdige pflichtvergeſſene Leute wißt nichts davon, und ſagt mir, er liege im Schlafe. Ihr ſelbſt müßt im Schlafe geweſen ſein, daß ihr es nicht einmal wiſſet, daß er wieder aus ſeinem Schlafgemach herausgegangen iſt."

Die Wächter verſicherten, daß ſie nicht geſchlafen, daß ſie vor einer Stunde den Sultan geſehen, als er in ſein Schlafgemach gegangen; allein durch die Thüre ſei er beſtimmt nicht zurück gekommen. Von dieſem Geſpräche herbei gelockt, verſammelten ſich die Diener aus dem Palaſte. Man fragte, man rieth, man ſuchte unter

den Fenſtern, und fand nirgends eine Spur von dem Verſchwundenen. Der Großweſſir beklagte am lauteſten das traurige Ereigniß; er ordnete die ſtrengſte Unterſuchung an, mehrere Tage heuchelte er immer noch die Hoffnung, daß man wenigſtens den Leichnam des Sultans wieder finden müſſe. Doch war Alles vergebens. Die ganze Stadt beklagte mit aufrichtiger Trauer den Verluſt eines Herrſchers, der für Alle mit väterlicher Liebe und Sorgfalt geſorgt hatte. Am meiſten aber klagte vor den Leuten der heuchleriſche Großweſſir, indeß er in ſeinem Innern frohlockte, daß ſein Anſchlag ſo wohl gelungen war.

Die Großen des Reiches verſammelten ſich, um zu berathſchlagen, was zu thun ſei. Einige gaben den Rath, man ſollte Zaleika, die einzige Tochter Abdul-Baburs, auf den Thron erheben. Dieſem Rathe widerſetzten ſich aber die Andern. Zaleika, wendeten ſie ein, ſei eine ſchwache Jungfrau, und es ſei vorauszuſehen, daß die Feinde, welche ihr Vater durch das Glück ſeiner Waffen im Zaume gehalten, das Land mit Krieg überziehen würden, ſobald ſie erführen, daß der von ihnen gefürchtete Kriegsfürſt nicht mehr am Leben ſei. Dann würde die zarte Jungfrau nicht im Stande ſein, kräftigen Widerſtand zu leiſten.

So kam es endlich dahin, daß der Großweſſir für ſo lange zum Herrſcher von Kandahar ausgerufen wurde, bis entweder Abdul-Babur wieder käme, oder bis ſich ein würdiger Gemahl für Zaleika fände, der im Stande wäre den Thron ihres Vaters zu behaupten.

Er trat nun vor Zaleika mit geheucheltem Schmerz, und verſicherte ſie ſeiner herzlichſten Theilnahme, und daß er mit unausgeſetzter Sorge dafür bemüht ſein wolle, ſie gegen jede Gefahr zu ſchützen, und ihr einen Gemahl zu finden, der würdig ſei, von ihrer Hand die Krone ihres väterlichen Reiches zu empfangen. Allein unter dem Vorwande der Sorge für ihre Sicherheit ſchloß er ſie von nun an in ihre Gemächer ein, geſtattete niemand den freien Umgang mit

ihr; Alles was zu ihr ein- oder von ihr herausgebracht wurde, mußte durch die Hand seines Helfers, des Zauberers geben, den er aus der Berghöhle zu sich berufen und dem er die Bewachung der Prinzessin aufgetragen hatte.

Kaum wurde die Nachricht von Abdul-Baburs Verschwinden bei den benachbarten Fürsten und Völkerschaften bekannt, so erwachte auch ihre vorige Raubluft und Eroberungssucht wieder, und es gab bald ernstliche Einfälle in das Land, wie man im Rathe voraus gesagt hatte. Der neue Sultan, der sich nun Babadur nannte, zog ihnen entgegen und siegte über sie. Doch war der Sieg nicht so glänzend, als die Siege seines Vorfahrers. Denn er mußte ihn mit vielem Blute erkaufen. Auch andere Feinde erhoben sich, die er ebenfalls nach und nach besiegte, allein jedesmal war der Sieg theuer erkauft. Zur Ausrüstung seiner Heere, so wie zur Anwerbung der Krieger, mit welchen er die Verluste ersetzen mußte, bedurfte er große Summen, und erpreßte von seinen Unterthanen, was er brauchte mit großer Strenge. Bald lagen durch die beständigen Kriege die Gewerbe darnieder, die Karawanen wählten einen andern Weg, auf welchem sie unangefochten und ohne Gefahr ihre Waaren hin und her bringen konnten. So stockte auch der Handel. Die häufigen Einfälle der Feinde beraubten und plünderten die Landleute, und die Kriegsheere des eigenen Landes schonten die Fluren so wenig, daß man bald nur die entlegneren Gegenden bestellte und die übrigen meist liegen ließ, weil man wußte, daß man die Saaten doch vergeblich ausstreuen würde.

So versank das Land bei allen Siegen in kurzer Zeit wieder aus seinem blühenden und glücklichen Zustande in Unordnung und Elend.

Drittes Kapitel.

Nasereddin ahnte nichts von Allem, was zu Hause vorging. Er war mit dem frischen Muthe eines kräftigen Jünglings ausgezogen, und hatte seinen Weg über die nördlichen Gebirge genommen. Die ersten Tage fand er in den Bergthälern noch einzeln liegende Hütten, wo er übernachten konnte. Bald aber erhob sich sein Weg und die Wälder wurden sehr groß und hingen auf lange Strecken zusammen. Die ganze Gegend glich einer Wildniß, und er mußte sich entschließen, ohne Obdach im Freien zu übernachten. Er suchte sich daher eine trockene mit reichlichem Moose überwachsene Stelle, band sein Roß an einen der nächsten Bäume und legte sich dann nieder und schlief bald ein.

Er hatte aber einen sonderbaren Traum. Es war ihm, als stehe vor ihm ein kleines Männlein, kaum so groß, daß es ihm bis an die Hüfte reichte, in einem langen und weiten Gewande, mit einem breiten Gürtel um den Leib und mit einem sehr langen weißen Barte, der ihm bis auf den Gürtel herab floß. In seiner Hand hielt es aber einen langen dünnen Stab. Mit diesem Stabe berührte es ihm die Mitte der Stirne und sprach dabei: „Du bist nicht auf dem rechten Wege, mußt etwas links ziehen, zwischen Abend und Mitternacht gerade in der Mitte.“

Als er am Morgen erwachte, stand der Traum noch lebhaft vor seiner Seele, doch hielt er ihn für einen gewöhnlichen Traum und achtete nicht darauf, sondern zog in derselben Richtung, die er anfänglich eingeschlagen, gerade nach Mitternacht zu. Der Weg ward hier immer beschwerlicher und der Wald dichter, und er mußte manchmal von dem Pferde absteigen, und mit seinem Säbel das Dickicht lichten, um nur durchzukommen. Er rückte so äusserst langsam vor, und kam endlich abgemattet und müde an einer Stelle an, die ihm zum Uebernachten tauglich schien. Kaum war er eingeschlafen,

ſo ſtand wieder daſſelbe kleine Männchen mit dem weißen Barte vor ihm, ſetzte ihm das Ende ſeines dünnen Stabes wieder auf die Stirne und ſprach mit ſehr ernſter Miene: „Habe ich dir nicht geſagt, daß du nicht auf dem rechten Wege biſt? Mußt etwas links ziehen, zwiſchen Abend und Mitternacht gerade in der Mitte.“

Auch diesmal ſtand ihm der Traum am Morgen wieder ſo lebhaft vor der Seele, als des Tages vorher. Indeſſen dachte er bei ſich: „Man muß ſich durch einen Traum nicht in ſeinen Entſchlüſſen irre machen laſſen. Wenn ich heute auch den bezeichneten Weg einſchlüge, ſo könnte es mir in der Nacht träumen, ich ſollte wieder eine entgegengeſetzte Richtung einſchlagen, und ſo würde mein Zug ein Spiel der Träume.“ Er verfolgte daher auch heute ſeinen bisherigen Weg, der ihn endlich wieder bergab führte. Er ſah dies für ein gutes Vorzeichen an. „Denn“, dachte er, wenn ich das Waldgebirge überſtiegen habe, ſo werde ich bald wieder in bewohnte Thäler kommen, und ohne weitere Störung vorwärts ziehen können.“

Der Wald ward in der That gegen das Ende des Tages etwas lichter. Allein bald ſtieß er auf ein anderes Hinderniß. Der Berg war auf dieſer Seite ſehr felſig. Große Felſenblöcke lagen hier zu Tage, oft hoch wie Mauern den Weg verſperrend; oft mußte er auf großen Umwegen eine Stelle ſuchen, wo er ſein Roß hinabführen konnte, weil ſich auf einmal tiefe Abgründe vor ihm öffneten, die er umgehen mußte. Manchmal wollte der Unwille bei ihm ausbrechen, daß er ſo aufgehalten werde, denn es lag ihm ein Gefühl in der Seele, als könne er, was er ſuche, nur in ſehr weiter Ferne finden. Allein im nächſten Augenblick ſchalt er ſich wieder ſelbſt, daß er über eine ſo kleine Unannehmlichkeit ſchon unzufrieden ſei, da er bei ſeinem Auszuge doch noch weit Schlimmeres zu ertragen gefaßt geweſen.

Nachdem er ſich bei einbrechender Nacht wieder eine Ruheſtätte gewählt hatte und eingeſchlafen war, hatte er wieder denſelben Traum.

Nur ſchien das kleine Männchen mit dem weißen Barte heute ſehr erzürnt. Er ſetzte ihm ſeinen Stab wieder, aber mit weit größerer Heftigkeit, auf die Stirne und ſprach: „Willſt du immer noch nicht hören? Wie oft muß man dich warnen? Bedenke doch, daß du nicht auf dem rechten Wege biſt. Du mußt etwas links gehen, zwiſchen Abend und Mitternacht gerade in der Mitte!“

Bei ſeinem Erwachen ſchwankte er in ſeinem Entſchluſſe. Der Umſtand, daß er nun dreimal denſelben Traum gehabt, ſchien ihm doch nicht gleichgültig zu ſein. Schon war er entſchloſſen, ihm zu folgen, und blickte von dem nächſten Fels, den er erſtiegen, nach der bezeichneten Richtung zwiſchen Abend und Mitternacht hin. Da ſah er aber ein ſehr hohes und ſteiles Gebirge dort queer vorüberziehen. „Ei“, ſprach er da für ſich, „da müßte ich doch ein rechter Thor ſein, wenn ich jenen Weg wählte, auf dem ich mein gutes Roß zurücklaſſen müßte, während ich hier nun bald alle Schwierigkeiten überwunden habe. Hier ſehe ich ja gar keine Felſen mehr vor mir, und der Fall des Berges geht ſo ſanft, daß ich von heute meine Richtung leicht fortſetzen werde.“

Fröhlich ſtieg er von dem Fels herab, beſtieg ſein Pferd und ritt wohlgemuth in ſeiner bisher verfolgten Richtung gegen Mitternacht weiter. Wohl kam er an Stellen, wo die hohen Bäume dicht ſtanden und zwiſchen ihnen das Gebüſch und Hecken umher wucherten, ſein Roß wand ſich aber mit ſeinem Reiter wie eine Schlange zwiſchen den Stämmen der Bäume durch, und achtete nicht des kleinen Geſträuches, das zu ſeinen Füßen den Boden deckte und ihm oft bis an den Kopf reichte. So drang er immer weiter, und wünſchte ſich ſelbſt Glück, daß er ſich nicht durch ſeinen Traum habe irre machen laſſen. Da hielt aber ſein Pferd plötzlich an, und wollte nicht weiter. Er gab ihm die Spornen und trieb es vorwärts. Es ſtieg in die Höhe und wäre beinahe hinter ſich übergeſchlagen. Doch ließ es ſich wieder nieder und ſtand wieder auf dem vorigen Fleck,

und ſchnaubte und zitterte am ganzen Leibe. „Hier muß etwas liegen, vor dem das Thier ſich fürchtet. Laß doch ſehen, was es iſt!“ ſprach er, ſtieg ab, hängte den Zaum in den Arm, und hieb mit ſeinem Säbel das Geſträuch nieder, das den Boden deckend umher wucherte. Indem er ſo um ſich hauend einen Schritt vorwärts gehen wollte, zog ihn ſein Pferd an dem Zaum wieder zurück. „Dummes Thier!“ rief er da unwillig aus. „Was hältſt du mich denn auch noch zurück? Wir können doch nicht ewig an dieſer Stelle ſtehen bleiben.“ Dann beſann er ſich kurz, nahm den Zaum und warf ihn rückwärts, dem Pferde über den Kopf und ſprach: „Du eigenſinnige Beſtie! Nun ſtehe, ſo lange Du willſt. In dieſer Wildniß wirſt du mir ja doch nicht durchgehen.“

Mit dieſen Worten fing er wieder an, vorwärts dringend, das Geſträuche nieder zu hauen. Da war er aber an den Rand einer ſchmalen Kluft gekommen, über welche die Büſche von dieſſeits und jenſeits zuſammen hingen, daß er ſie nicht ſehen konnte. Ohne die Gefahr zu ahnen, that er noch einen Schritt vorwärts und ſtürzte hinab. Schon im Fallen hatte er das Bewußtſein verloren.

Als Naſereddin endlich wieder zu ſich ſelbſt kam, herrſchte dunkle Nacht um ihn her. Anfänglich wußte er nicht, wo er ſei und wie er dahin gekommen. Er griff um ſich, und fand ſeinen Säbel, der neben ihm lag. Allmählig erinnerte er ſich wieder aller Umſtände und ſeines Falles. Er richtete ſich auf und fühlte wohl die Schmerzen von ſeinem Falle, doch gewann er bald die Ueberzeugung, daß er kein Glied zerbrochen, noch ſich gefährlich verletzt habe. Er bedachte ſich, was er thun ſollte; doch merkte er wohl, daß er den Tag abwarten müſſe, um erſt den Ort zu ſehen, an dem er ſich befand, und darnach ſeinen Entſchluß zu faſſen. Mit den Händen umhertaſtend ſuchte er ſich eine Stelle, wo er ſich bequemer anlehnen konnte, und erwartete ſo den Tag.

Das Licht des Tages hat ſonſt eine erheiternde und ermuthigende

Kraft. Sorgen, die den Bekümmerten oft in der Stille und im Dunkel der Nacht auf ſeinem Lager ganz darnieder drücken, zerſtreuen ſich meiſt in ſeinem Gemüthe mit dem Erwachen des Tages, und der Hoffnungsloſe erhält wieder neuen Lebensmuth. Bei Naſereddin trat aber der entgegengeſetzte Fall ein. Er hatte gehofft, im hellen Tageslichte leicht wieder eine Stelle zu finden, die ihm verſtattete, aus der Kluft herauszuſteigen, und ſein Pferd wieder zu erreichen, mit dem er dann auf einem kleinen Umwege ſeine Bahn weiter verfolgen könne. Allein der einbrechende Tag überzeugte ihn bald, daß er ſich mit eitler Hoffnung getäuſcht habe. Da war dieſſeits und jenſeits keine Stelle, an der er die Höhe erſteigen konnte, von der er herabgeſtürzt war. Denn die Felſenwände der Kluft waren ſo ſteil und glatt, und an manchen Stellen hingen ſie ſogar oben weit über, daß es nicht möglich war, nur wenige Schritte aufwärts zu ſtrigen. Dabei befand er ſich in ſolcher Tiefe, daß es ihm ein Wunder dünkte, wie er den Sturz überleben können.

So ſchmal die Kluft war, ſo lang dehnte ſie ſich dagegen zu beiden Seiten in vielen Krümmungen hin. Er machte ſich auf und ging nach der einen Seite, um zu ſehen, ob ſich dort nicht eine Stelle finde, die es ihm verſtatte, hinaufzuſteigen. Der Gang war ſehr beſchwerlich; denn überall lagen abgeriſſene große Felsblöcke, die er überſteigen mußte. Oft waren ſie zwiſchen den Wänden eingeklemmt und hatten die Tiefe des Bodens nicht ganz erreicht, ſo daß er unten durchkriechen mußte. Hier und da war auch der Spalt in der Tiefe, wo er ging, ſo ſchmal, daß er ſich nur mit Mühe hindurch winden konnte. Die Hoffnung trieb ihn aber immer weiter vorwärts. Bei jeder Windung der Kluft hoffte er, wenn er dieſe erreicht habe, werde er doch an das Ende ſehen können, immer ſah er aber wieder nur eine neue Windung und neue Schwierigkeiten.

Er war endlich ermattet, und fühlte, daß er lange nichts gegeſſen. Er ſehnte ſich nach einem ſtärkenden Biſſen; allein ſein

kleiner Vorrath befand ſich bei ſeinem Gepäcke auf dem Sattel des Pferdes. In dieſem Felsſpalt, worin er ſich befand, wuchs aber höchſtens hier oder da ein wenig grünes Moos, ein halbvertrocknetes Grashälmchen, oder eine ſtachelichte Diſtel, aber keine erquickende Früchte. Nach kurzer Raſt ſetzte er ſeinen Weg weiter fort, fand aber immer die nämlichen Schwierigkeiten, dieſelben getäuſchten Hoffnungen.

Die Sonne hatte ihn zwar während ſeiner Wanderung nie erreichen können, denn ſie hätte ganz ſenkrecht ſcheinen müſſen, um ihre Strahlen bis zu ihm hinabzuſenden. Wo ſie aber auch vielleicht ganz ſenkrecht über ſeinem Scheitel geſtanden, hatten die dicht über der Kluft zuſammen gewachſenen Sträucher und die Zweige der Bäume den Schein nicht hindurchgelaſſen. Denn es gab wenige Stellen, an welchen er aus ſeiner Tiefe ein Stückchen von dem blauen Himmel ſehen konnte. Naſereddin merkte aber doch, daß der Tag ſich neigte. Erſchöpft von Müdigkeit und Hunger ſuchte er ſich darum eine Lagerſtatt, ſo bequem, als er ſie finden konnte, und ſchlief bald ein.

Da erſchien ihm im Traum daſſelbe graubärtige Männlein wieder, das ihm ſchon dreimal erſchienen war, und ſah ihn mitleidig an. „Armer Naſereddin!“ ſprach es, „warum haſt du mir nicht gefolgt? Ich habe dich doch dreimal gewarnt.“ — „Ach!“ antwortete er in ſeinem Traume, „ich büße dafür, daß ich eigenſinnig auf meinem Vorſatze beharrte, gerade nach Mitternacht zu ziehen, da ich doch nicht weiß, welcher Weg zu meinem Ziele führt.“ Das Männlein nickte ihm bei dieſen Worten Beifall und ſetzte ihm wieder das Ende ſeines Stabes auf die Stirne, und ſprach: „Du dauerſt mich. Du haſt dich in dieſer Kluft rechts gewendet, und hätteſt dich links wenden ſollen. Kehre um! Du findeſt nach dieſer Seite den Ausgang nicht.“ Ehe noch Naſereddin im Stande war, ihm zu antworten, war das Männlein verſchwunden.

Bei ſeinem Erwachen fielen ihm ſogleich die Worte ein, die er im Traume vernommen. Er überlegte wieder bei ſich, ob er der erhaltenen Weiſung folgen wolle. „Ich bin nun ſchon einen ganzen Tag", ſprach er, „nach dieſer Seite gegangen, und bin hier vielleicht bald am Ende der Kluft, wo ſich doch wahrſcheinlich, wenn auch auf zuſammen geſtürztem Geſtein, doch ein Ausgang erhebt. Soll ich nun wieder die Tagreiſe rückwärts unternehmen und dann vielleicht noch ſo viel weiter gehen, da ſterbe ich vor Hunger, ehe ich das Ziel erreiche. Es muß aber doch mit dieſen Träumen eine andere Bewandtniß haben, als mit den gewöhnlichen Träumen!" wendete er ſich darauf ſelbſt ein. „Der Erfolg hat es bewieſen, daß ich hier dem Kleinen hätte folgen ſollen."

Nach langem ſchwankendem Kampfe in ſeinem Innern, ſiegte endlich doch der Entſchluß, wieder zurück zu gehen. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, ſo fiel aus der Höhe eine Frucht vor ihm auf die Steine nieder. Er konnte aber nicht erkennen, was es geweſen, denn ſie war durch die Höhe des Falles mit ſolcher Gewalt hernieder gefahren, daß ſie in viele unkenntliche Theile zerplatzte und der Saft davon weit umher die Felſen netzte. „Ach!" ſeufzte er bei dieſem Anblicke, „wie hätte mich dieſe Frucht erquickt, wenn ſie mir ganz und unzerſchmettert zugefallen wäre!" Er ſah dabei in die Höhe, um den Baum zu ſehen, von dem ſie herabgefallen war, und ſiehe! indem er aufblickte, fiel eine zweite herab. Schnell hielt er ihr die Spitze ſeines Säbels entgegen, um ſie damit aufzufangen, ein Spiel, das er bei ſeinen Waffenübungen oft getrieben. Er hatte gut gezielt, denn ſie traf gerade die Spitze; ſie war aber mit ſolcher Gewalt herabgefallen, daß ſie nicht darin ſtecken blieb, ſondern weiter fiel und ſich in zwei Hälften ſpaltete. Hierdurch war aber die Heftigkeit des Falles gebrochen, ſo daß beide Hälften unverſehrt am Boden lagen. Er bückte ſich ſchnell darnach, und erquickte ſich an ihrem herrlichen Fleiſche, ohne ſich darum zu kümmern, was es für eine

Baumfrucht ſei. Und kaum hatte er ſie gegeſſen und blickte wieder nach dem mildthätigen Baume empor, als er abermals eine fallen ſah, die er auf gleiche Weiſe, wie die vorige, auffing und verzehrte.

War es ein Zufall, daß der Baum ſeine Früchte fallen ließ, war es eine Gunſt des Himmels, die ihm dadurch zugewendet worden war? Er nahm es für das Letzte und ſetzte neu geſtärkt und erquickt ſeine Wanderung weiter fort. Bald bemerkte er, daß der Weg minder beſchwerlich ſei, als er ihm Tages zuvor vorgekommen. Er erinnerte ſich noch einzelner beſonders ſchlimmer Stellen, und meinte, er müſſe ſie nun bald wieder erreicht haben. Allein er ging weiter und weiter, und fand ſie nicht. „Sollte ich denn ſo langſam gehen", fragte er ſich ſelbſt, „daß ich noch keine der Stellen erreicht habe, die mir geſtern ſo beſchwerlich waren? Wo ſind die Felſen, die ich überklettern mußte? Wo ſind die andern, wo ich unten durchkriechen mußte?" Er verdoppelte ſeine Schritte, um die bekannten Hinderniſſe zu überwinden; allein er mochte wandern, ſo weit er wollte, ſein Weg ward immer bequemer und ebener. Bald ſah er, daß er ſchon ſeinen geſtrigen Weg ganz hinter ſich haben müſſe, denn offenbar wurde die Kluft weiter; wenn er aufwärts blickte, ſah er den heitern Himmel nicht mehr von den Büſchen gedeckt, und bald fiel auch ein Sonnenſtrahl hier und da bei einer neuen Windung des Weges herein. Nach einer kleinen Strecke erweiterte ſich die Kluft auffallend, die Seitenwände ſtanden nicht mehr ſo ſteil, hier und da zeigte ſich daran eine mit Gras bewachſene Stelle, bald rankte auch einiges Geſträuch über die Felſen, und zuletzt rundeten ſie ſich gar zu zwei ſanften, hügelähnlichen Vorhöhen ab. Er fand hier wieder einige Waldfrüchte, womit er ſeinen Hunger ſtillte, und eine weiche mooſige Stelle, die ihn zur Ruhe einlud.

Viertes Kapitel.

In der Frühe des nächsten Morgens erwachte er von einem warmen Hauche, der ihn heftig anblies. Als er die Augen aufschlug, stand sein Roß bei ihm, das ihn schlafend gefunden hatte und nun prüfend berocht, ob er es auch sei. Freudig schwang er sich gleich auf den Sattel und ritt durch das Thal zwischen den beiden Hügeln hinaus. Bald verlor sich der Wald, und er befand sich auf einer schönen Wiesenfläche, an deren fernestem Saume ihm etwas entgegenleuchtete, das im Scheine der Sonne glänzte, als sei es selbst eine Hälfte der Sonne. Er konnte das Feuer des Glanzes nicht lange ertragen, und mußte den Blick auf das Grün der Wiese richten, um seine Augen wieder zum Sehen zu gewöhnen, so sehr waren sie von dem Glanze geblendet. Auch sein Pferd schien geblendet, denn es stutzte und wollte nicht vorwärts.

„Hier ist doch keine Kluft", sprach er, „in die man hinabstürzen kann! Was sperrst du dich denn schon wieder, vorwärts zu gehen?" Und er gab ihm die Sporen und ritt in vollem Trabe über den Wiesengrund hin nach dem glänzenden Gebäude. Je näher er kam, je mehr verschwand der Glanz, und er erkannte nun, daß es ein großer Palast war, der ganz aus hell polirtem Stahle bestand. Das Thor war offen, und er ritt in den geräumigen Hof. Hier erblickte er neun Pforten, die in das Innere des Palastes führten. Er stieg ab und trat durch die mittlere Pforte ein. Auch das Innere bestand aus Stahl, und alle Verzierungen waren blau angelaufen, was sich gegen die blank geschliffenen Massen der Wände und des Bodens gut ausnahm.

Es fiel ihm auf, daß er keinem lebenden Wesen begegnete, denn er ging durch mehrere Gemächer, ohne auch nur eine Spur eines menschlichen Bewohners zu finden. Zuletzt kam er in einen runden Saal, dessen Boden mit einem prachtvollen Teppich belegt war:

rings um die Wand lief ein Polſterſitz, mit ſeidenen Decken von den glänzendſten Farben bedeckt, über welchem ſich in ſchönen Gewinden ein dichter Kranz von Laub, mit den ſchönſten Blumen durchflochten, hin ſchlang.

Die Kühle des Saales gefiel ihm; er ſetzte ſich, um ein wenig zu ruhen. Kaum ſaß er, ſo erſchienen zwei Sclaven, neigten ſich tief vor ihm, daß ſie mit ihren Stirnen die Erde berührten, und gaben durch ihre Mienen zu verſtehen, daß ſie zu ſeinem Dienſte bereit ſeien. Da er gerade wieder tüchtigen Appetit fühlte, ſprach er: „Wenn ihr ſo bereitwillig ſeid, mir zu dienen, ſo geht und holt mir ein ordentliches Mahl. Ich fühle, daß ich lange nur von Früchten gelebt, und keine ordentliche Speiſe zu mir genommen habe.“ Kaum ſprach ers, ſo entfernten ſich die beiden Sclaven, und brachten einen wohlbeſetzten Tiſch herein, den ſie vor ihm niederſtellten. Er fand auf demſelben ſo ausgeſuchte Leckerbiſſen an Braten, Fiſchen, Backwerk, edeln Früchten u. d. gl., daß er kaum wußte, was er zuerſt angreifen ſollte. Als er aber eben anfing zu eſſen, erſchienen einige andere Sclaven und Sclavinnen, die mit Begleitung von Tamburinen und Pfeifen einen pantomimiſchen Tanz aufführten. Er ſah demſelben zu, und ſchmauſte dabei mit großem Behagen, denn alle Speiſen waren köſtlich zubereitet.

Hierauf erſchienen andere Sclaven mit hohen Leuchtern von glänzendem Stahle, die ſie im Kreiſe umherſtellten. Darauf ſteckten ſie Kerzen auf, die beim Verbrennen den ganzen Saal mit den feinſten Wohlgerüchen erfüllten. Andere brachten ein großes goldenes Becken mit lauem Waſſer gefüllt, zogen ihm mit Ehrerbietung die Fußbekleidung aus, und badeten ihm die Füße. Nachdem ſie dieſe abgetrocknet, brachten ſie einige kryſtallene Fläſchchen hervor und ſalbten ſie auch mit koſtbaren wohlduftenden Oelen. Sodann zogen ſie ihm ſchöngeſtickte Panteffel an und führten ihn in ein Schlafgemach, wo ein mit reichen Gardinen umhangenes Ruhebett ſtand.

Sie entkleideten ihn, und er legte ſich wohlgemuth nieder. Kaum lag er, ſo vernahm er in einem anſtoßenden Gemache einen lieblichen Geſang, der ihn zu ſanftem Schlummer einzuladen ſchien. Es hätte ſolcher Einladung nicht bedurft, denn ihm that das weiche und geräumige Lager ſehr wohl nach der Entbehrung ſo vieler vorhergegangener Tage. Bald ſchlief er ſehr feſt ein.

Sein Schlaf wäre anfänglich ruhig und ſehr erquickend geweſen, allein es beunruhigte ihn bald wieder ein Traum. Er ſah ſich ſelbſt wieder im Freien unter einem Baume liegen, und das graubärtige Männlein trat wieder zu ihm und ſprach, indem es ihm mit dem Stabe, wie früher, die Stirne berührte: „Warum haſt du meine Warnung ſchon wieder vernachläßigt? Ging dein Weg hierher? Iſt das die Mitte zwiſchen Abend und Mitternacht? Du ſchwebſt hier in großer Gefahr, darum verlaß ja morgen dieſen Palaſt.“ Er träumte noch weiter von dunkeln Höhlen, von Felsklüften, und andern unheimlichen Dingen, doch hatte er am Morgen alles Andere vergeſſen, nur der Erſcheinung des grauen Warners und ſeiner Mahnung erinnerte er ſich noch deutlich.

Ehe er jedoch noch mit ſich ins Reine gekommen war, was er thun wollte, erſchienen wieder einige Sclaven, und führten ihn durch eine Seitenthüre in ein niedliches Badekabinet. Dort entkleideten ſie ihn und ſetzten ihn in ein wohlduftendes Bad. Sie hoben ihn ſodann heraus, legten ihn auf ein Ruhebette, wo ſie ihn ganz in warme Teppiche hüllten und trockneten und rieben und ſalbten.

Hierauf brachten ſie einen neuen Anzug von dem feinſten und koſtbarſten Stoffe, und bekleideten ihn damit. Nachdem er völlig angekleidet war, führten ſie ihn in den runden Saal zurück, wo er ſein Frühſtück fand.

Hierauf erſchienen einige Jünglinge, die ihn einluden, ſich mit ihnen im Bogenſchießen zu üben. Sie hatten Pfeile und Bogen mit gebracht, und ſteckten als Ziel eine kleine Pomeranze auf einen

der hohen ſtählernen Leuchter. Sie ſchoſſen nach derſelben von dem einen Ende des Saales bis zu dem andern. Sie fehlten aber alle das Ziel. Da ſchoß zuletzt Naſereddin, und ſein Pfeil fuhr mitten durch die Orange und fiel mit derſelben zu Boden. Alle bewunderten ſeinen Schuß und bezeugten ihm ihren Beifall.

Nun führten ſie ihn zurück auf den Vorplatz vor dem Palaſte, und brachten Wurfſpieße und ſchlugen ihm auch mit dieſen ein Wettſpiel vor. Sie ſtellten ein Ei auf einer der dünnen ſtählernen Säulchen auf, die einen ringsumherlaufenden Fußweg einſchloſſen. Sie warfen lange darnach, aber keiner von ihnen traf es. Als aber die Reihe an Naſereddin kam, warf er es mit dem erſten Wurfe herunter. Sie holten nun kleine ſtählerne Schilder von der Größe eines Tellers, und ließen einer von dem andern mit den Wurfſpießen gegen ſich werfen, und erwehrten ſich der Spieße mit dieſen Schildern. Naſereddin hatte nie eine ſolche Uebung mit gemacht; er warf darum den Schild von ſich und zog den Säbel. Dann ließ er gegen ſich werfen, und ſchlug alle Spieße, wie ſie heranflogen, mit dem Säbel von ſich ab, ſo daß mancher in Stücke zerhauen zur Erde niederfiel.

Unter dieſen und andern jugendlichen Uebungen und Wettkämpfen war Stunde um Stunde vorübergegangen. Jetzt ging man in den Saal zurück, wo der Tiſch ſchon wieder gedeckt und mit den ausgeſuchteſten Speiſen verſehen war. Muſik und Tänze begleiteten das Mahl; die wohlriechenden Kerzen wurden wieder angezündet; die Jünglinge führten nun auch ſelbſt allerlei Tänze auf, und zogen Naſereddin mit in ihr Spiel. Obgleich er ihre Sprache ſo wenig verſtand, als ſie die ſeinige, ſo machten ſie ſich doch durch Zeichen einander verſtändlich, und waren ſehr heiter und vergnügt. Die Nacht war gekommen, ehe er es gedacht, und er ward wieder nach ſeinem Schlafkabinet gebracht und bedient, wie am vorigen Tage.

Auch in dieſer Nacht erſchien ihm im Traum das kleine Männ-

lein wieder mit sehr ernster Miene, setzte ihm seinen Stab auf die Stirne und sprach: „Leichtsinniger Jüngling, gedenke meiner Warnung und flieh. Verlaß diesen Palast, sobald der Morgen graut.“ Ehe er aber am andern Morgen noch ganz zu voller Besinnung erwacht war, kamen die Sclaven und bedienten ihn wieder, wie am vorigen Tage im Bade, und führten ihn in den großen Saal. Unwillkührlich war er bald wieder in die Spiele und Uebungen mit den Jünglingen verflochten, und sie wußten durch immer neue Erfindungen seine ganze Aufmerksamkeit so in Anspruch zu nehmen, daß auch dieser Tag wieder hinging, wie die vorigen, ohne daß er an die Warnung der nächtlichen Erscheinung gedacht hätte.

Diese blieb aber auch in der dritten Nacht nicht aus. Der kleine Greis erschien ihm mit zorniger Miene, stieß ihm den Stab etwas unsanft auf die Stirne und rief: „Unglücklicher! du willst dein Verderben, und verdienteſt, daß ich meine Hand von dir abzöge. Zum letztenmale warne ich dich. Verlaß diesen Palast, ehe die Sonne aufgegangen ist.“ So lebhaft dieser Traum auch in seiner Erinnerung stand, als er erwachte, und so fest er auch entschlossen war, sich aus dem Palaste zu entfernen, ehe er noch mit seinen bisherigen Genossen zusammenkäme, so konnte er dies doch nicht ausführen. Denn seine Kleider waren von den Sclaven, die ihn bedient hatten, mitgenommen worden, wie sie immer zu thun pflegten, und die neuen, die sie ihm jeden Tag anlegten, brachten sie erst am Morgen mit sich, sobald er erwacht war.

Er rief sie diesmal herbei, und sie erschienen auf seinen ersten Ruf, verwundert, wie es schien, daß er schon wache. Sie legten ihm wieder ein neues und prachtvolles Kleid an, und führten ihn, wie sonst immer, in den Saal.

Obgleich es weit früher als um die gewöhnliche Stunde war, fand er doch auch schon die Jünglinge hier versammelt. Sie übten

ſich wieder mit ihren Bogen, und forderten auch ihn auf, mit ihnen um die Wette zu ſchießen. Er wollte ihnen begreiflich machen, daß er abreiſen müſſe; allein ſie ſchienen ihn nicht zu verſtehen, und drängten ihm den Bogen und Pfeil in die Hand, und beſtanden darauf, daß er ſchießen müſſe. „Nun", dachte er, „ich ſchieße einmal, und eile dann hinaus, um mein Roß zu finden." Er nahm den Bogen, und weil er kein anderes Ziel ſah, zeigte er hinauf an die Decke. Dort befand ſich in der Mitte der ſtählernen Kuppel ein kleiner durchſichtiger rother Fleck.

Er machte den Jünglingen begreiflich, daß er dieſen rothen Punkt treffen wollte, ſetzte den Pfeil auf die Sehne des Bogens und zielte. Dabei bemerkte er nicht, welcher Schrecken ſich ſeiner Genoſſen bemächtigt hatte, und daß ſie alle wie erſtarrt ſtanden, und wie alles Blut aus ihren Geſichtern entwichen ſchien. Auf ſein Ziel blickend, ſchoß er den Pfeil ab, als eben der erſte Strahl der aufgehenden Sonne durch denſelben in den Saal hereinſchimmerte.

Er hatte gut getroffen. Der rothe Fleck war verſchwunden und ſein Pfeil hindurchgefahren. Aber in demſelben Augenblick erklang ein furchtbarer bebender und dumpfklingender Ton, der immer lauter und lauter wurde, und zugleich ſah er von allen Seiten die Theile der Kuppel ſich auseinander löſen und zuſammenſtürzen. Er glaubte, unter den Trümmern des Palaſtes begraben zu werden.

Allein der ganze Bau war zuſammengeſtürzt, doch die Trümmer deſſelben zugleich verſchwunden, und er ſah ſich auf einem wüſten Platze ſtehen, auf welchem dorniges Geſtrüppe und Neſſeln umherwuchſen. Ehe er ſich aber noch umgeſehen und von ſeinem Schrecken erholt hatte, ſtand vor ihm ein großer Mann von mittlern Jahren mit krauſen ſchwarzen Haaren und langem ſchwarzem Barte, der war gekleidet in einen langen braunen Talar, und umgürtet mit einem weißen breiten Gürtel, auf welchem allerlei wunderliche rothe Charaktere ſtanden, Schlangen, unförmliche Vögel, Menſchen- und

Thierglieder, Winkel- und Zirkellinien vorstellend. Seine Gesichtszüge waren von Wuth entstellt, seine Augen sprüheten von Zorn, und mit geballter Faust beugte er sich gegen ihn, und rief: „Elender Wurm! Undankbarer Hund! Ist das der Dank für alle Gastfreundschaft, die ich dir in meinem Palaste durch meine dienenden Geister erwiesen habe? Weißt du auch, was du mir gethan hast? Die Frucht langjähriger Hoffnung hast du mir mit muthwilliger Hand geraubt? hast mir den Talisman des Königes der Geister, den rosenrothen Diamant, aus der Kuppel meines Stahlpalastes herausgeschossen, daß ich ihn nun noch einmal zwanzig Jahre entbehren muß. Denn so ist es vom Schicksal bestimmt. Zwanzig Jahre muß er ruhig als der Schlußstein der Kuppel meines Palastes stehen, und alle Fremdlinge, die denselben betreten, muß ich durch meine Geister bewirthen und für ihr Vergnügen sorgen lassen. Erst nach Verlauf von zwanzig langen Jahren, wenn keiner der Gäste, die den Palast besucht haben, Hand an diesen mächtigen Talisman gelegt hat, kann er mir dienstbar werden. Ich war so nah dem Ziele, und du! du hast es wieder so weit hinausgerückt! Du nichtswürdiger Hund!"

Die Worte des Zauberers und seine Wuth versetzten Nasreddin zwar in tödtliche Schrecken, doch blitzte zwischen der Furcht auch plötzlich ein Strahl der Freude hindurch, als er von dem rosenrothen Diamant hörte, der ein mächtiger Talisman des Geisterkönigs sei. „Das ist der Talisman meines Ringes!„ sprach er bei sich. Und als der Zauberer endlich einhielt, weil die Wuth seine Stimme erstickte, sagte er: „Mit Recht habe ich deine Hoffnung zerstört. Du darfst doch nie in den nützlichen Besitz des Talismans kommen, denn er gehört mein."

„Was?" schrie da der Zauberer, „du Wurm wagst es, dich dem Muhuli-Kauki widersetzen zu wollen, der selbst im Reiche der Genien gefürchtet ist? Wohlan, laß sehen, was du vermagst!

Du willſt dir ein Recht auf den Talisman anmaßen? Gut! ich will mich verſehen!" Bei dieſen Worten packte er Naſereddin beim Genicke, wie man eine junge Katze trägt, und murmelte drei Worte. Sogleich erhob er ſich mit ihm hoch, hoch in die Höhe und fuhr mit ihm durch die Lüfte.

Wie lange er ſo mit ihm dahin fuhr, wußte Naſereddin nicht, denn ihm war ſogleich Sehen und Hören vergangen und alle Beſinnung entſchwunden. Als er wieder zu ſich kam, lag er an der Küſte des Meeres, und Muhuli-Kauki, der Zauberer, ſtand wieder vor ihm. „Hier könnte ich dich deinem Schickſale überlaſſen!" ſprach er, und ruhig ſein wegen des Talismans. Denn von hier wirſt du ſo leicht nicht noch einmal in das ferne Land kommen, wo ich meinen Palaſt wieder aufzubauen gedenke. Allein Vorſicht ſchadet nicht! Darum thue ich noch ein Uebriges an dir." Er nahm bei dieſen Worten eine rothe Feder, die vor ihm auf dem Boden lag, murmelte ein Paar Worte darüber, zog einen ſpitzen Dolch aus ſeinem Gürtel, ritzte ihm, ehe ſichs Naſereddin verſah, die Haut auf der Stirne, und ſteckte das Federchen mit dem Kiele hinein. In demſelben Augenblicke fühlte dieſer ſchon, daß die Feder feſtgewachſen war, und zugleich, daß eine wunderbare Veränderung mit ihm vorging. Er wollte die Arme flehend gegen den Zauberer ausſtrecken und breitete ein Paar roth und grün befiederte Flügel aus; er wollte ſprechen, und ſtatt einer menſchlichen Stimme beleidigte ein krächzender Schrei ſeine Ohren. „So!" ſprach höhniſch Muhuli-Kauki, „nun geh und kämpfe mit mir um den Talisman. Du wirſt als Papagei auf dieſer wüſten Inſel leben und ſterben." Mit dieſen Worten erhob er ſich wieder von der Erde, fuhr hoch in die Höhe, und verſchwand den Augen des verwandelten Naſereddin.

Fünftes Kapitel.

Muhuli-Rauk's Drohung ſchien in Erfüllung zu gehen. Tage, Wochen und Monate vergingen, ſelbſt ein Jahr war vorübergegangen, und Naſereddin lebte immer noch als Papagei auf der einſamen Inſel. Doch war er nicht ein Papagei, wie andere, denn ſeine menſchlichen Gedanken, Gefühle und Erinnerungen waren ihm bei ſeiner Verwandlung geblieben. Wohl hatte er im Anfange gehofft, menſchliche Bewohner auf ſeiner neuen Heimath zu finden, und war überall herumgeflogen, ſie zu ſuchen und ſich an ſie anzuſchließen; allein ſeine Hoffnung hatte ihn getäuſcht. Zu andern Vögeln ſeiner Gattung konnte er ſich nicht halten, denn ſie waren doch nur unvernünftige Geſchöpfe, und es ſchien, als hätten ſie ein dunkles Gefühl davon, daß er nicht zu ihnen gehörte. Sie flohen ihn, und wenn er ſich je einmal unter ſie miſchte, vertrieben ſie ihn, biſſen nach ihm und verfolgten ihn. —

Er hielt ſich deshalb immer an einem einſamen Orte am Ufer des Meeres auf, wo eine friſche Quelle aus dem grünen Schooſe eines engen Thälchens herabplätſcherte, in deren Nähe er Alles fand, was er zu ſeiner Nahrung bedurfte. Im Anfange hatte er die Tage gezählt, ſpäter aber unterließ er es mit Abſicht. „Denn", ſagte er zu ſich, „mein Elend würde mir doch nur um ſo größer erſcheinen, wenn ich mir der vielen Tage und Wochen, die ich darin zubringe, bewußt wäre, und ſie mit einer Zahl zu benennen verſtünde."

Eines Tages ſaß er einmal auf einem Baume, und blickte hinaus nach der unendlichen Fläche des Meeres. Da ſah er in der Ferne ein Schiff erſcheinen. Mit jedem Augenblicke ward es größer und größer, und ſchon überlegte er bei ſich, ob er nicht hinfliegen ſollte. Dann bedachte er aber, weil die Reiſenden auf dem Schiffe lange Zeit des friſchen Fleiſches entbehren müſſen, möchte man bei ſeiner Annäherung nach ihm ſchießen, und er könnte ſo, wie jeder gewöhnliche Vogel, gebraten und verzehrt werden.

Indem er noch ſo bei ſich überlegte, ſah er, daß ein kleines Boot ausgeſetzt wurde, und gerade nach der Inſel zu ruderte. Obgleich er keine ſonderliche Hoffnung haben konnte, auf dieſe Weiſe erlöst zu werden, ſo ſchlug ihm das Herz doch freudig, als er nach ſo langer Entbehrung nun wieder einmal des Anblickes menſchlicher Weſen genoß. Es befanden ſich ſechs Matroſen und der Schiffskapitän in dem Boote. Sie landeten an der Stelle, wo ſeine Quelle ſich in das Meer ergoß, ſchöpften von ihrem friſchen Waſſer, und tranken davon in gierigen Zügen.

Hierauf befahl ihnen der Schiffskapitän, von dem Waſſer zu nehmen und die Fäſſer zu füllen, die ſie in dem Boote mit ſich gebracht hatten. Während ſie dieſen Befehl vollzogen, ging er ſelbſt das Thälchen entlang, und Naſereddin konnte nicht widerſtehen; er flog herab und ſetzte ſich ihm auf die Schulter. Der Mann wollte ihn erſchrocken abſchütteln. Als ſich der Vogel aber an ihn ſchmiegte, ihm mit dem Kopfe die Wange ſtreichelte und ihn aus ehrlichen Augen ſo bittend anſah, ſprach er: „Nein, nein, du biſt kein gefährliches Thier, wofür ich dich gehalten. Komm, du guter ehrlicher Kauz!“ Mit dieſen Worten hielt er ihm die Hand hin, daß ſich der Vogel darauf ſetzen ſollte. Dieſer that es, und neigte ſich vor ihm, und gab ſich alle Mühe, demſelben verſtändlich zu machen, daß er ihn liebe und bei ihm bleiben wolle.

Indem er dies that, bemerkte der Schiffskapitän den goldenen Ring, der ihm auch bei ſeiner Verwandlung, obgleich ſo enge, daß er nur die eine Zehe feſt umſchloß, geblieben war. „Ach“, ſprach er da, „nun begreife ich, warum du ſo zutraulich thuſt. Du haſt ſchon einmal unter Menſchen gelebt. Das verräth mir der Ring an deinem Fuße.“ Der Vogel verneigte ſich bei dieſen Worten, als habe er ihn verſtanden. „Gut! gut! du ſcheinſt mir überhaupt ein gelehriges Thier. Wenn du mit mir gehen willſt, ſo ſollſt du es gut haben.“ Der Vogel nickte wieder und liebkoſete ihn.

Er brachte ihn, nachdem ſie hinreichend mit friſchem Waſſer verſehen waren, mit ſich auf's Schiff, und alle Mitreiſende hatten ihre Freude an dem ſchönen und verſtändigen Vogel. Bald trug ſich jedoch hier ein Ereigniß zu, wodurch er die beſondere Aufmerkſamkeit ſeines Herrn auf ſich zog, und deſſen Zuneigung in noch höherem Grade gewann.

An einem heitern Tage, an dem die See ganz ruhig war und das Schiff ſanft über die ebene Fläche dahin glitt, hatten ſich einige Frauen, welche die Seereiſe mit machten, auf das Verdeck geſetzt und in traulichen Geſprächen unterhalten. Die eine derſelben zeigte den übrigen da auch ein koſtbares Halsband, das ſie als ein theures Andenken ihrer in fernen Landen lebenden Schweſter ſehr werth hielt. Der Schmuck ging aus einer Hand in die andere. Man lobte den Glanz der Steine, die ſchöne Faſſung, das künſtliche Schloß, und jede wußte etwas anderes daran zu rühmen.

Da erhielt das Schiff plötzlich einen heftigen Stoß, daß alle davon niederfielen, und im Schrecken unter das Verdeck eilten und ſich auf ihre Lagerſtätte verkrochen. Das Schiff war auf eine Sandbank gerathen, und nur mit Mühe und der äußerſten Anſtrengung der Schiffsmannſchaft gelang es, es wieder flott zu machen. Nun aber entſtand auf einmal ein Geſchrei auf dem Schiffe; die Weiber zankten und ſchalten unter einander. Der Schiffskapitän erkundigte ſich nach der Urſache, und erfuhr endlich, daß in dem Schrecken über den erlittenen Stoß das Halsband abhanden gekommen ſei.

Er ließ alle Mitreiſende, Männer und Frauen ſich auf dem Verdecke verſammeln. Die Beſitzerin mußte noch einmal erzählen, wem ſie das Halsband gezeigt, und wer damals auf dem Verdecke zugegen geweſen. Die Frau äußerte, ſie könne es nicht ſagen, welche der Frauen das Geſchmeide gerade in der Hand gehabt, als man den Stoß gefühlt, allein das wiſſe ſie, daß alle zugegen geweſen, und daß es aus einer Hand in die andere gegangen ſei. Da jede

es einer andern gegeben haben wollte, ſagte er: „Hier bleibt nichts übrig, es müſſen ſich alle durchſuchen laſſen. Eine muß es doch haben, und die Ehre der übrigen erfordert es, daß man die Diebin erfunde, denn ſonſt ruht der Verdacht auf allen.“

Als er dieſe Worte ſprach, flog eilig der Papagei herzu, einen hellen Schrei ausſtoßend und ſetzte ſich auf die Hand ſeines Herrn, ſchüttelte mit dem Haupte und winkte nach der Seite hin, wo einige Matroſen ſtanden. „Ei, ei“, lachte der Schiffskapitän, „mein Papchen! willſt du dich auch in dieſen Handel miſchen? Meinſt du, daß du auf andere Weiſe den Dieb entdecken könneſt?“ Der Vogel nickte bejahend mit dem Kopfe und blickte liſtig winkend nach der Seite auf die Matroſen. „So? kennſt du den Dieb?“ fragte ſein Herr, und der Vogel nickte mit dem Kopfe. „Ei, ſo zeige mir ihn an!“ fuhr der Kapitän verwundert fort.

Bei dieſen Worten wollte einer der Matroſen ſich eilig von den andern wegbegeben, als habe er ein Geſchäft zu beſorgen, da flog ihm aber der Papagei nach, und krallte ſich ihm hinten am Halſe feſt. Der Matroſe griff nach ihm, um ſich von ihm los zu machen, allein der Vogel hackte ihm dafür mit ſeinem krummen Schnabel nach der Hand, daß er ſie erſchrocken zurück zog. „Halt Burſche!“ rief ihm da der Kapitän zu. „Du biſt der Dieb!“ Die Beſtürzung verrieth ihn. Er geſtand, er habe bemerkt, daß den Frauen der Schmuck im Schrecken entfallen ſei; er habe ihn aufgehoben und da ihn niemand beobachtet, ihn ſich zueignen wollen. „Nur der vernünftige Vogel“, ſchloß er ſein Geſtändniß, „hing gerade damals an der Strickleiter, und ſah mich ordentlich, wie ein Menſch, dabei an, mit einem ſtrafenden und drohenden Blick, als wollte er mir ſagen, daß ich Unrecht thue.“

Er gab den Schmuck heraus und erhielt ſeine Strafe. Aber den Papagei ehrten von der Stunde alle, die auf dem Schiffe waren, und wer Unrecht thun wollte, fürchtete ſich, es unter ſeinen

Augen zu thun, weil er wußte, daß er es mißbilligte und den Thäter zu verrathen im Stande ſei.

Nach einer langen und glücklichen Fahrt lief das Schiff endlich in den Hafen einer großen und volkreichen Stadt ein. Freunde und Bekannte der Reiſenden bewillkommten ſie, und freuten ſich ihrer glücklichen Wiederkehr. Die Reiſenden erzählten zu Hauſe, was ſie in fernen Landen geſehen und erlebt, und dabei wurde dann auch gewöhnlich des Vorfalls mit dem Schmucke und des klugen Vogels erwähnt, der den unbekannten Dieb entdeckt habe. Man ward neugierig, einen ſo ſeltenen Vogel kennen zu lernen, und ſo kam es, daß die Wohnung des Schiffskapitäns nie leer ward von Beſuchern; denn jeder wollte ſich rühmen können, daß er ihn auch geſehen habe.

Unter den Neugierigen kam einſt auch ein bejahrter Mann, der den Vogel mit beſonderer Aufmerkſamkeit betrachtete. Nachdem ſein Auge lange prüfend auf ihm geruht, ſprach er zu dem Schiffskapitän: „Verkauft mir den Vogel. Ich gebe Euch einen guten Preis dafür, denn ich kann Euch nicht verhehlen, daß er mir ungemein gefällt.“ Der Schiffskapitän wollte aber nichts davon hören, ſondern wies ihn ſogleich mit den Worten ab: „Der Vogel iſt mir nicht feil, und wenn Ihr mir zehn Goldſtücke dafür bötet. Solch ein kluges Thier iſt nicht mehr zu finden auf dem ganzen Erdboden, und ich habe mich ſo ſehr an ihn gewöhnt, daß ich mich nicht von ihm trennen kann. Seht nur ſelbſt, was er für kluge Augen macht, als ob er uns verſtände. Ei, es lebet auch mancher unter uns, der nicht halb ſo klug iſt. Gelt, Papchen, ich ſoll dich nicht verkaufen?“ Der Papagei ſchüttelte mit dem Kopfe, und ſah ihn dankbar an. „Seht Ihr“, fuhr da der Kapitän fort, „wie klug er mich wieder anblickt. Habt Ihr je ſolche Augen bei einem Thiere geſehen?“

„Es iſt wahr!“ antwortete der Alte, „klug ſcheint er allerdings. Allein Ihr geht nun bald wieder zur See, und müßt Euch da doch

von ihm trennen, und, es iſt mir nur um der Seltenheit willen, die verlangten zehn Goldſtücke gebe ich Euch dafür.“ Er holte einen Beutel aus ſeinem Buſen hervor, und wollte das Geld hinzählen. Da rief aber der Kapitän ganz eifrig: „Halt! halt! behaltet Euer Gold! Wer hat Euch denn geſagt, daß ich zehn Goldſtücke gefordert. Ich meinte nur, ich gäbe ihn nicht darum, wenn ſie mir auch geboten würden! ja ich gäbe ihn nicht um zwanzig Goldſtücke weg. Wenn ich zur See gehe, ſo nehme ich ihn mit mir: Gelt Papchen, wir reiſen zuſammen?“ Der Papagei nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Ei, ei, das iſt doch ſehr zu verwundern!“ ſagte der Mann, und ging nachdenklich fort. Am andern Tage kam er ſchon wieder mit andern Neugierigen, die den klugen Vogel ſehen wollten, und richtete ganz am Ende, als er wieder weggehen wollte, die Frage an den Schiffskapitän: „Alſo um zwanzig Goldſtücke bekomm ich ihn?“ Da fuhr dieſer aber auf, und ſprach: „Ei, ſo laßt mir doch Ruhe. Ich verkaufe den Vogel nicht, und damit baſta! Viel lieber wollte ich ihn wegſchenken, wenn ich ihn entbehren müßte.“

„Es könnte aber auch noch anders kommen“, wendete der Mann ihm ein. „Euer Liebling könnte Euch geſtohlen werden; man könnte ihn ſogar mit Gift umbringen, denn er kann auch Feinde haben.“ „Feinde?“ fragte der Kapitän ganz entrüſtet. „Wer kann einem ſo ſchönen und klugen Thiere feind ſein?“ — „Eben weil es ſo klug iſt!“ antwortete der Mann. „Wenn es nicht ſo klug wäre, hätte es den Dieb des Geſchmeides auf Eurem Schiffe nicht entdeckt, und dieſer Dieb würde ihn nicht haſſen.“

Die Wahrheit dieſer Worte ließ den Kapitän plötzlich verſtummen. „Aber“, fuhr der Mann fort, „er kann auch ſelbſt Luſt bekommen, Euch zu verlaſſen. „Solche Thiere ſind nicht, wie andere, blos willenloſe Sclaven ihrer Beſitzer. Oder fragt ihn nur ſelbſt einmal, ob er nicht von Euch ginge, wenn man ihm verſpräche, er ſollte wieder werden wie er war, als er den goldenen Reif erhielt,

der ihm hier am Fuße liegt.“ Da ſah ihn der Kapitän an und fragte: „Iſt es wahr? würdeſt du mich dann verlaſſen?“ Und der Papagei nickte mit dem Kopfe bejahend. Der Alte ging lachend weg, und ließ den Kapitän unmuthig zurück.

Von dieſem Augenblicke an war er ganz unruhig. Er war nun einmal auf den Gedanken gebracht, daß er den Vogel auf eine oder die andere Weiſe verlieren könne, und dachte ſich bald dieſen bald jenen Fall möglich. Endlich ſprach er bei ſich: „Wenn ich mich doch von ihm trennen ſoll, ſo möchte ich nur einen recht guten Herrn für ihn wiſſen, dem ich ihn dann lieber ſchenken als verkaufen wollte.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo erſchien ein Diener von dem Hofe des Sultans jener Stadt, und befahl ihm ſeinen klugen Vogel doch ſogleich ins Schloß zu bringen. Der König und ſeine Tochter, die Prinzeſſin Mulibet, die von ihm gehört, ſeien neugierig dieſen Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung doch auch zu ſehen.

Nun war ſein Entſchluß ſogleich gefaßt. Er nahm den Vogel auf die Hand, und ging mit dem Diener. Indem er aber aus ſeinem Hauſe heraustrat, wollte der Alte wieder bei ihm eintreten. „Nun?“ fragte er, „habt Ihr Euch beſonnen? Wollt ihr auch nicht hundert Goldſtücke nehmen?“ Der Kapitän aber antwortete: „Nein! der Vogel hat ſchon ſeinen Herrn. Ich bringe ihn eben dem Könige zum Geſchenke.“ — „Auch gut!“ ſprach der Alte. „Er kommt dann doch dahin, wohin ich ihn bringen wollte.“ Und ohne weitere Frage, ſchloß er ſich dem Kapitän an, und ging mit ihm nach dem Schloſſe.

Der König und die Prinzeſſin Mulibet erwarteten den Vogel mit großer Ungeduld. Als der Kapitän eintrat, ging auch der Alte mit hinein. „Hier bringe ich den merkwürdigen Papagei, mein Herr und König!“ ſprach er, indem er den Kapitän mit dem Papagei vorſtellte. Der Kapitän war aber ungehalten, weil er ſich

mit ihm hereingedrängt hatte, und sprach: „Nein, mein Herr und König, ich bin es der den Papagei bringt. Dieser Mann wollte mir ihn durchaus abkaufen, allein er ist mir um Gold nicht feil. Doch habe ich beschlossen, ihn Euch, meinem hohen Herrn, als ein Geschenk zu überreichen."

„Ich nehme dieses Geschenk an!" antwortete der König, „und du sollst sehen, wie ich es zu ehren weiß. Laß dich übrigens nicht verdrießen, was dieser, der weise Lehrer meiner Tochter, eben gesprochen. Denn er ist es allerdings, der dich herbringt. Er hat mich zuerst auf deinen Vogel aufmerksam gemacht, und sein scharfer Blick hat entdeckt, was dich in Erstaunen setzen wird, sofern er sich nämlich durch ein äusseres Zeichen nicht hat täuschen lassen." Nach diesen Worten besah er den Vogel recht aufmerksam, und sprach: „Ich habe mich nicht getäuscht, mein hoher Herr. Ihr sollt sogleich überzeugt werden."

„Habt die Güte", wendete er sich hierauf zu der Prinzessin, „und legt jetzt einen Beweis ab, daß mein Unterricht in geheimen Wissenschaften an Euch nicht fruchtlos war." Prinzessin Mulidet erhob sich von ihrem Polster und trat näher. Nachdem auch sie den Vogel lange betrachtet, ließ sie ein Kohlenbecken mit glühenden Kohlen bringen. Dann gebot sie dem Kapitän, den Vogel von der Hand auf ein Polster zu setzen, das sie in die Mitte des Saales legen lassen. Und nachdem auch dieses geschehen war, und alle neugierig und erwartend umherstanden, sprach sie in halb singendem Tone:

„Sein und Schein, und Schein und Sein,
Stimmt nicht immer überein.
Denn es üben dunkle Mächte
Oft des Starken Herrscherrechte,
Und verhüllen edles Sein
Tückisch mit gemeinem Schein.
Zeigt euch aber, gute Geister,
Als die Stärkern, als die Meister!
Laßt mir jetzt das Werk gelingen,
Wahrheit hier an's Licht zu bringen."

Sie warf ſich nach dieſem Geſange vor dem Vogel auf die Kniee, beugte ſich über ihn, und ſprach zu ihm: „Ich beklage es, daß ich dir Schmerz machen und dein Blut vergießen muß, wenn auch der Schmerz kurz iſt, und deines Blutes nur ein Tropfen fließen wird; doch es muß geſchehen, wenn ich dich retten ſoll.“ Mit dieſen Worten hielt ſie dem Papagei den Kopf mit der Linken und faßte mit den Fingern der Rechten ein rothes Federchen, das ihm etwas erhöht auf der Stirne ſaß, und zog es heraus und warf es auf die glühenden Kohlen, die es verbrannten. Man hörte einen halb unterdrückten Ausruf des Schmerzes und von der Stirne des Vogels quoll ein Tröpfchen Blut. Sie küßte es mit ihren Lippen weg, und in demſelben Augenblicke ſtand Naſereddin vor ihr, ganz in demſelben Anzuge, wie ihn der Zauberer Mubuli-Kauki am letzten Morgen durch ſeine dienende Geiſter in ſeinem Stahlpalaſte hatte bekleiden laſſen.

Ein Ruf freudigen Staunens ertönte da zugleich von des Königs und von des Kapitäns Lippen. Der Alte ſtand mit ſtiller Freude dabei. Aber die Prinzeſſin hatte ſich noch nicht aufgerichtet von ihren Knieen, ſondern ſah noch mit jungfräulichem Erröthen zur Erde nieder. Da beugte ſich Naſereddin zu ihr hin, und Thränen der Freude und des Dankes floſſen von ſeinen Wangen. „Dank Euch! Dank Euch, edle Prinzeſſin; Ihr habt mir mehr gegeben, als das Leben! Nehmt dieſe Thränen als den Zoll meines Herzens hin.“ Er wollte ihr die Hand reichen, ihr aufzuhelfen. Allein ſie weigerte ſich mit ſtiller Geberde, ſie zu ergreifen. „Komm!“ rief ihr Vater. „Komm an mein Herz, meine geliebte Mulibet.“ Sie aber hauchte ſtill erwidernd die Worte: „Ich kann nicht, mein Vater!“ und dieſer ſah fragend und unangenehm überraſcht umher.

Aber der Alte trat vor und ſprach: „Mein hoher Herr und König, ich kann Euch dieſes Räthſels Löſung geben. Es ſteht in dem Buche des Schickſals geſchrieben, daß dieſer Prinz nur auf

solche Weise durch eine edle Jungfrau von seiner Verwandlung erlöset werden konnte, wie Ihr gesehen habt. Nun mußte sie, nach dem Willen des Schicksales, dem wir ja alle gehorchen müssen, das Blutströpfchen von des Prinzen Stirne küssen, und dieser Kuß, den sie einem Unbekannten gegeben, ist es, der sie erröthen macht, und sie in jungfräuliche Verlegenheit bringt."

„Ist das die Ursache?" fragte der König, und da sie bejahend das Haupt noch tiefer neigte, hob er sie auf und sprach: „Nun, wohlan, so will ich der Verlegenheit ein Ende machen. Es ist wahr! es ziemt sich nicht, daß meine Tochter einen Fremdling küsse; ihrem Verlobten und künftigen Gemahl durfte sie aber ohne Erröthen diese Gunst erweisen." Er führte sie dem in freudiger Ueberraschung dastehenden Nasereddin in die Arme.

Nun nahete sich aber der Schiffskapitän in lächerlicher Verlegenheit, und bat Nasereddin mit vielen Worten um Entschuldigung, daß er so vertraulich bisher mit ihm umgegangen sei. „Verzeiht!" sprach er, „verzeiht, edler Prinz, ich habe Euch nicht behandelt, wie ich gesollt hätte. Ja, wenn ich das gewußt hätte! Aber ich hab Euch in meiner Einfalt eben für einen Vogel angesehen, und da hab ich Euch denn auch nur wie einen Vogel behandelt."

Nasereddin beruhigte ihn aber, und dankte ihm, da er ja eigentlich allein sein Retter sei, denn ohne ihn, behauptete er, würde er noch immer als ein verwünschter Papagei auf der einsamen Insel im Meere sitzen, und vielleicht nie die glückliche Gelegenheit gefunden haben, seine natürlicher Gestalt wieder zu erhalten.

Nun wurde sogleich durch die Stadt bekannt gemacht, daß die Verlobung der Prinzessin Mulibet mit dem fremden Prinzen Nasereddin gefeiert werde, und alles Volk wurde eingeladen, an den Tagen des Festes in dem Schloßgarten zu erscheinen, wo alle köstlich bewirthet werden sollten, und allerlei Anordnungen zu Spiel und Lustbarkeit getroffen wurden.

Sechstes Kapitel.

In der ersten Nacht, da Nasereddin wieder in menschlicher Gestalt auf einem königlich geschmückten Lager ruhete, und von den Erinnerungen an die merkwürdigen Begegnisse des letzten Tages und der Freude über die günstige Wendung seines bisher so traurigen Schicksals in sanften Schlummer eingewiegt war, erschien ihm im Traume wieder das kleine Männlein mit dem langen grauen Barte und ganz so, wie er es schon so oft im Traume gesehen. Es setzte ihm wieder seinen Stab auf die Stirne und sprach zu ihm: „Vergiß den rosenrothen Diamant nicht über deinem Glücke; denn ohne seinen Besitz behält dein Glück keinen Bestand."

Als er am andern Tage mit der Prinzessin und dem Könige zusammen kam, verlangte diese, daß er ihnen seine frühere Lebensgeschichte und die Begebenheiten erzählen sollte, wodurch er zu dieser merkwürdigen Verwandlung gekommen sei. Er erfüllte diesen Wunsch, und erzählte ihnen von der Veranlassung zu seiner Reise, von dem rosenrothen Diamant, der statt des weißen in die Fassung seines Siegelrings gehöre, und erwähnte dabei auch seines Traumes von der letzten Nacht. Prinzessin Mulibet hörte ihm dabei sehr aufmerksam zu, und sprach dann zu ihm: „Ihr habt sehr unklug gehandelt, mein theurer Prinz, daß Ihr nicht immer schon auf das erste Erscheinen des Kleinen in Euren Träumen auf seinen Rath und seine Warnung geachtet habt. Und so leid es mir thun wird, wenn ich Euch von uns scheiden sehe, so muß ich Euch doch selbst dazu auffordern, bald möglichst auszuziehen, und diesen kostbaren und mächtigen Talisman des Geisterkönigs zu finden und in Eure Gewalt zu bringen. Denn das sehe ich ein, daß Euer Glück und mit ihm das meinige keinen Bestand haben kann, ohne ihn."

„Wo kann ich ihn aber finden?" fragte sie Nasereddin. Soll ich wieder ohne Ziel in die Welt hineinziehen, dem Zufalle überlassend, ob er mich auf den rechten Weg führen werde, oder auf

Irrwege?" Da ſprach aber die Jungfrau mit edelm Ernſte: „Es gibt keinen Zufall auf der Welt. Alles iſt Fügung des Himmels, iſt Schickſal, und die Genien dienen ihm, um Alles nach ſeiner Beſtimmung und zu ſeinem Ziele zu führen. Was aber das Ziel Eurer Reiſe betrifft, ſo laßt uns den Alten zu Rathe ziehen, der mich in ſolchem geheimen Wiſſen unterwieſen hat. Vielleicht, daß er weiß, wo jetzt der Talisman zu finden iſt."

Der Alte lächelte, als ſie ihn fragte, und ſprach: „Wohl weiß ich, wo Muhuli-Kauki jetzt ſeinen Palaſt erbaut hat, in deſſen Kuppel der roſenrothe Diamant als der Schlußſtein eingefügt iſt. Er ſteht in Afrika mitten in dem Lande Aethiopien. Auch biſt du in dem Beſitze eines Dinges, das dir vor allen Sterblichen die Erwerbung des Talismans am meiſten erleichtert. Du haſt den Siegelring, in deſſen Faſſung der Stein zuerſt von dem Könige der Geiſter eingeſetzt wurde. Mit dem Steine, der jetzt in der Faſſung ſteht, darfſt du nur jenen Stein berühren und rufen:

„Falſches fort!
Aechtes an ſeinen Ort!"

ſo ſpringt der weiße Diamant von ſelbſt aus der Faſſung und wird zum Schlußſteine des Kuppeldaches, während der roſenrothe in ſeine Faſſung zurückſpringt. Auf ſolche Weiſe bleibt auch die Kuppel ſtehen, und Muhuli-Kauki erfährt ſpät genug, daß ihm der Talisman herausgenommen wurde. Nur eine Schwierigkeit iſt bei der Sache. Du mußt unbemerkt auf die Mitte der Kuppel kommen, und dieſe iſt ſo glatt, daß kein Fuß eines Sterblichen ſich darauf feſtſetzen kann, um hinaufzuſteigen."

Sie ſannen mit einander auf ein Mittel, durch welches ihm möglich würde, auf die Kuppel zu kommen, allein der Tag verging, und es war ihnen keines eingefallen.

Als ſich Naſereddin mit Sorge auf ſein Lager geworfen hatte, und noch nicht entſchlafen war, fühlte er, daß ſeine Stirne berührt

wurde, und er hatte ganz das nämliche Gefühl, wie von der Berührung, wenn ihm das kleine Männlein im Traume das Ende seines Stabes darauf setzte. Er schlug die Augen auf, und siehe! die Erscheinung seiner Träume stand leibhaftig vor ihm und sprach zu ihm: „Vertraust du mir, so helfe ich dir auf. Ich bin der Genius, den der König der Geister zum Schutze deines Lebens erwählt hat. Nimm aus diesem Ei das Gewand, welches du darinnen finden wirst, und umhülle dich mit demselben, und mit der Salbe aus diesem Büchschen bestreiche deine Sohlen.“ Bei diesen Worten reichte er ihm ein goldenes Ei und ein silbernes Büchschen, und als Nasereddin das goldene Ei betrachtete und nicht wußte, wie er es eröffnen sollte, sprach der Genius: „Drücke nur daran.“ Kaum hatte er mit den Fingern einen leisen Druck versucht, so sprang es auf, und er sah einen kleinen Flormantel darinnen, ähnlich der zarten Flughaut der Fledermäuse. Als er den kleinen Mantel aber herausnahm, entfaltete er sich immer weiter und weiter, so daß er vollkommen hinreichte, sich ganz damit zu umhüllen.

„In diesem Mantel der Unsichtbarkeit kann dich niemand bemerken“, sprach der Genius. „Nun bestreiche dir auch die Sohlen mit der Salbe der silbernen Büchse, die es dir möglich machen wird, auf der Glätte der Stahlkuppel zu stehen. Denn wisse, diese Salbe ist tief in dem Grunde des Magnetberges von den Genien dieses Berges aus dem Bergöle bereitet, das in solcher Kraft nur in diesem und sonst an keiner Stelle der Erde zu finden ist. Es verleiht auch andern Körpern die Kraft, die der Magnet sonst nur dem Eisen mitzutheilen vermag. Nasereddin öffnete das Büchschen, und salbte sich die Sohlen. Dann sprach der Genius: „Nun weißt du Alles, und bist vollkommen gerüstet. Allein es ist so ferne von hier, bis zu dem Stahlpalaste Muhuli-Kaukis, daß du Jahre brauchtest, um dahin zu gelangen. Setze dich auf meine Schultern, daß ich dich hintrage.“

„Wie iſt das möglich?“ dachte er bei ſich. „Wie kann ich mich auf die Schultern eines ſo kleinen und gebrechlichen Männleins ſetzen?“ Aber der Genius rief mit ernſter Stimme: „Nur wenn du vertrauſt, findeſt du Hülfe!“ als ob er ſeine innerſten Gedanken belauſcht hätte. Da entſchloß ſich Naſereddin ſchnell, und legte erſt ein Bein auf ſeine Schulter, dann zog er das andere nach auf die andere Schulter, und in demſelben Augenblicke fühlte er ſich aufgehoben und mit Windeseile von dannen getragen.

Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, ſtand er auf der glatten Kuppel des Stahlpalaſtes. Sich der erhaltenen Anweiſung des Lehrers ſeiner Verlobten, der Prinzeſſin Mulibet, erinnernd, berührte er mit dem Steine ſeines Ringes den Schlußſtein des Stahlgewölbes, und es geſchah wie er gehofft. Kaum hatte er den Stein berührt und dabei geſprochen: „Falſches fort! Aechtes an ſeinen Ort!“ ſo ſaß der roſenrothe Diamant in der Faſſung ſeines Ringes. „Steig auf!“ rief die Stimme ſeines Genius neben ihm. Er legte ihm wieder die Beine über die Schulter, und im Fluge gings durch die Luft. Wie erſtaunte er aber, als er ſich im Lichte des Mondes auf der Stelle umſah, wo ihn der Genius niedergeſetzt hatte. Er ſtand auf einem bekannten Berge, und vor ſich ſah er die wohlbekannte Stadt Kandahar. „Was iſt das?“ fragte er, „warum haſt du mich hierher gebracht? Oder habe ich vielleicht nur geträumt, und ſind alle die Abenteuer, die ich beſtanden habe, nur Gebilde eines lebhaften Traumes geweſen? Doch nein! du gehörteſt dann auch zu jenen Traumbildern, und ſtehſt doch in Wirklichkeit vor mir.“

„Wirf deinen Mantel ab“, antwortete der Genius, und fuhr dann fort: „Du haſt nicht geträumt! Aber hier haſt du eine Pflicht zu erfüllen gegen den Bruder deines Vaters, der Vaterſtelle an dir vertreten hat. Tritt in dieſe Höhle und berühre die Stirne des Mannes, welchen du darin finden wirſt mit dem Steine deines Ringes.“ Er ſchlug zugleich mit ſeinem Stabe an eine Felswand: Sie

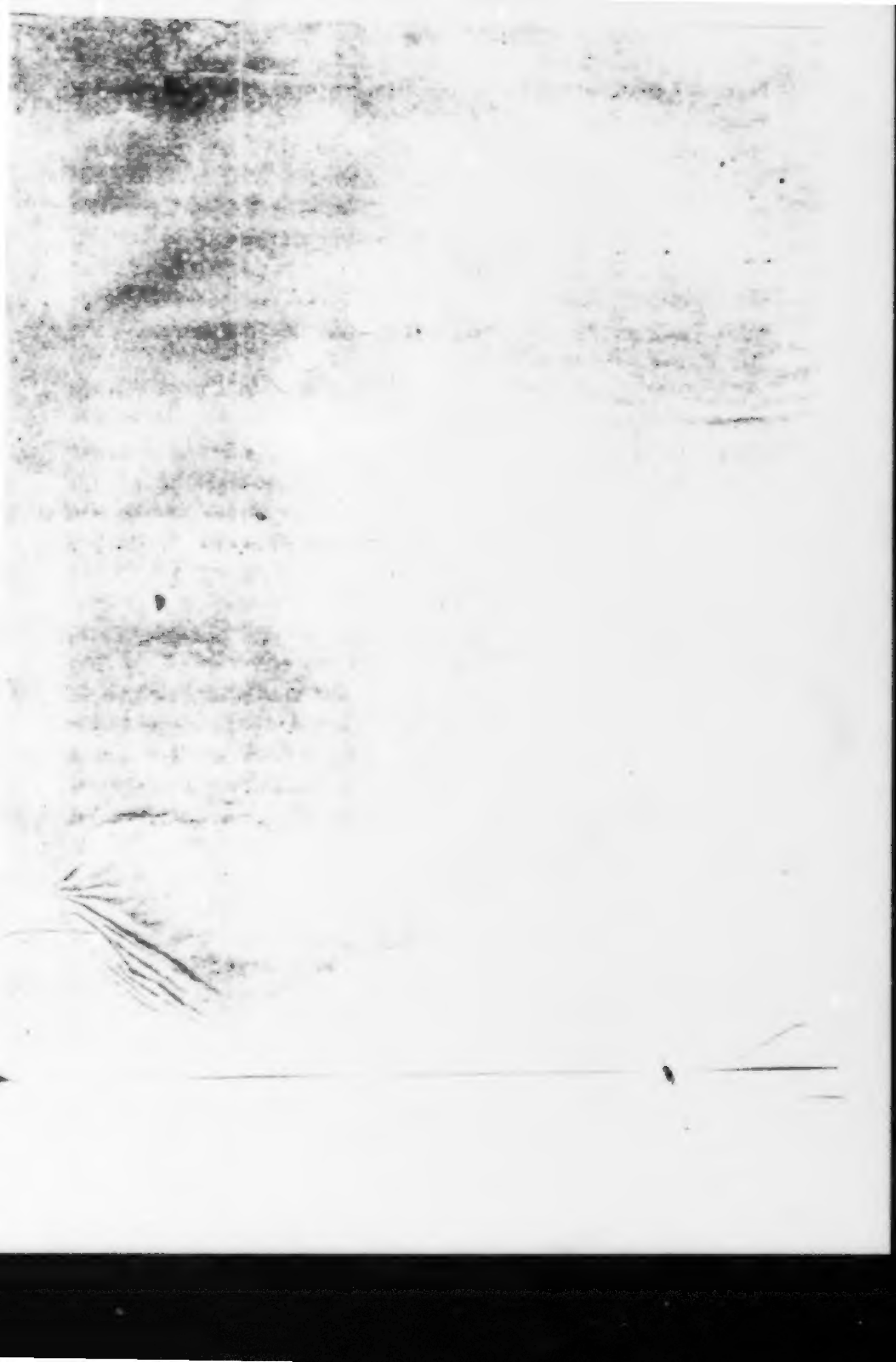
brach mit donnerähnlichem Krachen ein, und es zeigte ſich ihm der Eingang einer Höhle.

Naſereddin trat hinein, und befand ſich in einem großen Gewölbe, das von dicken Säulen getragen ward, die wie die Decke mit wunderlichen Figuren bezeichnet waren. Das Mondlicht ſchien durch den Eingang herein und beleuchtete eine menſchliche Figur, die auf dem Boden hingeſtreckt ſich mit dem Oberleibe auf einen rohen Felsblock ſtützte, und in ſo tiefem und athemloſem Schlafe ruhte, daß er bei der Bläſſe der greiſen Wangen für ein todtes Steinbild gehalten werden konnte.

Indem Naſereddin näher trat, erkannte er in dem ſchlafenden Greiſe die Züge ſeines Pflegvaters Abdul-Baburs. „O du theurer Pfleger meiner Jugend!“ rief er. „So biſt du in der Zeit meiner Abweſenheit geſtorben, und ruhſt hier in deiner Felſengruft?“ Er beſann ſich aber ſchnell und fuhr fort: „Oder lebſt du, und iſt dein Zuſtand nur das Werk eines böſen Zaubrers. Wohlan, ſo ſoll dieſer Ring den Zauber löſen.“ Er zog ihn von ſeinem Finger und berührte mit dem Steine die Stirne des Greiſes. Und er ſtand noch über ihn gebeugt, und hielt den Ring noch zwiſchen ſeinen Fingern, und betrachtete ihn aufmerkſam. — Da erhob der Greis die linke Hand, und bald darauf richtete er ſich auf und öffnete die Augen, und ſah Naſereddin verwundert an, und fragte: „Hab ich ſo tief geſchlafen?“

Da trat aber auch der Genius herein, der bis daher unter dem Eingang in die Höhle geſtanden, und erzählte ihm, wie ſchändlich der Großweſir an ihm gehandelt und wie er im Beſitze des Ringes auch die Bewohner der Stadt und des ganzen Landes in Elend und Jammer geſtürzt habe.

Solcher Bericht erfüllte Abdul-Babur mit großem Kummer. Der Genius aber tröſtete ihn: „Es wird Alles wieder gut werden!“ ſprach er. „Naſereddin, der Sohn deines Bruders, iſt nun im Be-



Berlin

ſitze des Talismans ſeines Vaters, der ein Opfer der Liſt und Bosheit des Zaubrers Muhuli-Kauki werden mußte, weil er ſich unvorſichtig das Geheimniß des Ringes von ihm ablocken ließ und auch den Ring nicht immer an ſeinem Finger trug. Er liegt bei Moſſul begraben, und ich habe ſeine Gemahlin und ſeinen einzigen Sohn zu den Karawanen bei Bagdad geleitet, um ſie dir, ihrem nächſten Verwandten zuzuführen. Mit dem Talisman des Königes der Geiſter wird deines Bruders Sohn dir dein Reich wieder erwerben helfen, und in dem Beſitze deines Ringes wirſt auch du wieder glückliche Tage über dein Volk heraufführen. Eilt nun nach Kandahar hinein." Mit dieſen Worten verſchwand der Genius.

Sie kamen gerade mit dem Aufgange der Sonne an die Thore der Stadt. Dort ſtanden eben einige Männer beiſammen und klagten über die Noth der Zeiten. „Ja", ſagte der eine zu dem andern, „wenn Abdul-Babur jetzt einmal wieder käme, und mit anſähe, wie es ſein Großweſſir treibt! Er würde ſich unſeres Elendes erbarmen!" — „Wo er nur hingekommen ſein mag?" fragte der andere. „Sein Verſchwinden iſt doch immer noch ein Geheimniß." Da rief Abdul-Babur: „Aber ſeine Wiederkunft ſoll offenbar werden! Hier iſt Abdul-Babur, euer rechtmäßiger Herrſcher. Er iſt wieder gekommen, nicht um euer Elend mit anzuſehen und es zu beklagen, ſondern um es abzuwenden."

Die Männer betrachteten ihn, als ob ſie ihren Augen nicht trauen dürften. Bald aber erkannten ſie ſeine Züge und riefen laut: „Abdul-Babur iſt wieder hier! Freude über Kandahar! Freude über das ganze Land!" Wie ein Lauffeuer ſetzte ſich die erwünſchte Kunde durch die ganze Stadt fort. Zu Tauſenden verſammelte ſich das Volk und begleitete Abdul-Babur nach dem Königspalaſte.

Babadur, der ehemalige Großweſſir Abdul-Baburs, hatte den Freudenlärm in den Gemächern ſeines Palaſtes vernommen, und ſchickte ſeine Diener aus, zu erkunden, was ſich begeben. Dieſe ka-

men wieder und ſagten ihm, alles Volk jauchze, weil der verſchwundene Abdul-Babur wieder erſchienen ſei, und ſich mit einem fremden Prinzen dem Schloſſe nahe.

Mit Schrecken vernahm er dieſe Nachricht. Er nahm aber gegen ſeine Diener eine gleichgültige Miene an, und ſprach: „Abdul-Babur ſei wieder gekommen. Wer wird das glauben? Es mag irgend ein Betrüger ſein, der einige Aehnlichkeit mit ihm hat, und dieſen Umſtand benutzen will, um ſich auf ſeinen Thron zu ſetzen.“ Zugleich ließ er aber die Führer ſeiner Leibwache kommen, und befahl, alle Zugänge zu dem Palaſte wohl zu beſetzen, und alle Pforten feſt zu verſchließen, und innen mit allem Geräthe, was ſich gerade fände, zu verrammeln. Wie er gebot, ſo geſchah es.

Bald aber erſchien der oberſte Führer ſeiner Leibwache wieder vor ihm und ſprach: „Der fremde Prinz läßt Euch entbieten, es bedürfe zwiſchen Euch und Abdul-Babur keines Krieges, der durch fremde Leute geführt werde. Er fordere Euch zum Zweikampfe. So Ihr ihn darin beſieget, ſoll Euch der Thron verbleiben, und derjenige, den Ihr nicht für Abdul-Babur erkennen wollt, werde mit ihm ohne Widerſtand ruhig ſeine Straße ziehen; ſo Ihr ihm aber unterlieget, ſollt Ihr eben ſo ruhig ihm den Thron abtreten.“

„Was bedarf es deſſen?“ rief entrüſtet Bahadur. „Der Thron gehört mein; was brauche ich darum zu kämpfen?“ Als ihm aber der Führer der Leibwache bemerkte, daß alles Volk ſich ſchon für den Fremden entſchieden habe, und daß die kleine Leibwache nicht ſtark genug ſei, ihn auf die Dauer in dem Schloſſe zu vertheidigen, verſtand er ſich doch in dem Vertrauen auf die ſchützende Kraft ſeines Ringes zum Zweikampfe.

Der Kampfplatz ward abgeſteckt, und rings umher ſtand in zahlloſer Menge das Volk, des Ausgangs begierig. Nun ritt Bahadur in kriegeriſchem Schmucke auf einem feurigen Roſſe aus dem Schloſſe heraus. Er ſchwang den Säbel mit großer Gewandheit in der Luft

und rief: „Wo iſt der Abenteurer, der den Kampf mit mir begehrte? Er trete hervor, daß ich ihm zeige, wer der rechtmäßige Beſitzer des Thrones von Kandahar iſt.“

Da trat Naſereddin in den Kreis und rief ihm entgegen: „Iſt dir Naſereddin, deines Herrn Brudersſohn nicht mehr bekannt? Komm herbei, daß du ihn kennen lerneſt.“ — „Du biſt nicht einmal bewaffnet?“ fragte Babadur, „und nicht zu Pferde?“ — „Ich bedarf deſſen nicht!“ antwortete Naſereddin. Da ritt Babadur mit geſchwungenem Säbel gegen ihn, und wollte ſchon den tödtlichen Streich auf ihn führen. Naſereddin hatte ſich aber mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit auf die Seite gewendet, daß das Roß in ſeinem Laufe an ihm vorüber ſprengte. In demſelben Augenblick war er mit einem Satze hinten aufgeſprungen, und umfaßte Babadur nun mit ſeinen Armen mit ſolcher Kraft um den Leib, daß dieſer ſtöhnend aufſchrie. Da erſcholl ein ungemäßigter Freudenruf durch die Menge. Ehe dieſer aber verhallte, hatte Naſereddin ſeinen Gegner frei aufgehoben, und über den Kopf des Pferdes zur Erde geworfen. Das Pferd ſetzte in ſeinem Laufe die Hufen auf ſeine Bruſt und er lag todt da.

Nun trat Abdul-Babur herzu, und zog von dem Finger des Leichnams den Ring mit dem Rubin, und ſteckte ihn an. Und es erſcholl ihm laut und oft wiederholt der Ruf der verſammelten Menge: „Heil Abdul-Babur! Heil dem Vater ſeines Volkes!“

Sie befreieten ſogleich auch Zaleika, die gefangene Tochter Abdul-Baburs, aus ihrer Gefangenſchaft, und nun ließ Abdul-Babur alle Vorräthe, die ſich im Schloß fanden, herausbringen, und bewirthete das Volk. Es war dies das erſte Freudenfeſt, das ſeit langer Zeit wieder in Kandahar gefeiert wurde.

Naſereddins ſchützender Genius trug ihn darauf zu der Stadt zurück, wo er ſeine Verlobte, die Prinzeſſin Mulibet in großer Betrübniß fand, über ſein unbegreifliches Verſchwinden. Ihre geheime

Kunſt und ihres Lehrers Forſchungen waren erfolglos geblieben, weil ihr Wiſſen keine Macht hatte, über den, der den Talisman des Königs der Geiſter am Finger trug.

Nach wenigen Tagen wurde nun ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin gefeiert, und der König trat ihm bald die Regierung über ſein Land ab.

Die beiden Siegelringe bewährten ihre Kraft. Naſereddin erhob ſein Reich zu einem Glanze, den es früher nie gehabt, und auch das Reich Kandahar blühte wieder neu auf unter ſeines Herrſchers Abdul-Baburs Regierung.

Die Kraft der Talismane muß aber mit ihrem Leben erloſchen ſein, denn nach ihrem Tode zerfielen unter ihren Nachfolgern auch ihre Reiche wieder.

III.

Das Mährchen

von

Jalaladdin aus Bagdad.

Jalaladdin aus Bagdad.

In der Stadt Bagdad lebte einmal ein junger Mann, der war Jalaladdin genannt. Er war zwar nicht in dieser Stadt geboren, aber doch schon in seinen frühesten Knabenjahren mit seinem Vater dahin gekommen. Dem ungeachtet kannte er die Stadt, in der er zu einem kräftigen Jünglinge aufgewachsen war, nur sehr wenig, denn sein Vater bewohnte mit ihm ein kleines Häuschen in einer der Vorstädte dieser großen Stadt, und lebte sehr zurückgezogen und in großer Sparsamkeit. Ihren Haushalt besorgten sie selbst, und bauten auch den kleinen Garten hinter dem Hause ohne die Hülfe eines Dieners.

Eines Tages aber sah der Vater sein Ende nahen; er rief vor seinem Tode noch einmal seinen Sohn zu sich an sein Lager und sprach zu ihm: „Jalaladdin, lieber Sohn, du siehst, ich bin an dem Ziele meiner irdischen Laufbahn angekommen, und ich würde mit Freuden von dieser Welt scheiden, wenn nicht der Gedanke diese Freude trübte, daß ich dich allein in derselben zurücklassen muß. — Nach meinem Tode wirst du finden, daß wir nicht ganz so arm sind, als du nach unserm bisherigen beschränkten Leben wohl glauben mochtest. Allein hüte dich vor der Meinung, als habest du unerschöpfliche Reichthümer. Bedenke, daß das Jahr 365 Tage hat, und daß die kleinste Ausgabe, wenn sie täglich wiederkehrt, in so vielen Tagen schon eine

ansehnliche Summe ausmacht. Darum halte dein Erbe zu Rathe und begnüge dich mit dem Nothwendigen. Schaffe dir nur das an, was du nicht entbehren kannst, hüte dich, Alles zu kaufen, was du brauchen kannst. Der Mensch kann gar Vieles brauchen, und er braucht täglich mehr, wenn er sich nicht frühe beschränkt. — Solltest du aber je so unglücklich sein, daß du diese meine wohlgemeinte Warnung vergessen und dadurch in Armuth gerathen solltest, so weiß ich nur einen Rath für dich: nimm diesen Strick, und dort in der Wand steckt ein Nagel, an den hänge dich auf." Er zog bei diesen Worten mit letzter Anstrengung seiner Kräfte einen neuen Strick unter seinem Hauptkissen hervor, und reichte solchen Jalaladdin hin. In dem nächsten Augenblick verschied er.

So auffallend die letzte Lehre seines sterbenden Vaters dem betrübten Jalaladdin war, so bewahrte er doch den Strick. Die Sorge für das Begräbniß des Verstorbenen und der Schmerz über seinen Verlust und seine gänzliche Verlassenheit in der Welt nahmen in den ersten Wochen seine ganze Seele ein. Als er sich dann in dem Häuschen näher umsah, fand er übrigens die Worte seines Vaters bestätigt. Er fand in einem Gemache, das sein Vater immer verschlossen gehalten, und das er selbst bis dahin nie betreten hatte, einen großen Reichthum an Gold und Juwelen.

Demungeachtet setzte er sein bisher gewohntes einsames und sparsames Leben in der nämlichen Weise fort, wie vor dem Tode seines Vaters. Er holte seine täglichen Lebensbedürfnisse zusammen, arbeitete in seinem Garten und bereitete sich selbst seine Speise.

Da geschah es eines Tages, daß er sich bei einem Fleischer ein Stückchen Fleisch holen wollte und an einem Hause vorbei kam, dessen Pforte nur angelehnt war. Aus dem innern Raume erschallten fröhliche Stimmen, Scherze, Gesang und Gelächter. Neugier bewog ihn, die Thüre etwas weiter zu öffnen, um hinein zu blicken. Er sah in einen geschmackvoll gezierten Hofraum, und in demselben

vor einem lebendig plätschernden Brunnen einen Baldachin von himmelblauer Seide ausgespannt, der auf dünnen vergoldeten Säulchen ruhte. Unter diesen lagen fünf reichgekleidete junge Männer auf weichen Polstern, die mit kostbaren Decken überzogen waren, um einen Tisch, den viele Aufsätze und Schüsseln bedeckten. Auf einem Nebentischchen standen Kannen und Trinkschalen und Becher. Fünf Sclaven waren geschäftig die Schmausenden zu bedienen und ihnen Speise und Getränke zu reichen.

Bei dem Anblicke dieser geselligen und doch so behaglichen Fröhlichkeit der kleinen Gesellschaft fühlte Jalaladdin eine kleine Anwandlung von Neid in seinem Herzen. „Wie glücklich sind diese Jünglinge!" sprach er bei sich. „Hier sitzen sie beisammen, und genießen ihr Mahl in Gemeinschaft, während sie es durch heitere Gespräche und Scherze würzen. Du armer Jalaladdin mußt einsam zu Hause sitzen, und dein einfaches Mahl allein verzehren."

Indem er in solchen Gedanken hinschaute, bemerkte ihn einer der Jünglinge, und da sich Jalaladdin eben zurückziehen wollte, trat dieser mit heiterer Miene zu ihm, und lud ihn mit freundlicher Herzlichkeit ein, sich zu ihnen zu setzen, und den Tag mit ihnen in heiterer Geselligkeit hinzubringen. Jalaladdin machte Einwendungen, deutete auf sein Kleid, das in seiner Einfachheit nicht in solche Gesellschaft passe; allein es half kein Widerstreben. Mit freundlicher Gewalt wurde er zu dem Tische geführt und mußte sich bei ihnen niederlassen. Die Sclaven bedienten ihn, und setzten ihm von den Speisen vor, die ihm trefflich mundeten. Dabei ging die Unterhaltung immer heiter fort; er wurde unbemerkt in die Gespräche und Scherze der Freunde mit hineingezogen, und bald fühlte er sich ganz einheimisch in diesem muntern Kreise.

Als ihm nun einer der Sclaven auch einen gefüllten Becher reichte, hielt er ihn lange zweifelhaft in der Hand, ihn betrachtend, ohne davon zu trinken. Da fragte ihn derjenige von den jungen

Leuten, welcher der Wirth der übrigen war: „Nun, warum trinkst du nicht?“ — „Ich kenne dieses Getränke nicht“, antwortete er, „und fürchte, es möchte Wein sein, den uns der große Prophet verboten hat.“ Da lachten sie alle in ausgelassener Lustigkeit, und einer der Gäste fragte ihn: „Weißt du auch, warum der Prophet den Genuß des Weines seinen Anhängern verboten hat?“ Jalaladdin verneinte; und jener fuhr fort: „Er hatte bemerkt, daß manche seiner Anhänger, wenn sie zu viel Wein getrunken hatten, händelsüchtig wurden und untereinander selbst Streit anfingen. Darum verbot er ihn. Die Wirkungen des Weines äussern sich aber auf gar verschiedene Weise. Andere werden lässig davon, noch andere möchten die ganze Welt umarmen, wenn sie warm vom Weine werden. Warum sollten ihn aber diese meiden? Der Prophet wollte ja nur die Händel verhüten, indem er ihn verbot, nicht aber die Fröhlichkeit. Da wir nun alle einen guten Rausch haben, und in solchem Zustande keineswegs Händel suchen, so wird durch uns ja doch die Absicht des Gesetzes erfüllt, und darauf kommt es an; denn der Sinn geht über den Buchstaben.“

Nach diesen Reden faßte er die Trinkschale und leerte sie mit großem Wohlbehagen, während die Uebrigen mit lautem Beifalle seine Entschuldigungen des Weintrinkens aufnahmen.

„Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten.“ Dieses Sprichwort fand sogleich seine Bestätigung. Jalaladdin war von seinem Vater an die größte Gewissenhaftigkeit in Beobachtung aller Vorschriften seiner Religion gewöhnt worden; allein er fürchtete, durch längere Weigerung der Gegenstand des Spottes seiner neuen Freunde zu werden, und ließ sich so verleiten, zuerst nur wenige Tropfen aus seinem Becher zu nippen. Der Trank, den er zuvor noch nie gekostet, schmeckte seinem Gaumen vortrefflich, und da ihm sein Wirth bald darauf zusprach, den Wein doch nicht verduften zu lassen, dachte er: „Ei nun, ich habe nun doch schon einmal gefehlt. Ob ich wenige

Tropfen trinke, oder ob ich nun den ganzen Becher leere, so habe ich das Verbot des großen Propheten übertreten. Er trank wieder und wieder, und ließ sich seinen Becher so oft füllen, bis er sich allmählig von einem wohlthätigen, bis daher noch nie gefühlten Feuer durchglüht fühlte, das seine Adern durchströmte.

Er verlor dadurch seine Schüchternheit, und da es ihm weder an Geist noch an Kenntnissen fehlte, so scherzte er fröhlich mit seinen neuen Freunden, daß sie ganz ausnehmenden Gefallen an ihm hatten.

„Höre, Freund", sagte endlich einer zu ihm, „du gefällst mir wohl, und ich wünsche dich immer bei uns zu haben, wenn wir mit einander fröhlich sind." Die übrigen Freunde stimmten alle bei, und verlangten, er sollte sich in ihren Bund aufnehmen lassen. „Ich wollte das wohl", antwortete Jalaladdin, „doch müsste ich zuvor wissen, was Ihr für einen Bund geschlossen habt, und ob es mir angemessen ist, seinen Zweck erfüllen zu helfen. Es gibt auch gefährliche Verbindungen." — „Da sei unbesorgt", sagte ein anderer, unser Bund ist völlig unschädlich, und sein Zweck ganz unschuldig. Sieh, wir sind unser fünf unabhängige junge Leute, jeder von anständigem Vermögen, und haben uns unter einander verbunden, jeden Tag abwechselnd bei einem von uns zusammen zu kommen, und jeden Tag so in traulicher Geselligkeit hinzubringen. Derjenige, den heute die Reihe trifft, der Wirth zu sein, hat für Speise und Trank zu sorgen, und wenn das auch etwas mehr kostet, so spart er es an den übrigen Tagen wieder, wo er der Gast der übrigen ist. Wir führen auf diese Weise das sorgenloseste Leben, und schmausen und scherzen und lachen jeden Tag mit einander.

In der heiteren Stimmung, in welche ihn der Genuß des Weines und die bisher noch nie gekannte gesellige Unterhaltung versetzt hatte, gefiel ihm dieser Verein der jungen Leute, und er ließ sich leicht überreden, sich ihrem Kreise anzuschließen. Man bezeichnete ihm am späten Abende, als er sich von ihnen trennte, noch das

Haus, wo sie am folgenden Tage zusammen kämen, und er kehrte in der heitersten Stimmung nach Hause zurück, wo er bald in selige Träume versinkend, entschlief.

Als er am andern Morgen erwachte, machte er sich aber doch ernste Vorwürfe, daß er gestern die Lehren seines Vaters so leichtsinnig vergessen und sich verleiten lassen, das Verbot des Weintrinkens zu übertreten. Es fielen ihm bei diesem Gedanken besonders die letzten Vermahnungen seines Vaters schwer auf das Herz. Denn er erinnerte sich des großen Aufwandes in Geräthen, Speisen und Getränken, der bei dem gestrigen Mahle geherrscht, und er erwog bei sich, was er nicht Alles anschaffen mußte, um die neuen Freunde nur auf annähernde Weise bei sich zu bewirthen. Gerne hätte er sich von der eingegangenen Verbindung wieder getrennt. Er hatte indessen sein Wort gegeben und schämte sich, heute schon wieder zurückzutreten.

Er überlegte darauf bei sich, was er zuerst anschaffen müsse, und ging in das Gemach, wo seine Schätze lagen. Bei ihrem Anblicke verschwanden ihm aber bald wieder alle Sorgen. „Und wenn ich auch Alles so einrichte, wie ich es gestern sah", dachte er bei sich, „so brauche ich dazu doch einen sehr kleinen Theil dieses Goldes." Er nahm sich wohlgemuth einige Beutel, und ging mit dem Vorsatze aus, sogleich zu kaufen, was er brauche.

Als er aus der Vorstadt in die Stadt eintrat, nahm er sogleich einige der dort bereit stehenden Träger mit sich, und kaufte die nöthigen Polster und einen für sechs Personen hinlänglich geräumigen Tisch, auch kostbare Decken und Teppiche. Hierauf ging er zu einem Silberarbeiter, und kaufte silberne Kannen und Becher und Trinkschalen, und anderes Geräthe für den Tisch, wie er es bei seinem neuen Freunde gesehen. Dann ging er in ein Kaufgewölbe, wo man das herrlichste Porzellan aus China und Japan zum Verkaufe ausgestellt hatte, und wählte sich an Tellern, Schüsseln, Aufsätzen und andern

Gefäſſen aus, was er für ſeinen Tiſch für erforderlich hielt. Auf dieſe Weiſe fuhr er fort, und verſchaffte ſich Alles, was zur vollſtändigen und anſtändigen Einrichtung ſeines größten Zimmers gehörte.

Während er dies Alles nach ſeinem Hauſe ſchaffen ließ, rückte allmählig die Zeit heran, die zur Verſammlung der Freunde beſtimmt war. Er ging nach dem bezeichneten Hauſe, und wurde bei ſeinem Eintreten mit fröhlichem Jubel empfangen. Man ließ ſich zum Mahle nieder, und während ſie mit der erſten Speiſe bedient wurden, ſagte der Wirth zu ihm: „Du hätteſt aber wohl auch einen deiner Sclaven mitbringen können, wie wir das alle thun. Das iſt nun einmal ſo eingeführt bei uns.“

Jalaladdin erröthete, zu geſtehen, daß er gar keinen Diener habe, und nahm ſich vor, ſich ſogleich am andern Morgen einen zu ſuchen.

Der Tag verging übrigens, wie der geſtrige, unter heitern Scherzen, Geſängen und lauter Fröhlichkeit. Es wurde auch wieder Wein herumgereicht, und er nahm den erſten Becher zwar mit einiger Unruhe; doch bald war dieſe durch ſeine Freunde hinweggeſcherzt, und er ließ ihn wieder und wieder füllen, bis ihn daſſelbe Wohlbehagen, wie geſtern, durchſtrömte.

Am dritten und vierten Tage war er ſchon ganz in die neue Lebensweiſe eingewöhnt; er konnte nicht begreifen, wie er es ſo lange in der einförmigen Stille ſeiner Einſamkeit habe aushalten können, und tadelte in Gedanken ſeinen Vater, daß er ihn in ſolcher Abgeſchiedenheit erzogen, und ihm ſo lange die Freuden eines geſelligen Lebens vorenthalten habe. Er ſegnete den Tag und ſeine Neugier, die ihm die Bekanntſchaft ſeiner neuen Freunde verſchafft, und wünſchte ſich Glück, von ihnen eines näheren Umgangs gewürdigt zu ſein.

Inzwiſchen hatte er ſich zwei Sclaven angeſchafft, deren einer als Koch die Küche beſorgen ſollte; der andere mußte dem Koch die

nöthige Handreichung thun, und seinen Herrn und dessen Gäste bei Tische bedienen helfen. Als die Freunde aber zum erstenmale bei Jalaladdin zusammen kamen, wunderten sie sich über das kleine Häuschen, in dem er sich so elend behelfen müsse. Er entschuldigte sich mit seiner Anhänglichkeit an dasselbe, weil es sein väterliches Haus sei, von welchem er sich nicht zu trennen vermöge. Die Freunde gaben ihm darin zwar Recht, aber sie meinten doch, er müsse sich für ihre Zusammenkünfte einen ordentlichen geräumigen Speisesaal einrichten lassen, oder doch in dem Garten einen offenen Pavillon erbauen, wo sie künftig zusammen schmausen könnten. „In dem niedrigen Stübchen", fügte einer derselben hinzu, kann man nicht von Herzen lustig sein. Es ist Alles zu enge, und das befängt auch das Gemüth und stimmt es traurig."

„Ja, Brüderchen!" rief ein anderer, „das mußt du thun, einen Pavillon mußt du in deinen Garten bauen lassen. Und da du doch einmal bauen mußt, so laß nur gleich recht nobel bauen und flott einrichten." Sie machten ihm während des Mahles noch allerlei Plane, wie er bauen sollte, und jeder wußte noch etwas hinzuzufügen, was bei dem Bau nicht vergessen werden dürfe. Jalaladdin ward völlig überzeugt, daß es nothwendig sei, einen größeren Raum für ihre Lustgelage zu bauen, und beschloß, da er nun doch einmal die Hauptsache für unvermeidlich erachtete, auch in Nebendingen dem Rathe seiner Freunde zu folgen, um den Bau zu ihrer aller Zufriedenheit einrichten zu lassen.

Er ließ sogleich am andern Tage einen Baumeister kommen, und beauftragte ihn mit dem Baue. Dieser wußte auch noch Vieles anzugeben, was theils zur Solidität des Pavillons, theils zu seiner würdigen Ausschmückung beitragen könne, was aber auch die Kosten bedeutend steigerte. Jalaladdin ergab sich in Alles, denn er hatte die Hoffnung, die Erwartung seiner Freunde durch diesen Bau noch weit zu übertreffen, und Lob von ihnen zu ärnten. Um sie voll-

kommen zu überraſchen, ließ er keinen derſelben während des Baues in ſeinen Garten geben.

Endlich war der Pavillon fertig, und die Freunde verſammelten ſich darin zum erſtenmale zum Schmauſe. Man fand Alles gut und ſchön, und lobte Vieles daran. Plötzlich aber rief einer: „Aber höre, Freund Jalaladdin, es iſt doch Jammerſchade, daß dein Garten ſo klein iſt. Was haſt du überdies da für eine miſerable Ausſicht? Auf dieſer Seite ſiehſt du in lauter kleine und ärmliche Gemüſegärtchen, und dort hindert dir die alte Baracke von Stall, oder was es ſonſt iſt, die Ausſicht. Wäre ich an deiner Stelle, ſo kaufte ich alle die Winkelchen zuſammen, riſſe die Baracken und alle die kleinen Ställchen nieder und ließ mir einen ſchönen Luſtgarten ringsumher anlegen, wie er einem ſolchen Pavillon auch angemeſſen iſt.

Da auch die übrigen Freunde mit einſtimmten, fand Jalaladdin ſelbſt, daß der ſchöne Pavillon in dem engen Gärtchen ein Mißſtand ſei. Er kaufte ſich deshalb bald darauf alle die kleinen Gärtchen zuſammen, und mußte ſie natürlich ſehr theuer bezahlen, weil die Eigenthümer dieſe Plätzchen bei ihren Häuſern entweder nicht gerne entbehrten, oder weil ſie ſeine Liebhaberei zu ihrem Vortheile benützen zu dürfen glaubten.

Als nun der ganze Raum von ziemlichem Umfange ſein Eigenthum war, ließ er ihn durch einen beliebten Kunſtgärtner in einen Kunſtgarten umwandeln. Zur Bearbeitung und Unterhaltung des neuen Gartens mußte für die Zukunft nun aber auch ein Gärtner und einige Gehülfen in Dienſt genommen werden. Für dieſe war ſein Haus zu klein. Er erbaute daher an einem ſchicklichen Orte in dem Garten ſelbſt für dieſe die nöthige Wohnung. So zog eine Ausgabe immer wieder eine neue nach ſich. Nach und nach war ihre Lebensweiſe auch noch koſtſpieliger geworden, weil einer den andern in der Bewirthung zu überbieten ſuchte. Denn jeder dachte für die nächſte Zuſammenkunft in ſeinem Hauſe auf ſeltenere Lecker-

biſſen und köſtlichere Weine. Ueberdies überraſchten ſie einander mit neuen Hausgeräthen und Teppichen, mit übertriebenem Aufwande an den feinſten Gewürzen und wohlriechenden Specereien, die allenthalben verſchwendet wurden.

Bald ward auch der tägliche Wechſel aufgegeben, und ſie verſammelten ſich jeden Tag bei Jalaladdin, der ſich eine Freude daraus machte, ſie beſtändig zu bewirthen, zumal ſie ihm das Lob ertheilten, daß ſeine Tafel die beſten Leckerbiſſen biete, und die Ausſchmückung ſeines Pavillons jedesmal am geſchmackvollſten angeordnet ſei.

Dadurch hatte aber allmählig der Haufe ſeines Goldes bedeutend abgenommen. Doch tröſteten ihn die edeln Steine, deren er eine große Zahl hatte. Als endlich das Geld alle geworden war, wanderte auch von dieſen ein koſtbarer Schmuck um den andern zum Juwelier, und dieſer zahlte immer geringere und geringere Preiſe dafür. Endlich war auch der letzte koſtbare Ring um geringes Geld verkauft, und zum letztenmale bewirthete er aus dem Erlöſe ſeine Freunde. Am Ende des Mahles entdeckte er ihnen aber ſeine Armuth, und bat ſie, es möge nun einer von ihnen den ſtändigen Wirth machen, wie er ſie bisher bewirthet habe. Die Freunde aber zogen bei ſolcher Eröffnung ſehr lange Geſichter. „Steht es ſo mit dir?“ fragten ſie verwundert. „Mußteſt du ſolchen Aufwand treiben, wenn du die Mittel dazu nicht hatteſt?“ ſagte der eine. Der andere rief: „Du haſt uns ſogar überbieten wollen, in der Zahl und Auswahl der Schüſſeln an deinem Tiſche, und gehſt darüber zu Grunde? Dann geſchieht dir ganz, wie du verdient haſt. Durch deinen Aufwand ſind auch wir zu größerem Aufwande verleitet worden. Es iſt gut, daß du uns ein Beiſpiel gibſt, wohin das führt.“ — „Was?“ fragte ein dritter, „du meinſt wohl, wir würden nun auch ſo lange wirthſchaften, bis wir ebenfalls am Bettelſtab ſind, wie du?“ — „Ich will dir einen guten Rath geben“, ſprach der vierte. „Wenn du einen Narren findeſt, der ſein Geld für einen

ſo ſchlecht und in einer ſo verrufenen Vorſtadt gelegenen Garten verſchwenden mag, ſo verkaufe ihm die kleine alte Spelunke mit dem Garten und Allem, und fange mit dem Erlöſe daraus einen kleinen Kram an, um dir doch deinen Lebensunterhalt zu erwerben." — „Sieh zu, wie du dir hilfſt", ſagte der fünfte, „du dauerſt mich, aber dir iſt nicht zu helfen." Sie verließen ihn, indem ſie theils ſcheltend und höhnend, theils mitleidig die Achſel zuckend von dannen gingen.

„Das ſind die Freunde in der Noth!" rief Jalaladdin bitter lachend, als er ſich von ihnen verlaſſen ſah. „O, warum habe ich die Lehren meines Vaters vergeſſen? Schon am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft hätte ich eine Warnung aus der leichtfertigen Art nehmen können, womit ſie die Uebertretung des Verbotes des Weintrinkens beſchönigten! Mir geſchieht ſchon recht."

Er ſchränkte von nun an ſeinen Haushalt zwar ein, allein in kurzer Zeit waren ſeine koſtbaren Teppiche und alle entbehrlichen Geräthe verkauft und bald kam die Reihe auch an die unentbehrlichen, um aus dem Erlös ſein Leben zu friſten. So ſchwer ihm auch die Entbehrung der gewohnten Leckerbiſſen und mancher Bequemlichkeit des Lebens wurde, ſo fiel ihm doch immer das Bewußtſein ſeines Leichtſinnes und daß er ſeine große Armuth ſelbſt verſchuldet, am ſchwerſten.

In ſeiner Verzweiflung warf er ſich eines Tages auf ſein Lager, das in dem nämlichen Gemache ſtand, wo ihm ſein ſterbender Vater ſeine letzten Lehren gegeben hatte. Er vergoß Thränen der bitterſten Reue, und ſann nach, was er nun anfangen ſollte, fand aber keinen Rath und keinen Troſt. Da fiel ſein Blick zufällig auf den Nagel in der Wand, und die letzten Worte ſeines Vaters klangen ihm gleichſam in den Ohren: „Nimm dieſen Strick und dort in der Wand ſteckt ein Nagel. An den hänge dich auf."

Ohne zu wiſſen, was er that, öffnete er eine Schublade, in

welche er damals den Strick gelegt hatte, ſuchte den Strick, machte eine Schlinge daran, holte einen Schemel herbei, ſtellte ſich darauf, befeſtigte das Ende des Strickes an den Nagel, ſteckte den Kopf durch die Schlinge und gab dem Schemel einen Stoß mit dem Fuße, daß er weg fuhr. So hing er nun an der Wand.

In demſelben Augenblicke fühlte er aber, daß er langſam niederſank. Die Schlinge lag noch um ſeinen Hals, das Ende des Strickes hing noch an dem Nagel feſt, und doch ſtand er auf dem Boden. Er konnte nicht begreifen, wie das möglich ſei, machte ſich aus der Schlinge wieder los, und ſah nun nach der Wand hinauf. Siehe da! von der Schwere ſeines Körpers hatte ſich die Füllung des Getäfels, worin der Nagel ſteckte, herunter geſchoben und ein verborgenes Fach in der Wand geöffnet. Er überzeugte ſich beim erſten prüfenden Blick, den er darauf warf, daß dies abſichtlich und mit Kunſt ſo eingerichtet war.

Wie erſtaunte er aber, als er das Fach näher unterſuchte, und einen weit größeren Schatz von Gold, Juwelen und Perlen darin aufbewahrt fand, als derjenige war, den er ſo leichtſinnig verſchleudert hatte. Er erkannte, daß ſein Vater dieſen Schatz hier verborgen und Alles in weiſer Abſicht ſo eingerichtet habe, damit er nur dann in Beſitz davon kommen ſollte, wenn er durch Erfahrung gelernt, wie leicht auch großer Reichthum verloren gehe, und wenn ſeine Reue über die Vernachläſſigung der väterlichen Lehren und Warnungen den höchſten Grad erreicht habe und in Verzweiflung übergegangen wäre. Zugleich beſchloß er aber auch, für die Zukunft weiſer zu ſein.

Um ſeinen leichtſinnigen Freunden nicht wieder in die Hände zu gerathen, wenn ſie erführen, daß ſich ſeine Vermögensverhältniſſe wieder beſſer geſtellt, und um ihnen ganz für alle Zukunft aus den Augen zu kommen, verkaufte er ſeine bisherige kleine Wohnung und kaufte ſich dafür ein anderes mäßig großes, aber anſtändig gelege-

nes Haus an einem freien Platze in der Nähe einer Moschee. Er richtete sich dieses bequem ein, seinem großen Reichthum zwar nicht unangemessen, doch ohne übertriebene Pracht.

Als er nun das neue Haus bezog, sagte der Verkäufer zu ihm: „Ich muß Euch von meinem Eigenthum etwas im Hause lassen, weil ich es mit dem besten Willen nicht hinaus bringen kann.“ Er führte ihn in ein Gemach, worin auf dem Boden ein ziemlich großes kupfernes Gefäß von getriebener Arbeit stand, dessen Deckel mit einem bleiernen Siegel geschlossen war, auf dem Jalaladdin die Schriftzüge einer fremden Sprache erblickte. „Seht“, sagte er, „dies Gefäß steht schon seit man gedenkt in diesem Zimmer, und mein Vater hat mich gewarnt, das Siegel des Deckels zu lösen. Er behauptete, wer Hand daran lege, der bereite sich selbst großes Unheil. Ich habe zwar oft in frühern Jahren, von Neugierde getrieben, Lust gehabt, das Siegel zu lösen, allein die Furcht hielt mich immer davon ab. Nun habe ich heute, nachdem ich all meine fahrende Habe aus dem Hause bringen, auch das Gefäß in meine neue Wohnung tragen lassen; kaum hatte es aber der Träger dort niedergestellt, so war es wieder verschwunden. Da ich es bald nachher wieder in diesem Zimmer antraf, so ließ ich es zum zweitenmale weg bringen; allein nach kurzer Zeit sah ich es wieder hier an seinem alten Platze stehen. Vielleicht enthält es einen Schutzgeist dieses Hauses, der entweichen würde, so man es öffnet. Da es sich nicht entfernen läßt, mögt Ihr es denn in des Propheten Namen behalten. Vergeßt aber die Warnung nicht, laßt ja das Siegel unverletzt.“

Jalaladdin schüttelte bei dieser Erzählung des Mannes halb ungläubig und lächelnd den Kopf und sprach: „Laßt das Gefäß immerhin hier bleiben. Wenn es mir einmal hindernd im Wege stehen sollte, so wird sich ja wohl Rath finden, es weg zu bringen.“ Kaum war aber der Mann fortgegangen, so rief er einem Sclaven, und befahl ihm, das Gefäß in einen Winkel des Hauses zu tragen. „Es

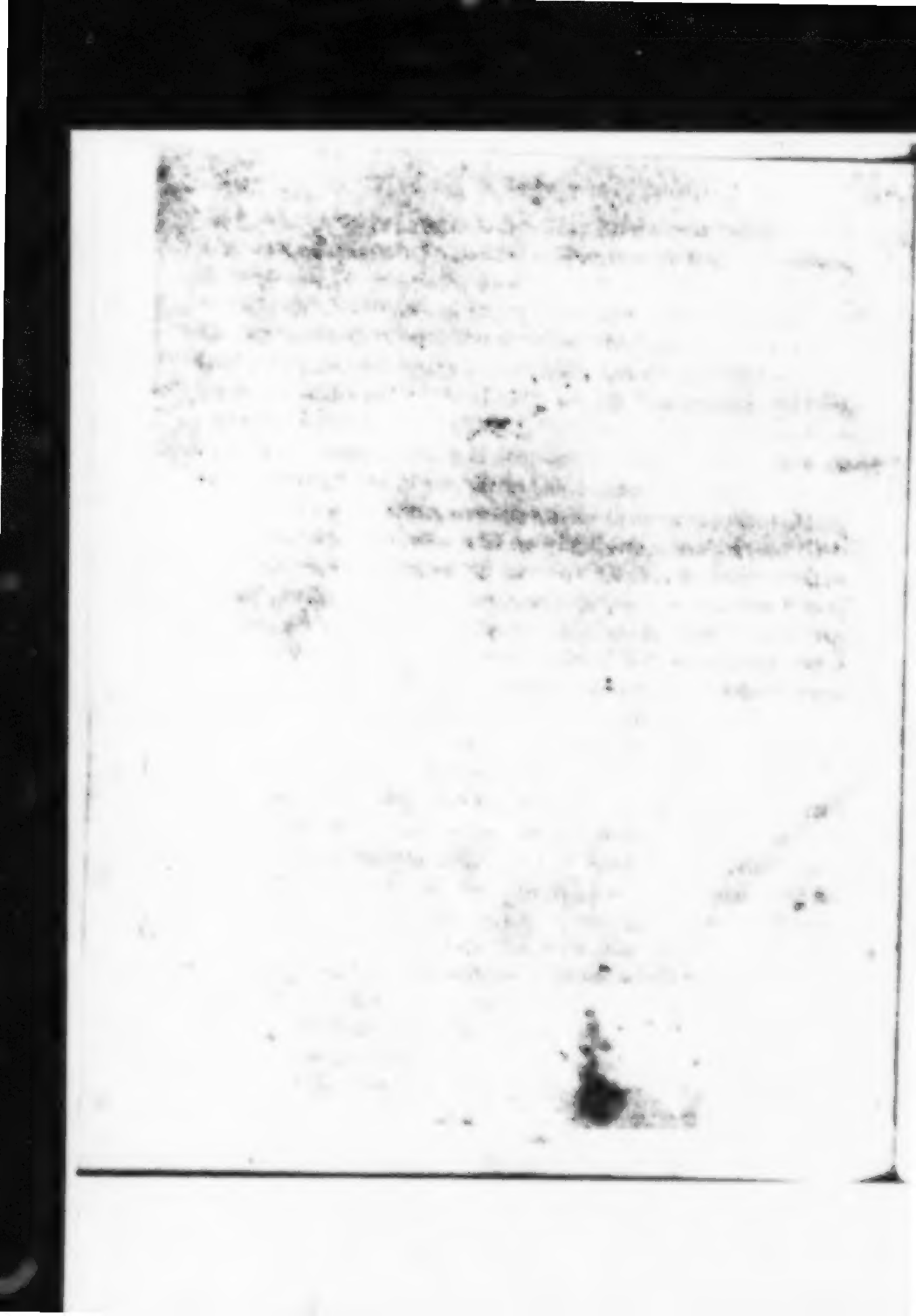
iſt ein altes Gefäß", ſagte er, „und ſein Aeuſſeres will nicht zu der übrigen Einrichtung dieſes Zimmers paſſen, das ich mir zu meinem Schlafzimmer erwählt habe."

Bei ſich dachte er: „Ich will doch ſehen, ob der Mann die Wahrheit geſprochen hat." Der Sclave packte das Gefäß ohne Umſtände auf, und trug es weg. Jalaladdin ſah eine Zeitlang mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf die Stelle, wo es geſtanden, und glaubte, es ſchon für immer entfernt zu haben. Mit einemmale ſtand es aber wieder an derſelben Stelle, ohne daß er bemerkt hätte, wie es dahin zurück gekommen. Er ließ es wieder und wieder weg tragen, und immer wieder und wieder kam es an ſeine Stelle zurück. Er ſah endlich, daß nichts helfe, und ergab ſich darin, es ſtehen zu laſſen.

Der Vorfall mit dieſem Gefäße war ihm aber zu unbegreiflich, als daß er ihn ſo ſchnell hätte vergeſſen können. Er warf ſich zwar an demſelben Abende unausgekleidet auf ſein Ruhebette, allein der Schlaf floh ihn. Neugierde über den Inhalt des merkwürdigen Gefäßes und Furcht wegen der erhaltenen Warnung kämpften lange in ſeinem Innern, und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen.

So lag er noch um Mitternacht wachend da, und ſah den Mond hell zu ſeinem Fenſter herein ſcheinen und das Gefäß in ſeinem Lichte glänzen. Da ſiegte endlich die Neugierde über die Furcht. Er ſtand auf, ſuchte ein eiſernes Werkzeug, womit er das Bleyſiegel des Deckels löſen könnte und fand einen Hammer und Meißel. Damit hieb er das Blei durch. Kaum war es abgeſprungen, ſo öffnete ſich auch der Deckel, ein bläulich leuchtender Rauch ſtieg daraus empor, und in der Mitte deſſelben erhob ſich die häßliche Geſtalt eines ganz kleinen alten Weibes in abenteuerlichem Anzuge. Sie hielt eine Krücke unter dem linken Arme, die andere trug ſie in der rechten Hand.

So hüpfte ſie über den Rand des Gefäßes herab, hinkte vor den beſtürzten Jalaladdin hin und ſprach: „Narr, Narr, der du biſt!



Biſt noch ſo ein junges Blut, und ſitzeſt da, wie ein alter Müßiggänger. Fort! hinaus in die Welt! Hole dir den Wunderſtein vom Berge Maſſis, ſonſt kannſt du nicht mein Gemahl werden."

Sie hinkte nach dieſen Worten wieder auf ihren Krücken zurück nach dem Gefäße. Dort ſchrumpfte ihre kleine Geſtalt noch mehr ein, und ſo ſtürzte ſie ſich kopfüber hinein, während der Deckel ſich von ſelbſt wieder zulegte.

Von Staunen und Schrecken aufs Höchſte aufgeregt, warf ſich Jalaladdin endlich wieder auf ſein Lager, allein die erſten Strahlen des Morgenrothes fanden ihn noch wach. Er ſuchte ſich den Tag über mit ſeiner häuslichen Einrichtung zu zerſtreuen. Doch konnte er die Erinnerung an die wunderliche Erſcheinung und ihre ſonderbare Rede nicht vergeſſen. Er fühlte eine Unzufriedenheit in ſich, die er nicht bemeiſtern konnte, ohne ſich Rechenſchaft über den Grund derſelben geben zu können. Mißmuthig und müde von der ſchlaflos hingebrachten Nacht, legte er ſich am Abende früh nieder und entſchlief bald.

Allein um die Stunde der Mitternacht erwachte er doch ſchon wieder. Das Gefäß ſah er ſchon geöffnet, der blaue Rauch ſtieg daraus empor, und aus der Mitte deſſelben hinkte die häßliche Alte wieder auf ihn zu, und ſchrie, indem ſie die Krücke ſchwang: „Narr! Narr! junger Müſſiggänger! denk an den Stein vom Berge Maſſis, ſonſt kannſt du nicht mein Gemahl werden." Nach dieſen Worten hinkte ſie wieder zurück, ſtürzte ſich zuſammen geſchrumpft in das Kupfergefäß, und der Deckel ſchloß ſich wieder von ſelbſt.

So ging es von nun an jede Nacht. Wenn er auch einmal, von dem Schrecken der vorhergehenden Nacht ermüdet, feſter ſchlief, als gewöhnlich, ſo weckte ihn die Alte jedesmal mit empfindlichen Rippenſtößen, die ſie ihm mit ihrer Krücke verſetzte. Und immer wiederholte ſie dieſelben oder ähnliche Worte.

Gewöhnlich wurde er aber auf ſolche Weiſe aus einem ange-

nehmen Traume aufgeweckt, der ihm immer eine sehr schöne Jungfrau zeigte, die sich in königlichem Schmucke von einem Throne gegen ihn erhob, und ihn mit ihrem goldenen Scepter berührte. Statt der schönen Jungfrau seines Traumes stand dann immer die häßliche Zwergin vor ihm, und statt des Scepters berührte ihn ihre Krücke etwas allzu fühlbar.

Er versuchte es mehrmals am Tage, das Gefäß wegbringen zu lassen, ließ es sogar etlichemal in den Fluß werfen, der an Bagdad vorbei fließt, allein am Abend stand es immer wieder in seinem Schlafgemache. Er ließ sich sein Lager in einem andern Gemache aufstellen. Auch das half nicht. Das Gefäß wanderte jedesmal mit.

Die nächtliche Unruhe, mehr noch die Unruhe seines Gemüths, setzte ihm allmählich so sehr zu, daß er unwohl ward. Er zog einen Arzt zu Rathe, der ihm allerlei Tränke und Latwergen verordnete. Sie alle konnten ihm aber seine verlorene Ruhe nicht wieder geben. Da sprach der Arzt eines Tages: „Meine Kunst ist nun zu Ende! Wenn Euer Leiden ein wirkliches körperliches Leiden gewesen wäre, so müßtet Ihr schon längst wieder genesen sein. Eure Krankheit hat ihren Sitz wohl im Gemüthe, und da wirken meine Tränke nicht. Ich rathe Euch, seht Euch nach einem Magier um, der vielleicht durch seine geheime Wissenschaft die Ursache Eurer Krankheit zu entdecken und zu heilen vermag."

Jalaladdin fühlte die Wahrheit dieser Worte. „Es ist nicht zu leugnen", sprach er, „die Ursache meiner Krankheit liegt in meinem Gemüthe, und so lange diese nicht weggeräumt wird, kann auch die Krankheit nicht geheilt werden."

Er ging zu einem der weisesten Magier und entdeckte diesem die Ursache seiner nächtlichen Unruhe, und wie sich seit der ersten Erscheinung der Alten aus dem Gefäße eine mit nichts zu beseitigende Unzufriedenheit mit seinem ganzen Dasein seines Gemüthes bemei-

ſtert habe. Er bat ihn, er möge ſeine ganze Kunſt anwenden, um das verhängnißvolle Gefäß für immer aus ſeinem Hauſe zu entfernen. Der Magier beklagte ſeinen Zuſtand. „Ihr habt mir geſagt", fuhr er dann fort, „das Gefäß ſei mit einem Bleiſiegel geſchloſſen geweſen. Iſt dieſes Siegel noch vorhanden, ſo laßt mich es ſehen."

Jalaladdin führte den Magier in ſein Haus und zeigte ihm dort das Gefäß mit dem Siegel, das noch zerſpalten daran hing. Dieſer betrachtete mit ernſtem Schweigen die daraufſtehenden Schriftzüge, und wandte ſich dann zu ihm und ſprach: „Meine ganze Kunſt reicht nicht zu, Euren Wunſch zu erfüllen. Ich habe mir es wohl gedacht. Das iſt das Siegel des großen Salomo, und es iſt von dem Schickſale beſtimmt, daß derjenige, der es löſet, dem Inhalte des Gefäßes verfallen iſt. Gegen das Schickſal zu kämpfen, iſt keinem Sterblichen, und ſelbſt dem erfahrenſten Magier nicht, geſtattet. Ihr ſeid nun einmal in der Gewalt der Alten, und keine menſchliche Macht noch menſchliche Weisheit kann Euch daraus befreien."

Bei dieſer Nachricht geriet Jalaladdin in Verzweiflung. Er warf ſich zur Erde nieder, ſchlug ſich ſelbſt mit den Fäuſten auf die Bruſt und ins Geſicht, und jammerte und wehklagte. „Wie?" ſchrie er dazwiſchen, „der Gewalt dieſes häßlichen, kleinen, alten Weibes ſoll ich preisgegeben bleiben mein Lebelang? Von ihr ſoll ich mich jede Nacht aus dem Schlafe aufſchrecken laſſen? Sie ſoll ſich, wenn ich, mein Elend vergeſſend, einmal in ſüßen Träumen eingewiegt liege, immer meinem Lager naben dürfen, und mich mit Rippenſtößen mit ihrer Krücke erwecken können, um ihr Schelten anzuhören? Was kann mir ein ſolches Jammerleben für Freude geben? Wollte ich doch lieber ſterben, als ein ſolches Leben führen in Kummer und Elend! Da, nehmt dieſen Dolch und tödtet mich, und erlöſet mich ſo aus meinem Elende. Erbarmet Euch meines Jammers!" Er drängte dem Magier ſeinen Dolch auf, und bot ihm die entblößte

Bruſt dar, ihn mit vielen Thränen bittend, er möge ihm doch den Tod geben, der ihm allein Troſt verleihen könne.

„Der Himmel ſoll mich bewahren, daß ich Solches thue!“ verſetzte der Magier. „Nein, Ihr ſeid unſtreitig zu großen Dingen berufen, da Ihr gewürdigt waret, das Siegel des großen Salomo zu löſen. Ihr ſagt mir, die Alte habe Euch aufgetragen, den Wunderſtein vom Berge Maſſis zu holen. Folgt dieſem Rathe. Zieht aus nach dem Berge, und verſucht Euer Glück. Vielleicht, daß Euer Schickſal dadurch eine andere Wendung nimmt.“ Er ſprach ihm noch lange tröſtend zu, und beruhigte ihn nach und nach ſo weit, daß Jalaladdin den Entſchluß faßte, auf gutes Glück hinauszuziehen.

„Aber“, fragte er, „wohin ſoll ich denn meine Reiſe wenden? Den Berg Maſſis kenne ich nicht. Und wenn ich auch hinkomme, woran erkenne ich den Wunderſtein?“ Der Magier verſprach ihm, nach dieſem Allen zu forſchen, und ihm des andern Tages die nöthige Auskunft zu geben.

In der darauf folgenden Nacht erſchien die häßliche Alte aus dem Gefäß zwar wieder, doch weckte ſie ihn diesmal nicht mit der Krücke. Er ſchien von ſelbſt zu erwachen, und ſah ſie an ſeinem Lager ſtehen. „Nun“, ſprach ſie zu ihm, „wirſt du endlich klug? Willſt den Müßiggang aufgeben? Gut für dich und für mich!“ Sie nickte ihm mit grinſender Freundlichkeit zu, und verſchwand darauf, auf die gewöhnliche Weiſe.

Am andern Morgen erſchien der Magier, und erſtattete ihm Bericht über ſeine Nachforſchung. Er hatte gefunden, daß der Wunderſtein in einer feſten Burg auf halber Höhe des Berges Maſſis bewahrt werde. „Allein es gehört großer Muth, Standhaftigkeit und ſelbſt Klugheit dazu“, ſchloß er ſeine Rede, „ihn zu erwerben. Denn die Burg iſt ſchwer zu erklimmen und wird von vier wachſamen Genien behütet. Wer nicht im Stande iſt, ihre ſonderbaren

Forderungen zu erfüllen, der unterliegt den damit verbundenen Gefahren oder muß wenigstens unverrichteter Sache wieder abziehen."

Jalaladdin erklärte, daß er Muth genug habe, Alles zu ertragen, und sogar den Gefahren gern unterliegen wolle, nur um dem Elend zu entgehen, in welchem er jetzt lebe. „Aber", fragte er, „wo liegt denn der Berg Massis, von dem ich noch nie etwas gehört habe?" — „Ihr kennt ihn vielleicht unter einem andern Namen", versetzte der Magier. „Er heißt auch der Berg Ararat. Es soll einmal eine große Ueberschwemmung auf Erden gewesen sein, darin alle Menschen und alle Thiere umkamen. Nur ein Mann mit seinem Weibe und seinen Kindern haben sich, von Allah gewarnt, in einem großen Schiffe gerettet, und als die Wasser sich wieder auf Erden zu verlaufen anfingen, da hat das Schiff sich auch auf einem der beiden Gipfel dieses Berges niedergelassen. Und seit jener Zeit ist der Berg heilig geachtet und der Schauplatz außerordentlicher Ereignisse geworden."

„Ich habe schon davon gehört", antwortete Jalaladdin. „Aber wohin muß ich gehen, um zu diesem Berge zu gelangen?" Der Magier bedeutete ihm, daß er dem Laufe des Tigris entgegen gehen müsse bis zu seinen Quellen hinauf, und dann sei er nicht mehr sehr fern davon.

Nun bestellte er sogleich sein Haus, miethete sich einige Bewaffnete, die ihn auf der Reise begleiten sollten, nahm von seinen Schätzen Gold und einige werthvolle Juwelen mit sich, und zog die bezeichnete Straße dem Laufe des Stromes entgegen. Die Reise ging übrigens sehr gut von Statten, keinerlei Gefahr stieß ihm auf, die Witterung war sehr günstig und die neuen Gegenstände, der Wechsel der fruchtbarsten und schönsten Gegenden entzückte sein Auge und gewährte ihm wohlthätige Zerstreuung. Er vergaß nach und nach die ausgestandenen Schrecken und Leiden und fühlte sich besonders glücklich, daß die Erscheinung der häßlichen Alten in seiner Wohnung

zurückgeblieben, denn ſie war ihm ſeit ſeinem Auszuge nicht mehr erſchienen.

Endlich kam er mit ſeinen Begleitern auf eine große Hochebene, über deren eine Seite ſich ein hügeliges Land hinzog, während ſich ganz in der Ferne ein hohes Gebirge von Morgen gegen Abend hin erſtreckte. In dem Winkel zwiſchen der Hügelreihe und dem fernen Gebirge erhob aber ein einzeln ſtehender Berg ſein Haupt hoch in die Wolken. Die Wolken zogen aber daran vorüber, und man gewahrte, daß der Berg aus zwei Gipfeln beſtand, die beide ſteil und ſpitz emporragten, der eine etwas höher als der andere, doch beide von dem Sonnenlichte beſchienen, im blendendſten Weiß erglänzend.

Je näher ſie aber dem Berge kamen, deſto höher erſchien er ihnen, und um ſo majeſtätiſcher wurde ſein Anblick. An ſeinem Fuße kamen ſie über eine kleine Fläche und jenſeits lag eine kleine Stadt. Jalaladdin erkundigte ſich nach dem Namen derſelben und man ſagte ihm, ſie heiße Semainum. „Wie?“ fragte er, „Semainum? das heißt ja wohl ſo viel, als die Stadt der Achte. Woher hat ſie dieſen ſonderbaren Namen bekommen?“ Die Leute lachten aber über ſeine Unwiſſenheit und fragten ihn, ob er nichts von der großen Ueberſchwemmung wiſſe, bei der nur ein Mann mit ſeinem Weibe und ſeinen drei Söhnen und deren Weibern übrig geblieben ſei von dem ganzen menſchlichen Geſchlechte. „Dieſe acht Menſchen“, belehrten ſie ihn weiter, „haben ſich bei ihrer Herabkunft von dem Berge hier niedergelaſſen und den Grund zu der Stadt gelegt.“

Nach dieſer Belehrung erkundigte ſich Jalaladdin in der Stadt, auf welcher Seite des Berges wohl die Burg liege, wo der Wunderſtein aufbewahrt werde. Es wußte ihm aber niemand etwas von einem ſolchen Steine zu ſagen, und keiner der Bewohner kannte eine wirkliche Burg auf dem Berge. Doch ſagte man ihm, in der ſchauerlichen Kluft, die an dem Berge in vielfachen Mündungen hinaufzöge, ſtünde hier und da ſo manche Felsmaſſe aufgerichtet und

wunderlich über einander geworfen, daß man ſie aus der Ferne wohl für Thürme und Mauertrümmer einer Burg anſehen könne, und eine ſolche Felsmaſſe habe der großen Aehnlichkeit wegen auch vorzugsweiſe den Namen der Burg erhalten. „Aber", fügten die Erzähler hinzu, „jene Stelle iſt nicht zu erſteigen, und ſeit Menſchengedenken hat man nicht davon gehört, daß irgend jemand auch nur den Verſuch gewagt. Auch fürchtete ſich jedermann vor jener Gegend des Berges, denn es ſollen mächtige Genien dort ihr Weſen treiben, und man erzählt ſich aus alter Zeit, es hätten einige Fremdlinge einſt das Wagniß unternommen, jene Stelle zu erklimmen, ſie ſeien aber nie wieder zurückgekommen."

Kaum hatte Jalaladdin von den Leuten erfahren, nach welcher Seite hin dieſe ſogenannte Burg liege, ſo wollte er ſich nach derſelben aufmachen, ohne der Warnung derſelben, ohne der Bitte ſeiner Begleiter zu achten. Er befahl dieſen in der Stadt zurückzubleiben, ſteckte von ſeinem Golde und ſeinen Edelſteinen zu ſich, und ſchied mit den Worten von ihnen: „Wenn ich in drei Monden nicht zurückkehre, ſo mögt ihr all' mein Eigenthum unter Euch theilen, und jeder ziehe dann nach ſeiner Heimath oder wohin ihn ſonſt ſeine Neigung treiben mag."

Bald verließ ihn der Weg. Er kam anfangs durch ungeheure Waldungen, die den Fuß des Berges bedeckten. Nach und nach verloren ſich aber die Bäume und es kamen Stellen, wo nur hier und da noch niedriges Geſtrüpp zwiſchen den Felſen hervorwuchs. Rings um ihn her lagen Felstrümmer von ungeheurer Größe, und bald konnte er gar nicht weiter, denn vor ihm ſtand eine Felswand aufgethürmt, die ſo ſteil und glatt war, daß es unmöglich geweſen wäre, ſie zu überſteigen. Er ging darum ſeitwärts längs derſelben hin und gelangte hier endlich in eine ungeheure Felskluft, die ſich weit an dem Berge hinauf zu erſtrecken ſchien. So wild und unzugänglich dieſelbe auch ſchien, ſo wagte er es doch, hinab zu klettern, und dann

in der Tiefe derſelben an dem Berge aufwärts zu ſteigen. Sein Weg war hier ſehr beſchwerlich. Oft mußte er über ſehr ſcharfkantige Felſenmaſſen ſteigen, oft ſich zwiſchen Felſen und Dornen durchwinden, oft wieder in tiefe Schlünde hinabſteigen, in welchen reißende Gießbäche hinabſtürzten, und jenſeits mußte er wieder mühſam hinaufklettern. Oft hing er ſchwebend an einer Felswand und ſuchte lange vergeblich nach einer Stelle, wo er den Fuß aufſetzen konnte, um ſich wieder weiter zu helfen.

Endlich kam er nach einer langen, mühevollen und lebensgefährlichen Wanderung an eine Stelle, von der er in ſteiler Höhe vor ſich Mauern und Thürme erblickte, die von rohen Felſenmaſſen gebildet ſchienen. Mit äußerſter Anſtrengung ſeiner erſchöpften Kräfte erklomm er auch noch dieſe Höhe und befand ſich nicht fern von einem Eingange, von dem er nicht wußte, ob es nur ein Felsſpalt ſei, der mit einem Thore Aehnlichkeit habe, oder ein Thor, das in ſeiner rohen Geſtaltung einem Felsſpalt gleiche. Es war aus zwei aufrecht ſtehenden und einem unordentlich darüber geſtürzten Felsblocke gebildet, aber durch keine Thüre verſchloſſen. Mühſam arbeitete er ſich durch hohe Stachelgewächſe und zackiges Geſtein über die kleine Fläche hindurch, die ſich vor dieſem Thore ausbreitete, und ſtand nun vor dem dunkeln Eingange.

Die Finſterheit verbarg ſeinen Blicken die innere Beſchaffenheit der Höhle, und er ſtand eine kurze Zeit, ſich beſinnend und erholend, vor derſelben. Als er hierauf eben eintreten wollte, trat ihm ein Mann entgegen, der war bewaffnet mit einem Bogen und trug einen Pfeilköcher auf ſeinem Rücken. „Da", ſprach dieſer zu ihm, „nimm den Bogen und wähle dir einen Pfeil, und gehe dann zurück und thu' deine Schuldigkeit." Ueberraſcht und ohne lange nachzudenken, faßte Jalaladdin den Bogen und zog einen Pfeil aus dem Köcher und fragte: „Was iſt meine Schuldigkeit? Was ſoll ich thun?"

„Dort, weit hinüber mußt du ziehen", antwortete der Mann,

„dort iſt ein großes Meer. Dieſes mußt du auf ſeiner mittäglichen Seite umgehen und dann durch die weite Ebene ziehen, bis du an einen großen Landſee kommſt, der der Adlerſee genannt wird. Dort wirſt du jeden Morgen gleich nach Sonnenaufgang einen Schwarm ſchwarzer Adler erblicken, die ſich an dem Ufer zeigen. Unter dieſen befindet ſich ein einziger weißer Adler. Dieſen mußt du erlegen und zum Zeichen deiner That den linken Flügel hierher bringen.“

Er hatte geglaubt, er ſei dem Ziele ſchon ganz nahe, und ſollte nun eine ſo weite Reiſe durch unbekannte Länder machen. Dieſe Nachricht traf ihn wie ein Donnerſchlag. Was wollte er aber machen? Er mußte ſich drein ergeben. Als er eben noch einen Blick auf ſeinen mühſeligen Pfad zurückwarf, bemerkte er, daß die Sonne bereits untergegangen war und feuchte Nebel die Kluft erfüllten. Da wandte er ſich zu dem Manne und ſprach: „Die Nacht iſt nicht mehr fern und ich bin ſehr ermüdet. Ich werde dieſe Nacht über in dem Abgrunde dieſer Felsſchlucht ein Raub des Todes werden. Sollte mir nicht vergönnt ſein, dieſe Nacht hier zuzubringen?“ Der Mann nickte ihm bejahend und ſprach: „Folge mir!“

Sie gelangten nicht ferne von dem Eingange in einen dunkeln Saal mit einer gewölbten Decke, von rauhen Felsblöcken gebildet, an welcher eine einfache eiſerne Lampe hing, die den Raum mit düſterm Lichte nothdürftig erleuchtete. Sein Führer ließ ihn hier allein, und bald erſchienen zwei Diener. Dieſe brachten ein Polſter und bedeuteten ihn durch Winke, daß er ſich ſetzen ſolle. Dann ſtellten ſie einen Tiſch mit Speiſen und Getränken vor ihn und hielten ſich in ehrerbietiger Ferne, ſeines Winkes zu ſeiner Bedienung harrend. Er aß und trank und erquickte ſich nach den Mühen des Tages, während ihm die beiden Diener mit der größeſten Aufmerkſamkeit alle Handreichung dabei thaten.

Kaum hatte er aber ſeinen Hunger und Durſt geſtillt, ſo tru-

gen sie den Tisch mit dem Geschirr wieder hinweg und bedeuteten ihm, daß er ihnen folgen sollte. Sie führten ihn durch einen Seitengang an eine Thüre, und als sie den Vorhang vor derselben zurückzogen, blieb er mit dem größten Erstaunen auf der Schwelle stehen. Das Gemach war vollkommen seinem Schlafgemache in Bagdad gleich. Alle Geräthe hatten die Form und Farbe der seinigen, Alles stand auf demselben Platze wie dort.

„Du wunderst dich über dieses Gemach?" fragte einer der beiden Diener. „Unser Gebieter wollte es dir nach der langen Reise doch auch wieder einmal so bequem als möglich machen, und er meinte, bequemer als in seinem eigenen Hause finde man's doch nirgends." Damit grüßten sie ihn und entfernten sich. Jalaladdin war aber zu sehr überrascht, als daß er sich sogleich hätte niederlegen können. Er ging umher und besah Alles. Das war sein eigenes Zimmer, seine eigenen Polster, dieselben Decken und Teppiche, die Gardinen, die er beim Einzuge in sein neues Haus angeschafft hatte, selbst die geringsten Geräthe waren alle wie die seinigen zu Hause. Und damit auch gar nichts fehle, stand noch das verhängnißvolle kupferne Gefäß auf derselben Stelle des Zimmers, von der er es zu Hause nicht hatte entfernen können. So unangenehm dies war, so war doch seine Ueberraschung wegen des Uebrigen zu groß, als daß dieser Umstand allein einen dauernden Eindruck auf ihn machen konnte.

Er legte sich endlich nieder, und bald behauptete die Natur ihre Rechte; er schlief ein. In der Nacht hatte er auch wieder denselben angenehmen Traum, den er so oft schon zu Hause gehabt. Er sah wieder die schöne königliche Jungfrau in fürstlichem Gewande und mit kostbarem Geschmeide geschmückt, wie sie sich eben von ihrem goldenen Thronsessel erhob und den königlichen Scepter gegen ihn neigte. In diesem Augenblick aber erwachte er, und vor ihm stand die kleine häßliche Alte, und hielt ihre Krücke gegen ihn. „Mach'

keinen dummen Streich!" ſprach ſie mit kreiſchender heiſerer Stimme. „Geh ja nicht ohne einen Hund fort. Sie müſſen dir einen geben!" Sie drohte, indem ſie ſich umkehrte, mit ihrer Krücke, und verſchwand, wie ſonſt immer, ſich kopfüber in das Gefäß ſtürzend.

„Einen Hund?" ſprach Jalaladdin bei ſich. „Was ſoll ich mit ſolch einem unreinen Thiere machen? Die Alte weiß aber, wie es ſcheint, um die Reiſe." Er überlegte, und es ſchien ihm am Ende doch gerathen, ihren Worten zu folgen. Unter manchen Gedanken ſchlief er wieder ein, und als er erwachte, lag er zu ſeiner nicht geringen Verwunderung in einem kleinen Felſenloche auf einem Lager von trockenem Berggraſe. Die Sonne ſchien herein, und vor ihm ſtand der Mann, der ihm den Bogen gegeben hatte, und vermochte ihn, ſich nun ſchnell aufzumachen und ſeine Schuldigkeit zu thun. Er richtete ſich auf und zeigte ſich bereit. „Aber", fragte er dann, der Mahnung der Alten eingedenk, „könnte ich nicht einen Hund haben, der mich auf dem Wege begleitete?" Auf einen Ruf des Mannes erſchien ſogleich ein großer Hund mit breiten Tatzen, und lief freudewinſelnd um ihn herum.

Der Mann riß ein kleines Stückchen von dem Zipfel ſeines Kleides ab, zeigte es dem Hunde, winkte ihm auf Jalaladdin hin, gab dieſem das Stückchen Zeug und ſprach: „So lange du dieſes bei dir trägſt, wird er bei dir bleiben, wohin du gehſt. Nimm es darum wohl in Acht. Nun aber geh! Nach der Stadt kehre nicht zurück. Geh hier gerade gegen Sonnenaufgang fort."

Der Hund lief ſogleich voraus. Er folgte ihm vor die Felſenhöhle. Unmittelbar vor derſelben wendete er ſich gegen Morgen, und Jalaladdin fand zu ſeinem Erſtaunen einen zwar nicht geebneten, aber doch auch nicht gar zu unbequemen Pfad. Wenn ſich hier oder da auch einmal eine gefährliche Stelle zeigte, ſo hatte der Hund doch immer ſchnell einen Weg aufgeſpürt, auf dem ſie die Gefahr umgehen

konnten. Jalaladdin ließ ihn daher immer vorauslaufen und folgte ihm nach.

Sie hatten nun bald die Ebene erreicht, und kamen an ein hügeliges Land. Hinter diesem überstiegen sie immer höhere und höhere Berge; dann senkte sich das Land wieder jenseits allmählig, und er erblickte in weiter Ferne drüben das Meer. Es vergingen viele Tage, bis er dieses auf seiner mittäglichen Seite in einem großen Bogen umgangen hatte. Dann kam er wieder in ein flaches Land, und nach einer Reise von vierzig Tagen gelangte er endlich an das Ufer des großen Adlersees.

Jalaladdin legte sich des Abends auf einer trockenen Stelle an dem Ufer zur Ruhe nieder, denn er war es von der langen Reise schon gewohnt, auf der Erde liegend, unter freiem Himmel zu übernachten. Am Morgen erweckte ihn sein Hund durch leises Bellen und lebhafte Aeußerungen einer besonderen Unruhe. Kaum hatte er sich aufgerichtet, so sprang das Thier freudig an ihm in die Höhe, und sah dabei nach einer Seite hin, als wolle es ihm mit den Augen winken. Da erblickte er auf den an jener Seite des Ufers stehenden Bäumen eine große Menge schwarzer Vögel.

Er dachte sich gleich dies würden die Adler sein, und suchte mit seinen Augen nach dem einzigen weißen Adler, den er erlegen sollte. Allein er konnte ihn nicht entdecken. Während er aber noch nach ihm suchte, war der Hund auf einem Umwege unter dem Gesträuche nach jener Seite hinüber geschlichen, und hatte die Adler durch plötzlich erhobenes wildes Bellen von ihrem Platze aufgescheucht. Sie flogen daher nach der Seite, wo Jalaladdin stand, und wendeten dabei ihren Flug über den See. Da erblickte er plötzlich unter der großen Schaar der schwarzen auch den schneeweißen Adler. Unwillkührlich spannte er seinen Bogen, obgleich die Vögel so fern flogen, daß ein gewöhnlicher Schuß sie nimmermehr erreicht haben würde. Der Pfeil flog indessen unter dieselben hinein, und alsbald sah er

den Gegenstand seines Zieles getroffen herabstürzen. Allein weit vom Ufer trieb er in die Wellen des Sees.

„Was nutzt mich nun der glückliche Schuß?“ dachte er, und sah mit Betrübniß hinaus auf die Wellen, die den Adler nur noch ferner vom Ufer dahin führten. Da stürzte sich aber der Hund schnell in das Wasser, und schwamm mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit hinaus, faßte den Adler und trug ihn glücklich zu seinem Herrn an das Land zurück. Dieser zog den Pfeil, der die Mitte des Körpers durchbohrt hatte, heraus, und hieb ihm dann den linken Flügel ab und steckte ihn zu sich. Er hatte sich dabei mit dem Blute die Hände beschmutzt, und da er diese mit dem Innern seines Gürtels abwischte, fiel ihm, ohne daß er es bemerkte, das Läppchen von dem Gewande des Mannes aus der Burg heraus, das er bis dahin bei sich getragen. Da packte sein Hund plötzlich den hingeworfenen Körper des Adlers auf, und rannte damit in ungemessener Hast von dannen.

Nachdem Jalaladdin lange gerufen und gelockt, der Hund aber nicht zurückgekommen war, machte er sich endlich auch auf den Rückweg. Es begegnete ihm zwar nichts, was seine Reise völlig gestört hätte, doch hatte er tausend kleine Unannehmlichkeiten, die sie sehr verzögerte. Er fand nie den rechten Weg, auf dem er hergekommen, kam meist auf unwegsame Stellen, mußte sich durch das Dickicht der Wälder oft mit dem Säbel einen Weg bahnen, und fand selten eine andere Unterkunft, wo er die Nacht über ruhen konnte, als die nackte Erde unter freiem Himmel.

Nach einer viel längeren Reise und auf vielen beschwerlichen Umwegen kam er endlich in die Gegend, wo er das zweizackige Haupt des Berges Massis wieder erblicken konnte. Als er nach einigen Tagen an dem Fuße desselben anlangte, hoffte er, den Pfad, auf welchem er, von dem Hunde geleitet, herabgestiegen war, wieder zu finden; allein er suchte vergeblich darnach, und mußte, wie das

erstemal, in einer der schauerlichen Felsschluchten mühevoll und auf lebensgefährlichen Strecken hinaufkriechen.

Endlich müde und erschöpft an dem Thore angelangt, wollte er mit dem Adlerflügel in der Hand durch dasselbe eintreten. Da kam ihm aber der Mann wieder entgegen, der ihm den Bogen und den Pfeil gegeben hatte, und fragte: „Hast du deine Schuldigkeit gethan?“ Er hielt ihm den Flügel dar. „Gut!“ sagte der Mann. „Ich will aber auch erproben, ob es der rechte ist. Er rief den Namen des Hundes und alsbald erschien dieser, aus der Burg herauskommend, und den Körper des Adlers im Maule tragend. Nachdem der Mann nun den Flügel an die Stelle gehalten, wo er abgelöst war, und ihn mit dem andern Flügel prüfend verglichen hatte, sprach er, beifällig mit dem Kopfe nickend: „Gut! ich habe, was ich verlangte; verziehe aber eine kurze Weile, so wird mein Bruder kommen und dir aufsagen, was du für ihn thun mußt, wenn du deinen Wunsch erfüllt sehen willst.“ Mit diesen Worten ging er in die Burg hinein; der Hund folgte ihm.

Jalaladdin sah ihm traurig nach und seufzte bei sich: „Also noch eine Arbeit? Ich glaubte, den Wunderstein vom Berge Massis schon verdient zu haben, und muß nun noch einmal auf ein neues Abenteuer hinausziehen in die Welt. Der Himmel weiß, wohin mich nun der Bruder schicken mag!“ In solchem Selbstgespräche ward er aber durch die Erscheinung eines Mannes unterbrochen, der durch das Felsenthor heraustrat, und ihm eine Lanze mit stahlblinkender Spitze darbot, also sprechend: „Da, nimm! thue deine Schuldigkeit!“ Er nahm die Lanze und fragte: „Ich bin bereit, aber sage, was ist meine Schuldigkeit?“ Der Mann antwortete: „Auf dem Wege von hier nach dem Berge Libanon kommt man jenseits der Flüsse Tigris und Eufrat nach einigen Tagereisen in eine große Wüste. Dort liegt mitten in der öden Sandsteppe ein fruchtbarer Landstrich, von einem kleinen Wasser befeuchtet, an dessen Ufern

hohe Palmen wachſen, die mit ihren Schatten und Früchten den Wanderer in der Wüſte erquicken. In der Nähe dieſer Palmen hält ſich aber ein großer Löwe von ſchwarzer Farbe auf, der einzige, der ſich in jene Gegend verirrt hat, und macht die Ruhe unter den Palmen gefährlich. Dieſen mußt du mit deinem Pfeile und dieſer Lanze erlegen, nicht allein um der Sicherheit der Wanderer, ſondern auch um deines Wunſches willen. Den abgehauenen Schweif des Löwen mußt du mir hierher bringen. Du wirſt ihn brauchen."

Es war aber gerade wieder Abend geworden, und Jalaladdin bat um die Erlaubniß, ſich vorher durch die Ruhe der Nacht zu erholen und zu ſtärken, ehe er die Reiſe nach der Wüſte anträte. Der Mann nickte ihm Gewährung und winkte ihm, ihm zu folgen. In dem Saale ward er wieder mit Speiſe und Trank erquickt, und nachdem er gegeſſen hatte, führten ihn die beiden Diener wieder an dieſelbe Thüre, und als ſie den Vorhang derſelben aufgezogen, ſah er ſich zu ſeiner Verwunderung wieder in ſeinem eigenen Schlafgemache zu Bagdad. Er erkannte auch diesmal wieder alle Möbel und Geräthe für die ſeinigen, oder doch den ſeinigen vollkommen ähnlich; und auch das kupferne Gefäß ſtand wieder an ſeiner Stelle.

Er warf ſich demungeachtet auf die Polſter ſeines Lagers und ſank bald in tiefen Schlummer. Allein um die Stunde der Mitternacht ward er auch von der häßlichen Alten wieder aus ſeinen Träumen erweckt. Sie ſtand vor ihm, die Krücke drohend ſchwingend, und rief mit ihrer ſchnarrenden heiſern Stimme: „Daß du mir keinen Narrenſtreich machſt und zu Fuße nach der Wüſte wanderſt. Die fliegenden Sandwolken der Wüſte decken dich und begraben dich, ehe du zu den Palmen gelangſt, oder wenn du auch hinkommſt, ſo zerreißt der Löwe dich, wenn er keine andere Beute findet. Sie ſollen dir ein Kameel mitgeben. Daß du mirs ja forderſt!" Bei dieſen Worten ſchwang ſie noch einmal ihre Krücke und verſchwand wieder in ihrem Gefäße.

„Ein Kameel?“ fragte er ſich ſelbſt. „Sollten ſie auf dieſem unzugänglichen Platze denn Kameele haben? Und wie ſoll ich mit einem ſolchen Thiere der Ebene, von dieſer Höhe durch die Felsſchluchten hinabkommen können?“ Seine Ermüdung war indeſſen ſo groß, daß er dieſer Gedanken ungeachtet bald wieder einſchlief. Am nächſten Morgen erwachte er, geweckt von dem Manne, der ihm die Lanze gegeben, wieder in dem Felſenloche wie das erſtemal. Die Sonne ſchien wieder durch die Oeffnung herein. „Es iſt Zeit“, ſprach er, „daß du dich aufmunterſt, deine Schuldigkeit zu thun. Nimm Bogen, Pfeil und meine Lanze und gehe nach der Wüſte.“

Da gedachte Jalaladdin aber der Mahnung der Alten und ſprach: „Für die Reiſe durch die Wüſte bedürfte ich aber eines Kameeles.“ — „Du ſollſt eins haben!“ antwortete der Mann, und als er mit ihm vor den Eingang hinaustrat, ſtand da ein Kameel ſchon bereit, das mit manchem Gepäcke zur Nahrung und Bequemlichkeit auf die Reiſe ausgerüſtet war. Zu ſeinem Erſtaunen trabte das Thier, nachdem er es beſtiegen, auf einem ziemlich bequemen Wege den Berg hinab, und obgleich er vor und hinter ſich nur unwegſame Stellen und Felsblöcke und Abgründe erblickte, ſo trat doch das Kameel immer auf einen wohlgeebneten und ſanft hinabführenden Weg.

Auch diesmal ging ſeine Reiſe glücklich und weit raſcher von Statten, als die erſte. Er langte ohne weiteres Aben[illegible]er in der Wüſte an, und erreichte eines Abends den fruchtbaren Landſtrich, wo die Palmen ſtanden. Das Kameel labte ſich mit dem Trunke des Waſſers und er genoß von den Datteln der Bäume. Hierauf ließ er ſein Thier an dem Ufer des Waſſers weiden, während er ſich in dem Schatten ſorglos der Ruhe überließ.

Plötzlich ſchreckte ihn aber das Brüllen des Löwen auf, das in gar nicht ſehr großer Entfernung erſcholl. Er ſprang ſchnell empor, ergriff ſeine Waffen, und ſtellte ſich hinter die Stämme einiger

ſtarken Palmen, die ihn dem Anblicke ſeines nahenden Feindes verbergen konnten. Noch ſtand er gar nicht lange, ſo kam der Löwe in raſchem Trabe daher, und wollte ſich eben auf das weidende Kameel ſtürzen; da ſchoß Jalaladdin ſeinen Pfeil nach ihm ab, der mitten in dem rechten Auge ſtecken blieb. Kaum fühlte der Löwe den Pfeil, ſo ſtürzte er auch grimmig und racheſchnaubend gegen ſeinen Feind, den er ſogleich erkannte. Jalaladdin hielt ihm aber, muthig hervortretend, die Spitze ſeiner Lanze entgegen, und ſtieß nach ihm. Der Löwe war aber mit ſolcher Gewalt gegen ihn geſprungen, daß er ihm nicht widerſtehen konnte. Er ſtürzte darnieder, und der Löwe mit der ganzen Laſt ſeines Körpers über ihn.

Jalaladdin ſchien verloren. Er lag bewußtlos da, und erſt als der Mond allein noch die Gegend erhellte, kam er wieder zu ſich. Es bedurfte einer langen Zeit, bis er ſich beſinnen konnte, was mit ihm geſchehen ſei. Er fühlte ſich ſehr ſchwach und am ganzen Leibe gequetſcht, und auf ihm lag etwas, das ihn mit gewaltiger Schwere niederdrückte. Mit äußerſter Anſtrengung ſeiner Kräfte arbeitete er ſich darunter hervor, und bemerkte jetzt erſt, daß ſeine Kleider über und über mit Blute getränkt waren. Er glaubte ſich von den Zähnen oder den Klauen des Löwen verwundet, und wälzte ſich zu dem Waſſer, um ſich dort zu waſchen. Allein, wie genau er ſich auch an allen Theilen ſeines Leibes unterſuchte, ſo konnte er doch nirgend eine Wunde entdecken. Das Waſſer erfriſchte ſeine Glieder und linderte ihm die Schmerzen der Quetſchungen an den einzelnen Theilen.

Bald konnte er aufſtehen und nun entdeckte er, was ſo ſchwer auf ihm gelegen. Es war der Löwe der todt in ſeinem Blute lag, und im Sprunge von ſeiner Lanze getroffen und durchbohrt war, während er ihn in dem heftigen Anlauf und Sturze mit niedergeriſſen hatte. Der Körper ſeines todten Feindes gab ihm ein weiches Ruhekiſſen ab, Jalaladdin lehnte ſeinen Leib an ihn und ſein Haupt ruhete auf demſelben. So entſchlief er und erwachte erſt am hohen

Morgen völlig gestärkt und wohl. Er hieb jetzt sogleich den Schweif des Löwen ab, und bestieg sein Kameel, das sich nicht ferne verlaufen hatte.

Auch die Rückkehr nach der Felsenburg war glücklich und es begegnete ihm kein besonderes Abenteuer auf derselben. Die Wüste war sehr bald hinter ihm, und weit früher, als er gehofft, befand er sich wieder an dem Fuße des Berges Massis. Der Abend dämmerte schon, und er überlegte bei sich, ob er nicht lieber bis zum Morgen ruhen und dann erst die Höhe ersteigen sollte; allein sein Kameel trabte mit solcher Eile vorwärts, wie die Thiere zu thun pflegen, die ihrer gewohnten Heimath sich nahe fühlen.

Das letzte Licht des Tages war noch nicht am westlichen Himmel ganz erblichen, als er sich schon auf dem kleinen ebenen Raume vor dem bekannten Eingange der Burg befand. Denn es hatte geschienen, als verkürze sich die Strecke von dem Fuße des Berges bis hier hinauf unter den Schritten seines Thieres, und der Weg auf dem er früher die meisten Stunden eines ganzen Tages zugebracht, war nun in der kurzen Frist einer einzigen Stunde zurückgelegt.

Jalaladdin konnte gar nicht begreifen, wie er so schnell heraufgekommen, auch fiel es ihm jetzt erst ein, daß er während des Heraufsteigens überall eine geebnete unmerklich sich hebende Straße und nirgend die früher erfahrenen Hindernisse und gefahrdrohende Hemmnisse des Weges bemerkt habe. Während er sich noch verwundert über seine schnelle Ankunft umsah, ließ sich sein Kameel auf die Kniee nieder, um seinen Reiter absteigen und sich das Gepäcke abnehmen zu lassen.

Er nahm seine Waffen und den Schweif des Löwen und trat mit denselben durch das Thor der Burg. Beim ersten Schritte aber kam ihm der Mann entgegen, der ihm die Lanze gereicht, und fragte ihn: „Hast du deine Schuldigkeit gethan?“ und als ihm Jalaladdin den Schweif des Löwen überreichte, sagte er, indem er beifällig

nickte: „Gut! ich will doch aber auch erproben, ob es der rechte iſt.“ Er rief hierauf lockend vier Namen, und alsbald kamen vier große Hunde aus dem Innern der Felſenburg hervor, und ſchleppten den Körper des von ihm erlegten ſchwarzen Löwen heraus. Der Mann hielt den Schweif an den an dem Körper noch befindlichen Rumpf, und nachdem er ihn paſſend gefunden, ſprach er: „Gut! ich habe nun auch, was ich verlangte! verziehe aber eine kurze Weile, ſo wird mein Bruder kommen, und dir auftragen, was du thun mußt, wenn du deinen Wunſch erfüllt ſehen willſt.“ Mit dieſen Worten ging er in die Burg zurück, und die vier Hunde ſchleppten den Löwen hinter ihm nach.

„So bin ich denn immer noch nicht am Ziele?“ ſeufzte Jalaladdin. „Wer weiß, wie viele Brüder noch da drinnen beiſammen wohnen; und wenn ich von jedem einen ähnlichen Auftrag erhalte, ſo können noch Jahre dahin gehen, ehe ich den Wunderſtein bekomme!“ Er hatte dieſe Worte noch nicht ganz ausgeſprochen, ſo erſchien der dritte Bruder unter der Pforte, und reichte ihm einen Korb, der aus Binſen geflochten war, mit den Worten: „Gehe und thue deine Schuldigkeit!“ Er erkundigte ſich was er denn mit dem Korbe machen ſollte, und erhielt die Antwort: „Ei, Waſſer holen.“ — „Was?“ fragte er, „Waſſer holen? im Korbe? Das fließt ja zwiſchen den Binſen hindurch!“ Aber der Mann zuckte die Achſeln und ſprach: „Da ſieh du zu. Waſſer mußt du holen, und in dieſem Korbe ohne ein anderes Gefäß, ſo wie er hier iſt. Denn du wirſt dies Waſſer brauchen.“

„Das iſt unmöglich!“ rief Jalaladdin. „Gib mir jede andere Arbeit auf, ſende mich in ferne Länder, jenſeits des Kaukaſus, heiße mich mit wilden Thieren kämpfen, und ich will ohne Widerſpruch gehorchen, und mein Leben wagen. Aber das Unmögliche fordere nicht von mir.“ — „Es iſt aber nicht unmöglich!“ antwortete der Mann. „Beſinne dich nur. Ich darf dir nichts weiter ſagen. Doch,

du haſt ja Zeit bis zum Morgen, und guter Rath kommt über Nacht. Tritt herein, daß du dich erquickeſt mit Speiſe und Trank und Ruhe."

Jalaladdin folgte ihm, und ward auch von ihm wieder in den Saal geführt, wo er mit Speiſe und Trank reichlich verſorgt wurde. Zur Schlafſtelle ward ihm auch wieder daſſelbe Zimmer angewieſen, das er bisher ganz für das ſeinige erkannt hatte, und er legte ſich müde und zugleich in großer Sorge wegen des neu erhaltenen Auftrages auf ſein Lager.

Um Mitternacht erwachte er wieder, und die kleine Alte ſtand mit aufgehobener Krücke auch diesmal vor ihm: „Sei kein Narr", rief ſie, „daß du das Waſſer in der Tiefe ſucheſt, und in deinem Korbe herauf zu tragen dich bemühſt. Das Waſſer, das du darin tragen kannſt, fließt nicht da drunten. Steig aufwärts! Droben liegt Waſſer genug. Dort mußt du holen. Hörſt du, ſei kein Narr! Brauch den Verſtand!"

Als ſie wieder verſchwunden war, wie ſie immer verſchwand, wälzte ſich Jalaladdin lange ſchlaflos und ſorgenvoll auf ſeinem Lager. Es ging ihm, wie ein unauflösliches Räthſel durch den Sinn. Waſſer ſoll ich holen nicht in der Tiefe, wo doch ſonſt die Brunnen und Quellen fließen, ſondern aufwärts ſoll ich ſteigen? Und in einem geflochtenen Binſenkorbe ſoll ich es tragen?" Er entſchlief endlich wieder, und ward am Morgen erweckt und mit Ernſt aufgefordert, ſich jetzt daran zu machen, ſeine Schuldigkeit zu thun.

Indem er ſich aufmachte, ſprach er aber: „Das Steigen über die Felsblöcke und der Gang auf den oft allzuglatten oder mit feinem Gerölle bedeckten Felspfaden iſt gefährlich. Könnte ich nicht einen Wanderſtab zur Stütze erhalten?" — „Hier iſt er ſchon bereit", antwortete der Mann, und reichte ihm einen langen mit einer ſtarken Eiſenſpitze verſehenen Stab von leichtem aber zähem Holze. Er

winkte ihm ernst grüßend mit der Hand, und ließ ihn durch die Pforte hinausschreiten.

Draussen sah sich Jalaladdin allenthalben um. Er hoffte eine Stelle zu entdecken, die minder unwegsam den Anfang seiner Wanderung andeuten könne. Allein Steine und Felsentrümmer, die Zeichen großer Naturzerstörungen, umgaben in wilder Unordnung den kleinen etwas ebenen Raum vor dem Eingange der Burg. Es schien ihm jetzt um so wunderbarer, daß ihm bei seinem vorigen Auszuge aus derselben der Ritt auf einem Kameele nicht nur möglich geworden, sondern daß er auch mit demselben eine ganz bequeme Straße gefunden habe. Er ging endlich auf gutes Glück hin nach einer Seite, und klomm mühsam mit Hülfe seines Wanderstabes über die dort aufgehäuften Felsenstücke. Jenseits fand er eine Stelle, auf welcher man ohne große Gefahr in eine weit hinabziehende Schlucht hinuntersteigen konnte. Es schien ihm, als sei es die nämliche Felsenkluft, in welcher er zuerst nach der Burg heraufgestiegen war. Beinahe hätte er sich durch diesen Umstand bestimmen lassen, da hinab zu steigen. Doch zu rechter Zeit gedachte er der erhaltenen Warnung seiner häßlichen Alten, die ihm gerathen, das Wasser nicht in der Tiefe, sondern droben zu holen. Er wendete sich daher nach der Höhe.

Doch hier war der Weg so durch ungeheure Felsentrümmer und darüber hinwuchernde stachelichte Rankengewächse beinahe gänzlich versperrt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm jedoch, sich mit Hülfe seines Stabes eine kurze Strecke weit hindurch zu arbeiten. Es öffnete sich ihm bald eine Stelle, wo er aufwärts klimmen konnte, und wenn auch wieder eine Felswand kam, die zu ersteigen ihm unmöglich war, so wendete er sich seitwärts, bis es ihm gelang, sie zu umgehen und seine Bahn zu verfolgen.

Nachdem er so einige Stunden mit großer Anstrengung aufwärts gestrebt hatte, war er doch im Verhältniß zu der aufgewendeten Zeit noch gar nicht weit gekommen. Ermüdet setzte er sich in

dem Schatten eines überſtehenden Felſens nieder, um neue Kräfte zu ſammeln, und ſtieg dann wieder weiter. Er war aber auf ſeiner ganzen Wanderung noch zu keiner Quelle gekommen, wo er hätte Waſſer ſchöpfen können. Wohl ſah er hier und da in tiefen Abgründen kleine raſch hinunter ſtürzende Bergſtröme, die oft beim Falle von einem Felſen in Dunſt zerſtäubten, allein wie ſorgſam er auch forſchte, ſo konnte er doch nie eine Stelle entdecken, die ihm erlaubt hätte, ſich einem ſolchen zu nahen und von ſeinen Fluthen zu ſchöpfen.

Obgleich die Luft auf der großen Höhe, auf der er ſich befand, nicht ſo heiß war, als in der Ebene, ſo erhitzte ihn doch die Anſtrengung der mühſamen Bergwanderung in der Mittagſonne ſo ſehr, daß ihm die Zunge am Gaumen klebte. „Bin ich nicht ein Thor", ſprach er da zu ſich ſelbſt, „daß ich mich ſo abmühe? Wenn ich auch einen Gipfel dieſes Berges erreiche, ſo werde ich doch auf ihm nimmermehr Waſſer finden. Denn wo hat man je geſehen, daß die Quellen auf den Gipfeln der Berge entſpringen? Und wenn auch ein Wunder geſchähe, und ſich ganze Ströme des Waſſers oben fänden, ſo könnte ich es doch wahrlich nicht in dem Binſenkorbe tragen." Er kämpfte mit ſich ſelbſt, ob er nicht wieder zurückkehren ſollte. Doch fiel ihm dazwiſchen wieder ein, wie ihm der Rath der häßlichen Alten ſchon zweimal nützlich geworden. „Ich will darum auch nun wieder nach ihrem Rathe thun!" ſprach er bei ſich. „Sagte ſie nicht, droben liege Waſſer genug? Sonderbar! das Waſſer fließt doch ſonſt, und wenn es nicht fließt, ſo ſagt man ja von ihm, es ſtehe."

Unter ſolchen Gedanken ſetzte er ſeine Wanderung wieder fort. Und es war ihm ſelbſt auffallend, daß er jetzt in viel kürzerer Zeit eine weit größere Strecke des Berges erſtieg, als vorher. Es währte nicht lange, ſo hatte er eine Stelle erreicht, wo ſich in einer Vertiefung hinter einer großen weithin laufenden Felsmaſſe eine große Menge Schnee und Eis feſtgeſetzt hatte, welche in der dünnen Luft

auf solcher Höhe nicht schmelzen konnte, da auch die Sonnenstrahlen vor den umgebenden Felsblöcken nicht darauf wirkten. Wo diese Bucht tiefer unten in eine Schlucht auslief, quoll aus der Schneemasse ein kräftiger Strom hervor. Jalaladdin legte sich an dem Rande der Schneelage nieder um ein wenig zu ruhen, und da ihn die von derselben ausströmende Kühle so erfrischend anwehete, nahm er auch mit den Fingern ein wenig Schnee und erfrischte die durstigen Lippen damit. Bald nahm er auch ein wenig davon in den Mund, und verschluckte zu großer Labung das daraus entstandene Wasser.

Da ward ihm aber auf einmal die Lösung seiner Aufgabe klar. „Hier", sprach er, „liegt des Schnees eine große Menge, und droben die weißen Gipfel des Berges sind ebenfalls mit Schnee bedeckt. Was ist der Schnee aber anderes, als Wasser. Und solches Wasser kann ich ja wohl in dem Binsenkörbchen tragen. Schmilzt mir auf dem Wege auch ein Theil desselben, so wird ja doch nicht Alles schmelzen und herauslaufen." Schnell beschloß er nun den Binsenkorb mit dem reinsten Schnee zu füllen, den er aus der Mitte des Schneefeldes nahm, und um ihn fester zu machen, mit den Händen zusammen drückte. Nachdem der Korb mit solchen Schneeballen gehäuft angefüllt war, trat er wohlgemuth seinen Rückweg an, doch gerieth er bald auf den Glauben, er müsse eine andere Richtung eingeschlagen haben, denn auf dem ganzen Wege stieß er nun auf keine der tausend Schwierigkeiten, die ihm das Hinansteigen so sehr erschwert hatten.

Noch ehe die Sonne am westlichen Horizonte unterging, stand er schon vor dem Eingange der Felsenburg, und sogleich traten ihm auch die drei Brüder entgegen. „Sieh, sieh", sagte der dritte, der ihm den letzten Auftrag gegeben hatte, „du hast ja Wasser in dem Binsenkorbe!" Die beiden andern luden ihn ein, ihnen in die Burg zu folgen, und gaben ihm die tröstliche Nachricht, daß er nun Alles herbeigeschaft habe, was nöthig sei, um ihn in den Besitz des Wun-

derſteines zu ſetzen. „Du mußt wiſſen, daß der Stein in einer eiſernen Kiſte bewahrt wird“, ſagten ſie, „deren Riegel aber durch die Länge der Zeit ganz eingeroſtet ſind, ſo daß keine Gewalt im Stande iſt, ſie zurückzuſchieben und den Deckel zu öffnen. Es iſt aber vom Schickſale beſtimmt, daß derjenige der würdig wäre, den Wunderſtein zu beſitzen, ſelbſt Alles herbeiſchaffen müſſe, was dazu erfordert wird, die Riegel wieder beweglich zu machen, die ſo viele hundert Jahre ſchon nicht mehr zurückgeſchoben wurden. Wie aber das Schickſal oft von Dingen abhängt, die der Menſch für ganz unbedeutend hält, ſo iſt auch hier ein Zuſammentreffen ganz geringfügig ſcheinender Nebendinge nothwendig um es zu erfüllen. Man ſollte meinen, roſtige Riegel könnten wieder beweglich gemacht werden, wenn man ſie überhaupt nur mit irgend einem Oele oder ſonſtigen Fette einriebe. Dies iſt hier aber nicht der Fall. Hier iſt das Bischen Mark allein wirkſam, welches in dem Schweife des ſchwarzen Löwen enthalten iſt, und um dieſes zu gewinnen muß er in dem Waſſer gekocht werden, das blos in dem Binſenkorbe, ohne ein anderes Gefäß getragen wurde. Aber auch dies wäre unwirkſam, wenn das Markfett nicht eingeſtrichen würde mit den drei äußerſten Federchen von dem linken Flügel des weißen Adlers, des Königs der Adler am Adlerſee.“

Unter ſolchen Reden hatten ſie Jalaladdin in die Burg eingeführt. Er folgte ihnen dort in ein Gemach, das er zuvor nie betreten hatte, in deſſen Mitte eine mächtige Kiſte ſchwer von Eiſen ſtand, die oben mit ſieben ſtarken Riegeln geſchloſſen war. „Dies iſt die Kiſte, in welcher der Wunderſtein aufbewahrt iſt“; ſagten ſie ihm, „laßt uns nun gleich ans Werk gehen.“ Sie brachten ein Gefäß, das ſie mit dem Schnee aus dem Binſenkorbe füllten, und ſetzten es in der anſtoßenden Küche über ein ſtarkes Feuer. Dann wurde der Schweif des Löwen in Stücke zerhauen und darin gekocht. Das Fett ſchied ſich aus, und ſchwamm auf dem Waſſer. Nun brachte

der erste der drei Bewohner der Felsenburg den Adlerosflügel herbei, Jalaladdin mußte die drei äussersten Federn desselben ausziehen, und mit diesen die eingerosteten Riegeln einschmieren. Bei diesem Geschäfte war ihm ein Tropfen des Fettes auf die Hand gefallen, und er zerrieb ihn darauf. „Recht, recht!“ sagte einer der Brüder, der dies bemerkte und beifällig dazu nickte: „Das stärkt die Glieder wunderbar.“ Da von dem Fette noch etwas übrig blieb, so bestrich er sich nun beide Arme und die Füße damit, und empfand zugleich ein eigenes Wohlgefühl der Stärkung. Denn die Wanderung des Tages hatte ihn sehr ermüdet. Jetzt fühlte er sich so kräftig, als sei er von einer langen erquickenden Ruhe erst wieder erstanden.

„Das Mark hat schon gewirkt!“ sprach nun der zweite der Brüder. „Es hat gewirkt an den Riegeln und an dir. Versuche und öffne die Kiste.“ Jalaladdin gehorchte und schob die Riegel mit Leichtigkeit zurück. Als er hierauf den Deckel aufhob, fand er einen schönen Stein darin liegen, den er für einen seltenen Onyx erkannte, und der in der Mitte oben mit einem goldenen Henkel und einer Kette versehen war, daß man ihn anhängen konnte. Auf dem Steine war ein Bild eingegraben, das stellte einen Altar vor, auf welchem ein Opferfeuer brannte, vor dem sich eine betende Familie niedergeworfen hatte. Ueber diesen wölbte sich oben ein Bogen, gleich einem Regenbogen.

„Ist dies der Wunderstein wirklich?“ fragte Jalaladdin, und die drei Brüder antworteten einstimmig: „Er ists! Heil dir glücklicher Jüngling! Heil dir, du Königssohn! Du wirst in kurzer Zeit auf dem Throne deiner Väter sitzen.“

„Ein Königssohn?“ fragte er verwundert. „Mein Vater starb als ein stiller zurückgezogener Mann in Bagdad, und ich habe ihn nie davon erzählen hören, daß er früher ein König gewesen.“ „Er wars“, lautete die Antwort. „Sein eigenes Volk hat ihn bekriegt, und zur Flucht genöthigt, und einen andern Sultan erwählt, der

ſaß viele Jahre auf ſeinem Throne. Jetzt iſt er geſtorben, und das Volk will ſeine Tochter nicht als die Erbin ſeines Thrones anerkennen. Es iſt in zwei feindliche Partheien geſpalten, die ſich tödtlich haſſen und verfolgen. Ziehe hin, und gib dem Volke die Ruhe wieder!"

„Aber wo ſoll ich hingehen? und woran ſollen ſie mich für den Sohn ihres ehemaligen Herrſchers erkennen?" fragte Jalaladdin. „Das wird Alles geſchehen", antworteten die Brüder, „in Kraft deines Wunderſteins. Hänge die Kette um den Hals, und trag ihn auf deiner Bruſt." Er that nach ihrem Gebot. „Und nun komme!" ſprachen ſie, „du haſt keine Zeit zu verlieren. Stärke dich mit Speiſe und Trank für eine lange Reiſe, und dann mache dich auf!" Sie führten ihn wieder in den bekannten Saal, und bedienten ihn ſelbſt, und reichten ihm am Ende ſeines Mahles einen kryſtallenen Becher, der gefüllt war mit einem Getränke, das ihm ſo köſtlich ſchmeckte, wie noch nie ein anderes, das er je vorher genoſſen. „Nun auf und fort!" ſprachen ſie, „hier iſt der Eingang zu deiner Herrlichkeit." Der eine von ihnen beſchrieb mit dem Zeigefinger einen kleinen Kreis an der Wand, und es öffnete ſich ein enges röhrenartiges Gewölbe.

„Hier ſoll ich hinein gehen in dieſes dunkle Loch?" fragte er, und ſchauderte zurück vor dem kalten und moderigen Dunſt der ihm aus der Höhle entgegen drang. „Reiche ihm noch einen Becher, daß er ſich noch einmal ſtärke!" ſprach einer der Brüder und der zweite brachte ihm den gefüllten Becher, der dritte gab ihm den Adlerflügel und die äuſſerſte Spitze des Löwenſchweifes, die ſie nicht in den Keſſel geworfen hatten, und dann auch den Pfeil und den Speer, womit er den Adler und den Löwen erlegt hatte. Er trank den Becher auf einen Zug leer und ſprach, indem er vor den geöffneten dunkeln Eingang trat: „Wohlan denn! im Namen des Propheten will ich euch gehorchen, aber erlaubt mir die Frage: wer ſeid ihr?" „Wir ſind Genien, von dem großen Könige der Geiſter

hierhergesetzt, als die Wächter der Geheimnisse des heiligen Berges Massis. — Nun aber geh, daß du zu rechter Zeit am Ziele seiest.“ Sie drängten ihn nach der Höhle, und indem er gebückt in dieselbe eintrat, riefen sie ihm nach: „Kommst du aus diesem Gange hinaus, so wirf die Spitze des Löwenschweifes und den Flügel nur auf die Erde und sprich unsere Namen: Arjeh, Näschär, Mänä-Gumä! Wir werden dann besorgen, was dir Noth thut.“

Bei diesen Worten schloß sich die Höhle hinter ihm, und er befand sich in einer Dunkelheit, in der er auch nicht den geringsten Schein eines Lichtes empfand. Der Boden, auf dem er weiter ging, war eben, und da er sich nach wenigen Schritten auch ganz aufrichten konnte, so hatte sein Gang nichts Unangenehmes. Plötzlich aber kam er an eine Stelle, wo der Weg sich ohne Stufen abwärts neigte, und bei dem zweiten Schritte fühlte er den Boden unter seinen Füßen entweichen. Er konnte sich deshalb nicht aufrecht erhalten, sondern sank in die Kniee, und setzte sich, denn immer weiter und weiter sank er hinab, und mit jedem Augenblicke ging es schneller und schneller. Er bückte sich vorwärts und neigte das Haupt auf seine Kniee, denn die schnelle Bewegung hatte ihn ganz betäubt. Wie lange es auf diese Weise abwärts ging, konnte er nicht ermessen, denn das Bewußtsein hatte ihn bald völlig verlassen, daß er wie aus einem tiefen Schlafe erwachte, als er wieder zu sich kam.

Die Bewegung hatte einen Augenblick aufgehört. Bald aber fühlte er sich mit der Stelle, auf der er saß, wieder aufwärts gezogen. Auch diese Fahrt ging nach und nach mit unendlicher Kraft und Schnelle. Abermals verließ ihn nach einiger Zeit das Bewußtsein und er kam nur wieder zu sich, als die Bewegung wieder wechselte und abwärts ging. Nach einiger Zeit verließ es ihn aber wieder, und so wechselte er zwischen Wachen und Schlafen, zwischen Betäubung und Bewußtsein auf seiner dunkeln Fahrt mehreremale.

Wie lange dies so fortging, wußte er nicht. Er hätte geglaubt,

die Fahrt währe schon viele Tage, wenn er irgend ein Bedürfniß nach Speise und Trank gefühlt hätte. Bei seiner fortdauernden Sättigung und Stärke aber mußte er auf die Meinung kommen, daß die Fahrt in der That noch nicht so lange daure, und daß sie ihm nur durch die gänzliche Entbehrung des Lichtes und den Mangel des Wechsels sichtbarer Gegenstände so langweilig erscheine.

Endlich fiel ein schwacher Strahl des Lichtes aus großer Ferne auf seine Bahn herein. Er bemerkte, daß er in einer engen Höhle, die einer durch die Erde gehenden Röhre glich und gerade nur für seinen Körper Raum bot, fortgeschoben wurde. Seine Bewegung war aber so schnell, daß er sich von Augenblick zu Augenblick dem eindringenden Lichte näher kommen sah. Jetzt war er im Freien. Er stand auf einem Hügel in einer ihm völlig fremden Gegend, und die Sonne leuchtete ihm von dem jenseitigen Horizonte, eben erst aufgegangen, entgegen.

Noch stand er und athmete die frische freie Morgenluft, da hörte er plötzlich am Fuße des Hügels ein lautes kriegerisches Getümmel. Hinabsehend erblickte er mehrere kriegerische Haufen, die in dem Thale und auf der halben Höhe des Hügels in Schlachtordnung und zum Angriffe gerüstet einander entgegen zogen. Ohne noch selbst einen Entschluß gefaßt zu haben, warf er doch schnell den Flügel des weißen Adlers und den Rest von dem Schweife des schwarzen Löwen zur Erde und rief dabei die Namen der Genien vom Berge Massis, Arjeh, Näschär, Mänä-Gumä! Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, so saß er stattlich auf einem prächtigen weißen Rosse mit schwarzem Schweife, den Bogen mit dem Pfeile in seiner Linken, den Speer in seiner Rechten. Und ohne daß er noch den goldenen mit Edelsteinen besetzten Zügel ergriffen, flog das muthige Roß mit ihm den Hügel hinab in schnellem und sicherem Laufe, und trug ihn mitten zwischen die beiden feindlichen Heereshaufen.

„Was beginnt ihr?“ rief er den beiderseitigen Führern zu.

Dieſe aber hielten in ihrem kriegeriſchen Angriffe ein, verwundert ob der unvermutheten Erſcheinung des fremden Reiters. „Was iſt die Urſache, daß ihr euch feindlich hier begegnet?“ fragte er wieder. Da vernahm man plötzlich in dem Heere zu ſeiner Rechten ein freudiges Gemurmel und die Krieger erhoben die Waffen und ſchlugen ſie zuſammen, daß ſie erklangen, und riefen: „Das iſt er, der dem Lande den Frieden bringen ſoll! Das iſt der verheißene Sultan. So iſt es ja von den Weiſen und von den Sterndeutern prophezeiht. Auf dem weißen Roſſe mit dem ſchwarzen Schweife ſoll er erſcheinen, und heute iſt der längſte Tag des Jahres. Heil dir, Sultan, Heil dir!“ Und die Führer dieſes Heeres naheten ſich mit Ehrfurcht, und huldigten ihm, indem ſie ſich mit über der Bruſt gekreuzten Armen vor ihm beugten, und das Heer warf ſich zur Erde nieder und jeder berührte den Boden mit ſeiner Stirne.

Da ſprengten aber die Führer des andern Heeres gegen ſie heran, und riefen: „Nieder! nieder mit ihnen! Jalaladdins Pferd aber trug ihn dieſen entgegen und er rief: „Warum wollt ihr dieſe feindlich bekriegen? was iſt ihre Schuld?“ — „Sie tragen für Gulnaſchare die Waffen“, war die Antwort, „und ſollteſt du nicht wiſſen, daß ſich dieſe Jungfrau erfrechen will, ein Volk von ſtreitbaren Männern zu beherrſchen? daß ſie vorwendet, ſie ſei vom Schickſal auserſehen, den Thron zu behaupten, bis der Sohn des vertriebenen Sultans komme, der beſtimmt ſei, den Thron mit ihr zu theilen? Sollteſt du ſolch ein Fremdling im Lande ſein, daß du nicht erfahren, wie ſie die Weiſen und Sterndeuter durch ihre Schätze beſtochen hat, das Volk durch falſche Prophezeihungen irre zu führen, und zu verkünden, der Prinz Jalaladdin werde auf wunderbare Weiſe am längſten Tage des Jahres im Lande erſcheinen, und mit der Stärke des Löwen und mit der Schnelle des Adlers über ihre Feinde herfallen?“

Da rief Jalaladdin mit lauter Stimme: „Sie haben das Volk nicht irre geführt! Sie ſind nicht beſtochen! Sie haben die Wahr-

heit verkündet; denn seht, ich bin Jalaladdin! Und wehe euch, wenn ihr es wagt, euch länger zu widersetzen. Ihr sollt die Stärke des Löwen, und die Schnelle des Adlers empfinden!"

Aber die Führer des Heeres riefen dagegen: „Hast du dich auch bethören lassen, ein Werkzeug der Betrügerei zu werden? Wehlan die Waffen mögen entscheiden!" Mit diesen Worten drangen sie mit Muth gegen ihn ein und das Heer rückte ihnen nach. Da schwang aber Jalaladdin mit Blitzesschnelle seine Lanze, und stieß mit ungeheurer Kraft einen um den andern von ihnen nieder und sein Roß sprengte wiehernd gegen das Heer; und ihm nach zogen die Schaaren, die ihn anerkannt hatten. Als die Feinde aber ihre Führer in ihrem Blute sahen und den kühnen Jüngling als Feldherrn ihrer Gegner erblickten, da flohen sie in unordentlicher Flucht und viele warfen die Waffen weg, und ergaben sich auf Gnade und Ungnade.

Jalaladdin und sein Heer verfolgten nun die Fliehenden. Er sprengte aber auf seinem flüchtigen Rosse so weit voraus, daß er sich bald ferne von den Seinen allein in der Mitte der Feinde befand. Kaum gewahrten es diese, so umringten sie ihn in einem weitern Kreise und rückten so immer näher und dichter auf ihn ein. Da galt es, mit der Geschwindigkeit des Adlers und mit der Stärke des Löwen zu kämpfen. Aber sein Roß schwenkte sich auch, als ob es menschliche Klugheit besäße, und seine Augen überall hätte, mit Blitzesschnelle immer so, daß Jalaladdin jeden Feind, der gegen ihn aus dem Kreise hervortreten wollte, kannte, und ihn niederstieß oder niederschoß, ehe dieser sein Vorhaben ausführen konnte. Zu seiner eigenen Verwunderung hielt er immer wieder einen neuen Pfeil in der Hand, so oft er ihn auch von seinem Bogen abschoß. Schon lag ein ganzer Kreis von Verwundeten und Sterbenden um ihn, da nahete endlich sein Heer, und die Feinde ergriffen wieder die Flucht. Jalaladdin verfolgte sie endlich bis in ein enges Felsenthal, aus dem sie keinen Ausgang fanden. Sie baten um Gnade und unterwarfen sich.

Nun zog Jalaladdin nach der Hauptſtadt des Landes, gefolgt von ſeinen Kriegern und vielen Tauſenden ſeiner gefangenen und unterworfenen Feinde. Dort hatte ſich ſchon die Nachricht von ſeiner Erſcheinung auf dem Hügel und von ſeinem Siege verbreitet. Die Aelteſten der Stadt zogen ihm entgegen und empfingen ihn vor dem Thore; die Weiſen und Sterndeuter kamen, und der Aelteſte unter ihnen begrüßte ihn als den von dem Schickſale beſtimmten Sultan des Landes, und alle geleiteten ihn zu dem königlichen Palaſte. Die Straßen, die ſie durchzogen, waren feſtlich geſchmückt, und überall erſcholl der Ruf der Freude und des Willkomms, als ob ein längſt bekannter und geliebter Herrſcher ſeinen Einzug hielte.

In dem Hofe des Palaſtes hatten ſich die oberſten Beamten der Krone, die Diener des Hofes und die Sclaven verſammelt, und empfingen ihn mit den Zeichen der tiefſten Ehrfurcht. Er ſtieg vom Pferde und ward die Stufen hinauf durch die Säulengänge und Hallen nach dem Thronſaale geleitet, wo Gulnaſchare auf dem Throne ſaß, umgeben von einem glänzenden Gefolge.

Bei ſeinem Eintritte erhob ſich die königliche Jungfrau in freudiger Bewegung von ihrem hohen Sitze. Jalaladdin aber blieb erſtaunend und verwirrt ſtehen. Sie war ihm nicht unbekannt, ſondern er ſah vor ſich in Wirklichkeit die Jungfrau, die er oft ſchon in ſeinen Träumen geſehen, aus welchen ihn immer die Erſcheinung der häßlichen Alten aus dem Kupfergefäße mit ihren Krücken ſo unangenehm erweckt hatte. Sie winkte ihm jetzt mit holdſeligem Lächeln, und indem er ſich näherte, trat ſie ihm einige Stufen herab entgegen, und neigte den goldenen Scepter gegen ihn, ihn mit der Spitze deſſelben berührend.

„Haſt du den Wunderſtein vom Berge Maſſis?“ fragte ſie, und er zeigte ihr, noch keines Wortes mächtig, den Stein, den er an der goldenen Kette auf ſeiner Bruſt trug. „Er iſts!“ ſprach ſie. „Der Beſitz dieſes Steines macht dich würdig mein Gemahl zu werden, und über das große Mevuliſche Reich zu herrſchen, aus

dem du in zarter Kindheit mit deinem Vater vertrieben wurdeſt." Sie ergriff ſeine Hand, führte ihn die Stufen des Thrones hinan, lud ihn ein, ſich auf denſelben niederzulaſſen, und reichte ihm den Scepter. „Seher", ſprach ſie dann, zu den Anweſenden gewendet, „ſehet hier euern rechtmäßigen Herrſcher. Es war in dem Buche des Schickſals geſchrieben, daß Janghiz, ſein Vater um ſeines Geizes willen durch meinen Vater Khamar aus ſeinem Lande vertrieben werden mußte. Wenn aber er der unſchuldige Sohn von dem Könige der Geiſter nach mancher ſchweren Prüfung für würdig erfunden würde, ſo ſollte er den Thron mit mir theilen."

„Er iſt geprüft und würdig befunden worden!" riefen die Weiſen und Sterndeuter, „Heil ihm! Heil dem Sultan!" Alle Diener im Palaſte, das verſammelte Volk in dem Hofe und auf den Straßen wiederholte den Ruf.

Da erhob ſich Jalaladdin vom Throne und ſprach: „Ich kann Allah und ſeine Propheten preiſen, daß mich mein Schickſal ſo wunderbare Wege geführt hat. Vor Allem aber preiſe ich mein Glück, das mir vergönnt hat, der Gemahl dieſer edeln Prinzeſſin zu werden!" „Und doch", fiel ſie ihm in die Rede, „haſt du mich ſo oft verwünſcht, wenn ich dich mit meinen Krücken aus ſchönen Träumen erweckte." — „Wie?" fragte er, „du wäreſt die häßliche alte Zwergin geweſen? Nicht möglich!" — „Doch! doch!" antwortete ſie, „dem Könige der Geiſter ſind Dinge möglich, die von den ſchwachen ſterblichen Menſchen nicht begriffen werden."

Nun wurden die Feierlichkeiten der Vermählung angeordnet. Ein Feſt folgte auf das andere, eins übertraf das andere an Glanz und Fröhlichkeit.

Jalaladdin herrſchte viele Jahre über das weite Mogulſche Reich, er vergrößerte es noch durch viele Eroberungen, und brachte es zu einem Glanz und einem Ruhm, den es in ſolchem Maaß nie vorher und nach ihm nie wieder erlangt hat.

IV.

Das Mährchen

von

Haſchem aus Bagdad.

Beschem aus Bagdad.

I. Der verlorene Sohn.

Vor mehr als tausend Jahren lebte in der berühmten Stadt Bagdad ein Mann, der hieß Naima, und war, obgleich er dem Greisenalter ganz nahe stand, doch noch bei rüstiger Kraft. Die Thätigkeit seines früheren Lebens hatte er dem Handel gewidmet und zu diesem Zwecke viele Reisen gemacht, wodurch er sich nicht nur einen reichen Schatz an Lebenserfahrungen gesammelt, sondern auch ein Vermögen erworben hatte, das ihm zwar keinen übertriebenen Aufwand erlaubte, doch aber zureichte, um ganz anständig davon leben zu können. Und er war verständig genug gewesen, sich mit solchem mäßigem Besitze zu begnügen, ihn in wohlthätiger Ruhe zu genießen und für die Ausbildung seines einzigen Sohnes zu benützen, während manche seiner Bekannten immer größere Schätze zu erwerben suchten, und dabei zu vergessen schienen, daß ihnen bei so unausgesetztem Streben nach den Mitteln des Lebens das Leben selbst ohne höhere Genüsse verloren gehe.

Früher war die Stadt Mossul seine Heimath gewesen. Er hatte sie aber theils um eines Freundes willen verlassen, mit dem er schon seit seinen Jugendjahren in vertrauter Verbindung gestanden, und war nach Bagdad gezogen, wo dieser lebte. Theils hatten ihn aber auch Rücksichten auf die Erziehung seines Sohnes dazu bewogen.

Denn er erwartete, daß der Aufenthalt in Bagdad ſchon an ſich auf das Gemüth des jungen Menſchen wohlthätige und bleibende Eindrücke hervorbringen würde, weil in jener Zeit dieſe Stadt unter der Herrſchaft des weit gerühmten Kalifen Harun al Raſchid von Fremden aus allen Ländern der Erde beſucht und der Sammelplatz der Künſtler und Weiſen des Landes und der Nachbarländer war.

Er hatte ſich in ſolchen Erwartungen auch keineswegs getäuſcht. Haſchem, ſein Sohn, war ein Jüngling von guten Anlagen des Geiſtes und von einem vortrefflichen Herzen. Er benutzte jede Gelegenheit, die ſich ihm durch den Zufall bot, um ſeine Kenntniſſe zu erweitern, ſeinen Geiſt zu bilden, oder ſein Herz zu veredeln. Auch in den körperlichen und kriegeriſchen Uebungen blieb er nicht zurück, und Leib und Geiſt reifte in ihm gleich kräftig heran. Es war daher natürlich, daß er nicht nur die Freude und der Stolz ſeines Vaters war, ſondern, geliebt und geſchätzt von jedermann, der ihn kannte, oft auch andern Jünglingen als ein nachahmungswürdiges Beiſpiel von ihren Aeltern dargeſtellt wurde.

So wie ſein Vater aber ſein höchſtes Glück in dieſem einzigen Sohne ſah, ſo hing auch dieſer mit der ganzen Innigkeit ſeines kindlichen Gemüthes hinwieder an ſeinem Vater. Und in dieſer gegenſeitigen Liebe, die durch Saad's Freundſchaft noch erhöht wurde, gingen ihnen einige Jahre in dem Fluge des Glückes vorüber.

Da geſchah es eines Tages, daß ſie wieder, wie ſie oft zu thun pflegten, vor die Thore der Stadt nach den herrlichen Gärten luſtwandelten, die ſich dort an das Ende der Vorſtädte anſchloſſen. Die Hitze des Sommertages war durch einen milden Regen gekühlt worden, und in heitern Geſprächen waren ſie diesmal weiter gegangen, als ſie ſonſt ihre Gänge auszudehnen pflegten. Die letzten Gärten waren bereits hinter ihnen, und ſie wandelten über ein

grünes Wiesenland nach einem Wäldchen zu, an dessen Eingang einige hohe Palmen standen, deren Schatten sie zur Ruhe einlud. An einem nahen Fels sprudelte eine lebendige Quelle hervor und schlängelte sich plätschernd zwischen frischgrünem Grase und bunten Blumen dahin.

Sie lagerten sich im Schatten, und die beiden Freunde sprachen gerade von den Gefahren, welchen selbst der tugendhafteste Mensch unterworfen sei, und wie leicht er durch irgend eine Leidenschaft zu einem Fehltritte verleitet werden könne, wenn er sich zu sicher und selbst vertrauend auf seine Tugend verlasse. „Ich habe", fuhr Saad fort, „Menschen gekannt, die zu den besten und edelsten gehörten, die ich in dem Laufe meines Lebens kennen gelernt habe, die aber um solchen allzugroßen Selbstvertrauens willen unversehens zu einer Handlung verleitet wurden, die sie bei minderer Sicherheit leicht vermieden hätten, die aber der Anfang einer langen Kette von Verirrungen und Lastern wurde, die sie am Ende zu Grunde richteten.

Naïma meinte dagegen, ein Herz, das von früher Jugend auf zur Tugend gewöhnt sei, werde sich nicht leicht zu einem groben Fehler verleiten lassen, und wenn es je geschehe, so werde es sich bald wieder von der kurzen Verirrung auf den rechten Weg zurück finden.

Sie sprachen noch lange über diesen Gegenstand, indem jeder seine Behauptung durch Erzählung von Beispielen zu bekräftigen suchte. Haschem hörte, zu ihren Füßen gelagert, mit Aufmerksamkeit ihren belehrenden Erzählungen zu. Bei diesen Worten aber sprang er auf, und lief eilig die waldige Anhöhe hinan, zu deren Fuße sie sich gelagert hatten.

Verwundert sahen ihm Saad und sein Vater nach, denn sie konnten nicht begreifen, was ihn zu dem schnellen Aufbruche veranlaßte. Da sahen sie daß ein kleines schneeweißes Vögelchen vor ihm her flog, dem er so eilig nachjagte, um es zu erhaschen. Bald war

er ihnen hinter dem Gebüsche aus dem Gesichte gekommen, sie riefen ihm zu, ermahnten ihn, zurückzukommen, allein vergeblich.

Sie warteten eine Viertelstunde, und noch eine, allein Haschem kam nicht zurück. Unruhig, was aus ihm geworden, gingen sie eine Strecke nach der Richtung hin, wo er ihren Blicken verschwunden war. Sie entdeckten aber nichts. Sie riefen seinen Namen, daß der Wald wiederhallte. Das Echo antwortete ihnen, aber Haschem kam nicht. Endlich sank die Sonne. Da sprach Saad: „Laß uns heimkehren. Dein Sohn ist ein erwachsener rüstiger Jüngling, der sich schon selbst nach der Stadt zurück finden wird. Vielleicht ist er schon jetzt in anderer Richtung nach Hause gegangen.“ Der Vater aber konnte sich nur nach langem Widerstreben zur Heimkehr ohne seinen Sohn entschließen, denn es hatte sich seiner eine Aengstlichkeit bemächtigt, die er durch alle Vernunftgründe nicht zu unterdrücken vermochte.

Als sie nach der Stadt zurückgekommen waren, begleitete ihn sein Freund bis an sein Haus. Sie traten hastig ein, und fragten nach Haschem. Er war aber nicht zurückgekommen. Saads Trostgründe halfen nichts; Naïma hörte nicht mehr auf ihn, und warf sich mit Thränen auf sein Lager. Saad verwies ihm solche Schwäche, und stellte ihm vor, daß es ja so ganz leicht geschehen konnte, daß sich der Jüngling in der Verfolgung des weißen Vogels verirrt habe, und nicht mehr zurechtfinden könne. „Gewiß hat er ein Obdach gefunden, wo er bis zum nächsten Morgen bleibt“, so schloß er, „und wird morgen bei guter Zeit hier sein, und über dein kleinmüthiges, unmännliches Betragen herzlich lachen.“

Nachdem Saad weggegangen war, ließ Naïma erst seinem Jammer vollen Lauf. Er weinte laut, zerraufte sich den Bart, und wälzte sich, einem Verzweifelnden gleich, auf der Erde. Die Diener und Sclaven des Hauses standen zum Theile in starrem Staunen dabei, weil sie solche leidenschaftliche Ausbrüche an ihrem Herrn

nicht gewohnt waren; andere ſuchten ihn vergeblich zu tröſten oder weinten und klagten mit ihm um den auch von ihnen geliebten Sohn.

Nach einer ſchlafloſ vorübergegangenen Nacht war der bekümmerte Vater nicht ruhiger. Er wollte ſchon am frühen Morgen Boten nach allen Richtungen ausſenden. Allein Saad, der ſchon gekommen war, um zu hören, ob ſich der Verirrte nicht nach Hauſe gefunden, ſtellte ihm vor, wie thöricht das ſei. „Bedenke doch ſelbſt", ſprach er, „daß dein Haſchem wahrſcheinlich doch auch ein Nachtlager gefunden und ſich eines beſſern Schlafs erfreut haben wird, als du. Wenn er dann auch mit dem Früheſten ſich auf den Weg gemacht hat, ſo kann er doch noch nicht hier ſein. Schickſt du nun dieſe Boten nach ihm aus, ſo kommt er vielleicht kurze Zeit raſcher zurück und die Boten laufen dann vergebens nach ihm in der Gegend herum. Erwarte wenigſtens die Mittagſtunde."

Naïma gab nach. Er beſtellte die Boten auf den Mittag, machte ſich aber ſogleich ſelbſt auf, und ging durch die Vorſtadt nach den Gärten und der Gegend zu, wo ſie geſtern waren. Sein Freund begleitete ihn, obgleich er ihm vorſtellte, daß Haſchem inzwiſchen längſt zu Hauſe gekommen ſein könne, während ſie ihm hier entgegen gingen, und daß er ſo vielleicht ſelber Schuld habe, daß er nicht früher beruhigt werde. „Ich habe dir im Uebrigen nachgegeben", erwiederte Naïma, „laß mir nun doch darin wenigſtens meinen Willen, daß ich ihm hier entgegen gehe."

Sie gingen wieder bis zu der Felſenquelle in der Nähe der Palmen; ſie erſtiegen die nahe Waldhöhe, ſie riefen den Namen des Verlorenen nach allen Richtungen, allein er ließ weder einen Ruf von ſich hören, noch erſchien er ſelbſt. Sie kehrten am Mittage nach Hauſe zurück und fragten unterweges alle Begegnenden, ob ſie den Jüngling nicht geſehen, den ſie jedem kenntlich beſchrieben. Niemand konnte ihnen Auskunft geben.

Nun ſchickte Naïma ſeine Boten nach allen Richtungen hin;

er verſprach jedem einen reichen Lohn, dem aber, der ihm den Verlorenen wieder in die Arme führte, verſprach er eine zehnfache Belohnung. Sie zogen freudig aus, denn jeder hoffte, den zehnfachen Lohn zu verdienen, und jeder meinte, ſchon am Abende wieder zurück zu ſein. Allein dieſe Hoffnung täuſchte ſie. Mit Sehnſucht wartete Naïma ihrer am Abende, — es kam aber keiner. Endlich kehrten am dritten Tage mehrere von ihnen zurück. Sie hatten in der bezeichneten Richtung eine ſtarke Tagereiſe zurückgelegt, hatten allenthalben geforſcht, hatten allen Entgegenkommenden den Verlorenen beſchrieben, doch keiner hatte ihn geſehen. Auch die übrigen Boten kehrten einzeln nach und nach wieder heim, und keiner hatte eine Spur von ihm entdeckt. Die Hoffnung des jammernden Vaters war beinahe verſchwunden. Nur ein einziger ſeiner ausgeſendeten Boten war noch nicht heimgekehrt. So wahrſcheinlich es war, daß auch dieſer ohne Erfolg ſo lange ausblieb, ſo klammerte ſich ſeine Hoffnung doch noch an dem Gedanken feſt, daß es dieſem gelungen ſein dürfte, eine Spur des auf ſo unbegreifliche Weiſe Verſchwundenen zu entdecken.

Als aber am zehnten Tage auch dieſer letzte ſeiner Boten heimkehrte, und ihm ſagte, daß alle ſeine Bemühungen vergeblich geweſen, da war ſein Schmerz ohne Gränzen. Sein Freund Saad ſtand ihm tröſtend zur Seite, und ſuchte gemeinſchaftlich mit ihm nach Mitteln, wie man eine Kunde von Haſchem erhalten könnte. Getödtet oder geſtorben konnte er nicht ſein, man hätte ja doch ſeinen Leichnam irgendwo gefunden. Sich ſelbſt abſichtlich verborgen zu halten, hatte er keinen Grund. Von einem Feinde konnte er auch nicht gefangen gehalten ſein, denn er hatte keinen Feind. Sollte er auf ſeiner Verfolgung des weißen Vogels etwa an das Ufer des Stromes gekommen und dort hineingeſtürzt und von den Wellen hinweggetragen worden ſein?

Kaum erwachte der Gedanke an dieſe Möglichkeit, ſo wurden

auch auf jeder Seite des Fluſſes zwei Boten hinabgeſandt, die bis zu ſeinem Zuſammenfluß mit dem Eufrat und weiter über Baſſera hinab bis an die Stelle, wo der Schat el Arab ſich ins Meer ergießt, genaue Nachforſchung thun ſollten, ob nicht der Leichnam des Verunglückten irgendwo gelandet worden. Allein auch dieſe Boten kamen nach langer ängſtlicher Erwartung des Vaters wieder, und hatten nicht gefunden, wornach ſie geforſcht.

Der Vater und ſein Freund ſahen Haſchem von nun für verloren an. Und Naïma's männliche Kraft war von da an gebrochen; der Kummer um den verlorenen Sohn nagte an dem Marke ſeines Lebens; er war plötzlich ein Greis geworden. Alle Freude war aus ſeinem Gemüthe verſchwunden, und nur dann ging ſein Schmerz in eine wohlthätige Wehmuth über, wenn Saad, ſein bewährter Freund, des Abends bei ihm ſaß und mit ihm von dem Sohne ſprach, und die Tugenden rühmte, die er an ihm wahrgenommen, und ihm geſtand, wie es ſein Wunſch und liebſter Gedanke geweſen, daß dieſer treffliche Jüngling einſt ſein Eidam und der Gemahl ſeiner einzigen Tochter Zoraïne hätte werden mögen.

2. Der theilnehmende Herrſcher.

In jenen Tagen ging der Kalif Harun al Raſchid wieder einmal, wie er oft zu thun pflegte, in unkenntlicher Verhüllung mit Giafar, ſeinem Großweſir, und Meſrur, ſeinem Oberkämmerling, durch die Straßen von Bagdad, um mit eigenen Augen zu ſehen und mit eigenen Ohren zu hören, wie Ordnung und Recht durch ſeine untern Diener gehandhabt werde, und ob das Volk zufrieden und glücklich ſei. Er hatte zu dieſem Gange, wie gewöhnlich, die ſpäteſte Stunde des Abends genommen, weil er der Meinung war, um dieſe Zeit tiefer in die geheimen Leiden und Freuden der Men-

ſchen blicken zu können, wenn ſie ihre täglichen Berufsgeſchäfte beendigt hätten, und nur ſich ſelbſt ihren Vergnügungen und Erholungen im Kreiſe der Ihrigen lebten.

Auf dieſem Gange kam er auch durch eine Straße, die ſich durch beſondere Stille und Ruhe auszeichnete. Als ſie nun vor einem Hauſe vorüberkamen, wo zwei Männer vor der Thüre mit einander flüſternd ſprachen, redete ſie Harun al Raſchid mit den Worten an: „Was flüſtert ihr zuſammen, als ob ihr ein Verbrechen mit einander verabreden wolltet? Iſt die Straße nicht einſam genug, daß ihr eure Geſpräche nicht laut führen dürfet? Könnt ihr mir überhaupt nicht ſagen, warum dieſe Straße ſo ſtill iſt, als ſei ſie ausgeſtorben?“

„Das kann ich Euch wohl ſagen, Herr!“ antwortete einer der Angeredeten: „Hier in dem nächſten Hauſe wohnt der unglückliche Naïma, und um dieſe Stunde ſitzt gewöhnlich ſein Freund Saad bei ihm und tröſtet ihn. Nun ehren alle Bewohner dieſer Straße den großen Schmerz dieſes Mannes und hüten ſich, durch einen lauten Ausbruch der Fröhlichkeit ihn daran zu erinnern, daß es Menſchen in ſeiner Nähe gibt, die glücklicher ſind, als er.“

Ehe der Kalif ihm antworten konnte, trennte er ſich von ihm und ging in das Haus, und der andere folgte ihm.

„Haſt du von dem unglücklichen Naïma je etwas gehört?“ fragte Harun al Raſchid ſeinen Großweſſir, und da dieſer verneinte, ſprach er: „Laß uns an das Thor des nächſten Hauſes treten, wo dieſer Naïma wohnen ſoll. Vielleicht erforſchen wir die Urſache ſeines Schmerzes.“ Sie traten hin und ſahen das Licht aus dem innern Hofe durch eine Ritze herausſchimmern. Der Kalif legte das Auge an die Ritze, und nachdem er einige Zeit lauſchend hinein geſehen, wandte er ſich zu ſeinen Begleitern und ſprach: „Es ſitzen hier in einem anſtändig eingerichteten Hofe zwei Greiſe bei der Lampe, und der eine ſcheint wirklich den andern zu tröſten. Dieſer

aber weint in ſtiller tiefer Trauer. Beide ſcheinen von eigener Würde, und ich bin begierig, zu erfahren, welcher Kummer den unglücklichen Naïma drückt. Beſtelle mir ihn morgen früh in meinen Palaſt. Vielleicht ſteht es in meiner Macht, ſeinen Kummer zu lindern."

Am anderen Tage beſorgte der Großweſſir ſeinen Auftrag. Naïma war erſchrocken, als er im Namen deſſelben in den Palaſt abgeholt wurde. Er ward in den großen Saal geführt, wo ſich gewöhnlich der Divan verſammelte. Diesmal war er aber ganz allein, nachdem die Diener ſich entfernt hatten. Er durchdachte ſein ganzes vergangenes Leben, ob er ſich an nichts beſinnen könnte, was ihm den Zorn des gerechten Kalifen hätte zuziehen mögen. Denn er wußte, daß Harun al Raſchid oft die verborgenſten Vergehungen ſeiner Unterthanen auf unbegreifliche Weiſe entdeckte und nach Verdienſt beſtrafte. Allein er mochte ſich beſinnen, ſo lange er wollte, es fiel ihm keine Handlung ein, deren er ſich hätte ſchämen dürfen, noch weniger eine, die eine Strafe verdient hätte.

Indem er ſich noch ſo beſann, öffnete ſich ein Vorhang und der Kalif Harun al Raſchid trat herein, gefolgt von dem Großweſſir und dem Oberkämmerling. Naïma warf ſich auf die Erde und berührte mit der Stirne den Teppich, auf welchem der Kalif ſtand.

„Naïma", redete der Kalif ihn an, „du trägſt einen großen Kummer, und nach der Achtung, die deine Nachbaren dir zollen, indem ſie die traurige Stimmung deiner Seele durch Stille ehren, halte ich dich für einen Mann, der ein heiteres Alter verdienet. Ich möchte die Urſache deines Kummers wiſſen. Darfſt du ſie vor dieſen beiden Zeugen nennen, oder willſt du mir die Quelle deiner Thränen ohne Zeugen vertrauen?"

„Beherrſcher der Gläubigen!" antwortete Naïma. „Mein Schmerz iſt zwar für meine Seele groß und gerecht, doch iſt die Urſache allzu unbedeutend, als daß der großmächtige Kalif auch

nur auf Augenblicke um ihretwillen seine Aufmerksamkeit der Sorge für sein Reich entziehen sollte.“ Harun al Raschid aber antwortete: „Was das Herz des geringsten meiner Unterthanen mit solcher Trauer erfüllt, daß sie der Inhalt seines ganzen Lebens ist, das ist nicht zu unbedeutend für meine Sorge. Wenn ich für mein ganzes Reich bedacht bin, kommt diese Sorge jedem einzelnen zu gut, sorge ich für den einzelnen, so ist dieser ja auch wieder ein Glied des Ganzen, und meine Sorgfalt darum nicht verloren. Sprich aber, was ist die Ursache deiner Trauer und deiner Thränen?“

Darauf erzählte ihm Naïma das unbegreifliche Verschwinden seines Sohnes, wie er allenthalben nach ihm forschen lassen, und wie alle Mühe vergeblich gewesen, so daß seine Boten alle wieder zurückgekehrt seien, ohne die geringste Spur von ihm gefunden zu haben. „Ich muß ihn darum“, schloß er seine Erzählung, „als einen Todten beweinen, und würde mich vielleicht eher von meinem tiefen Schmerze zu ruhiger, wehmüthiger Trauer erhoben haben, wenn nicht doch in manchen Augenblicken wieder ein Strahl der Hoffnung in meinem Innern aufleuchtete, der den Gedanken in mir anregt, daß er vielleicht doch noch am Leben ist. Aber wo lebt er? und wie lebt er vielleicht? Dieses Aufblitzen der Hoffnung ist es, was die vernarbende Wunde des Vaterherzens immer von Neuem aufreißt.“

„Du hast gerechte Ursache zur Trauer“, antwortete der Kalif, „und ich begreife, wie diese Ungewißheit über das Schicksal deines Sohnes dir schmerzlicher sein muß, als die traurigste Ungewißheit seines Todes. Indessen hast du doch Unrecht gethan, daß du dich mir nicht früher entdeckt hast. Meine Macht erstreckt sich nicht allein über alle Gläubigen, sondern auch in fernen Landen anderer Herrscher und Könige habe ich meine Diener, deren Augen für mich sehen, deren Ohren für mich hören, und deren Hände, wo es Noth thut, für mich handeln können. Was dir und deinem Freunde und

euren wenigen Dienern nicht möglich war zu erforschen, das wäre doch vielleicht mir möglich gewesen. Doch gehe hin, und lebe des Glaubens, daß du Kunde von deinem Sohne erhalten sollst, wenn er überhaupt noch auf Erden und in einem Lande lebt, über welches sich meine Macht erstreckt."

Mit diesen Worten entließ er ihn, nachdem er sich zuvor ein Zeichen hatte angeben lassen, an welchem man den Verlorenen mit Sicherheit erkennen könnte. Als Naïma am Abende wieder mit seinem Freunde Saad einsam zusammen saß, erzählte er ihm die huldvollen und trostreichen Worte des Kalifen. Saad aber erkannte, daß in seines Freundes Herzen die Hoffnung wieder allzu lebendig erwacht sei, und daß er sich allzugläubig dem Gedanken an ein Wiederfinden des Sohnes überließe. Er hielt es darum für seine Pflicht, diese allzulebhafte Hoffnung wieder etwas zu dämpfen und sprach: „Lieber Freund, ich habe einmal ein Sprüchlein gehört, das hat sich um seiner Wahrheit willen tief in mein Gedächtniß eingeprägt. Es heißt: Verlaßt euch nicht auf Fürsten, denn sie sind Menschen. Es liegt darin eine Hinweisung auf die Schranken, die auch dem Mächtigsten der Erde von dem Schicksale gesetzt sind. Auch er wirkt in einem beschränkten Kreise. Was nur eine Spanne weit darüber hinaus liegt, das gehört dem allwaltenden Schicksale, dem wir uns alle beugen, von dem niedrigsten Sclaven bis zu dem Beherrscher der Gläubigen hinauf."

Wenn aber auch der Macht Harun al Raschids diese endliche Schranke von dem Schicksal gesetzt war, so that er doch, was in dem weiten Kreise seiner Macht lag, um die Hoffnung zur Erfüllung zu bringen, die er in Naïma's Herzen neu aufgeregt hatte. Er ließ an alle seine hohen und niederen Diener in den Gränzen seines Reiches und an seine Gesandten in den benachbarten und selbst in den fernsten Ländern, mit deren Fürsten er befreundet war, noch an demselben Tage eine Botschaft mit dem Auftrage ergehen, sie sollten mit

allem Fleiße nach Haſchem forſchen, und ihm ſogleich Kunde davon geben, wenn ſie ihn fänden, oder eine Nachricht erhielten, die auf ſeine Spur leiten könnte.

Allein es verging Woche um Woche, Monat um Monat, und ſelbſt ein ganzes Jahr war vorüber, ohne daß von irgend einer Seite Nachricht von dem Leben oder Tode des Vermißten gekommen wäre. So war alle Hoffnung verſchwunden, ihn je wieder zu finden.

---

3. Der Gefangene.

Haſchem war aber nicht todt, er lebte, jedoch in ſolcher Verborgenheit, daß es unmöglich war, ſeinen Aufenthalt zu entdecken.

Er war dem ſchneeweißen Vogel an jenem Abende nachgeeilt, ohne daß ihm der Grund davon klar vor der Seele ſtand. Es trieb ihn, das ſeltene Geſchöpf zu erhaſchen, zumal da der Vogel in mäßiger Höhe und ſo langſam flog, daß er ihn leicht zu erreichen hoffte. Die Langſamkeit des Fluges brachte ihn auf den Gedanken, er möchte einen Mangel an ſeinen Schwingen haben. Oft hatte er die Hand nach ihm ausgeſtreckt, oft ſchlug er nach ihm, aber jedesmal ſchwang dann der Vogel die Fittige wieder etwas raſcher, und kam ſo wieder eine kleine Strecke voraus. Haſchem dachte, jetzt werde er ermüdet ſein und nicht mehr weiter können, und lief in dieſer Hoffnung wieder ſchneller, allein der Vogel flog nur ſo lange ermüdet, als er ihm nicht nahe kam; und rührte, wie er ihm nahete, die Flügel wieder auf's Neue und entſchwebte ihm wieder.

In ſolcher Verfolgung war er die Anhöhe hinan gekommen und jenſeits wieder hinab gelaufen. Dort war er in ein ſchmales Wieſenthal gekommen und lief daſſelbe entlang. Die Dämmerung brach inzwiſchen herein, doch leuchtete ihm die ſchneeweiße Farbe des Vogels immer noch durch das Zwielicht. Endlich ſetzte ſich der Verfolgte

auf ein niedriges Gesträuch; er haschte nach ihm, allein indem er die Hand um den Gefangenen schließen wollte, entwischte er ihm, nur eine Feder seines Schwanzes zurücklassend, die er fest gepackt hatte.

Noch sah er ihn im Dämmerlichte weiter hinab fliegen und lief ihm eilends nach. Der Vogel schien nun schneller zu fliegen, als vorher, und da er ihn so weit verfolgt und schon einmal beinahe gefangen hatte, verfolgte er ihn nun nur um so eifriger. Er rannte durch das hohe Gras, und den angestrengten Blick nur auf den weißen Schimmer gerichtet, sah er nicht mehr vor sich auf den Boden. Da kam er unversehens an einen kleinen Damm, der quer über zog. Er stieg hinauf und rannte jenseits hinab. Allein er war so steil, daß er hinabstürzte und unten auf einem schlammigen Boden versank. Während das Wasser über seinem Haupte zusammenschlug, verlor er die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf dem Rasen, und vor ihm stand ein hoher Greis mit strengen Mienen, der bekleidet war mit einem langen schwarzen Talare, der ihm bis auf die Knöchel der Füße hinab ging, und gegürtet war mit einem feuerglänzenden Gürtel. Auf dem Haupte trug er statt des Turbans eine hohe spitzige Mütze, an deren Ende eine feurige Quaste saß. „Ist dir das Leben wieder gekehrt?“ fragte er. „Du hättest verdient, im Schlamme zu ersticken! Komm, wir müssen noch eine weite Reise machen, ehe der Tag graut.“ Er hob ihn bei diesen Worten vom Boden auf, faßte ihn mit dem linken Arm um den Leib und erhob sich mit ihm pfeilschnell in die Lüfte.

Haschem verlor augenblicklich wieder das Bewußtsein. Wie lange er in diesem Zustande geblieben, weiß man nicht. Er erwachte endlich wie aus einem tiefen Schlafe, und als er aufblickte, war der erste Gegenstand, den er erkannte, ein schöner von Golddraht geflochtener Käfig, der an einer langen goldenen Kette von der Decke

herab hing, und in demſelben ſaß der ſchneeweiße Vogel, den er damals verfolgt hatte. Er befand ſich mit dieſem Vogel allein in einem großen Saale, deſſen Decke von weißen Marmorſäulen getragen war, deſſen Wände aus einem ſpiegelglatten Steine von blaßgrüner Farbe beſtanden. Die Fenſteröffnungen waren mit künſtlich gearbeiteten in vielen Windungen und enge verflochtenen Gittern verſchloſſen, daß ſelbſt der weiße Vogel keine Oeffnung darin gefunden hätte, durch welche er entkommen konnte, wenn er auch nicht in dem Käfig eingeſperrt geweſen wäre. An der einen Wand ſtand eine große kryſtallene Urne, und aus dieſer quoll ein heller Waſſerſchwall empor, der ſich über den ausgebogenen Rand der Urne ergoß, und unten in einem weiten Becken aufgefangen wurde, aus dem das Waſſer ungeſehen abfloß.

Indem er noch dieſe Gegenſtände betrachtete, und ſich beſann, was mit ihm vorgegangen und wie er hierher gekommen ſei, trat plötzlich hinter dem Vorhange des Einganges der rieſige Greis in dem ſchwarzen Talare herein. Er trug ein goldenes Käſtchen in der Hand und ſtellte es vor ihn hin mit den Worten: „Du haſt den weißen Vogel erhaſchen wollen? Da haſt du ihn jetzt im Käfig. In dieſem Käſtchen iſt Futter für ihn und dort findeſt du Waſſer. Beſorge ihn fleißig, und daß du ihn gar nicht heraus laſſeſt, dafür iſt geſorgt.“ Als er dieſes geſagt, entfernte er ſich wieder.

Haſchem ſtand endlich auf und ging in dem Saale umher. Er ſah durch die Fenſter und erkannte, daß er in einem ganz anderen Lande ſein müſſe, denn die Formen der Berge und der Bäume ſelbſt waren ganz anders, als er ſie bisher geſehen. Der Saal ſchien ſehr hoch zu liegen, als mache er den oberen Theil eines hohen Thurmes aus. Denn nirgend konnte man ein anderes Gebäude dabei ſehen, und aus den Fenſtern erkannte er keinen der unten wachſenden Bäume und Pflanzen. Er zog den Vorhang zur Seite, der

den Eingang verdeckte, allein hinter demſelben befand ſich eine metallene Thür, die ſich nicht öffnen ließ.

Da ſah er ſich auf einmal ſehr verlegen um, denn es fing ihn an zu hungern, und er hatte nirgend etwas gefunden, das ihm zur Speiſe dienen konnte. Er unterſuchte die Wände, ob er nirgend einen verborgenen Ausgang entdeckte, er verſuchte, die Fenſtergitter zu öffnen, um den Kopf hinaus zu ſtecken und zu ſehen, ob niemand dicht unten bei dem Gebäude zu entdecken ſei, dem er zurufen könne. Alle ſeine Mühe war aber vergebens. Da war keine Thür zu entdecken, die Fenſter ließen ſich nicht öffnen, und ſo weit ſeine Blicke nach allen Richtungen trugen, ſo konnte er nirgend einen Menſchen erſpähen.

Da warf er ſich verzweifelnd auf die Polſter, auf welchen er zum Bewußtſein erwacht war, und rang die Hände, weinte und rief: „So bin ich denn gefangen, gefangen in einem Gefängniſſe, an dem Glanz und Reichthum verſchwendet iſt! Was nützt es, daß dieſe Wände aus edlen Steinen beſtehen? daß dieſe Gitter von feinem Golde geflechten ſind, daß dieſer Käfig aus Golde beſteht und an einer goldenen Kette hängt? Man iſt hinter goldenen Gittern ſo gut gefangen, als hinter eiſernen.“

Als ſich darauf der Hunger wieder heftiger bei ihm einſtellte, rief er: „Läge ich doch lieber in dem elendeſten Kerker gefangen und erhielte die Speiſe, die man dem Gefangenen gibt, als hier in dem prächtigen Saale, wo ich verhungern muß!“ Dann rief er laut zu den Gittern hinaus nach Menſchen, damit man ihn hören und ihm Nahrung bringen möchte. Es erſchien aber auf ſeinen Ruf niemand, und keine Stimme antwortete ihm.

Als er ſich nach ſolchen vergeblichen Verſuchen einmal wieder weinend auf ſein Lager geworfen hatte und zufällig nach dem Käfig hinſchaute, bemerkte er, wie der weiße Vogel ebenfalls in ſeinem Gefängniſſe unruhig herum flatterte und in die goldenen Schüſſel-

chen pickte, die zu seiner Fütterung bestimmt waren, ohne etwas darin zu finden. „Armer Leidensbruder", rief da Haschem aus, „du sollst keinen Mangel leiden. Für dich ist ja gesorgt. Komm, ich will dir deine Nahrung geben." Er nahm die an dem Käfig hängenden Schüsselchen, und füllte das eine mit Wasser an der Urne, das andere mit Körnern aus dem goldenen Kästchen, das ihm der Greis gegeben hatte.

Kaum hatte er das letzte an den Käfig angehängt, so sah er, indem er sich umkehrte, hinter sich einen Tisch, der mit Speisen aller Art reichlich versehen war. Wohl erstaunte er, und konnte nicht begreifen, wo dies Alles hergekommen, doch zögerte er nicht lange, und fiel mit der Gier eines jungen Menschen, der mehrere Tage nichts gegessen, über die Schüsseln her. Obgleich diese Speisen nicht die nämlichen waren, die er in seines Vaters Hause genossen, schmeckten sie ihm doch alle ganz trefflich. Er aß zu völliger Sättigung, und nahm dann den auf dem Tische stehenden goldenen Becher und schöpfte sich einen Trunk aus der Urne.

Nachdem er sich so gelabt, warf er sich wieder auf sein Lager und schlief ein. Als er erwachte, fühlte er sich gestärkt und ganz wohl. Er stand auf und ging im Saale umher. Da bemerkte er, daß der Tisch mit Speisen verschwunden war. Das war ihm nicht lieb, denn er hatte gedacht, von den Ueberresten noch eine reichliche Abendmahlzeit zu halten. Doch tröstete er sich leicht darüber, weil er nun doch gesehen hatte, daß er nicht zum Hungertode bestimmt sei.

Er hatte nun Muße genug, sein Gefängniß näher zu betrachten. Er untersuchte Alles auf's genaueste, die Säulen, die Wände, den Boden. Man bemerkte aber nirgend einen Spalt oder eine Ritze. Alles war fest und ganz. Seine Blicke durch die Fenstergitter ließen ihn ebenfalls keine tröstliche Entdeckungen machen. Er sah nur, daß er sehr hoch vom Boden entfernt und von einer weiten Ebene umgeben war, die in der Ferne hohe Berge mit wunder-

lich gezackten Häuptern begränzten. Die Nähe bot keine Abwechselung, und die Ferne war zu weit, um den Geiſt durch ihre Betrachtung zu beſchäftigen. Es war ein höchſt langweiliger Aufenthalt.

Sobald er ſich mit der Umgebung vertraut gemacht und gefunden, daß ſie ihn nicht beſchäftigen konnte, zog ſich ſeine Aufmerkſamkeit auf die Bewegungen des weißen Vogels in dem Käfige zurück. Hier war doch Leben, und wenn ſchon der Käfig enge war, ſo konnte der Gefangene darin doch auf verſchiedene Stängchen hüpfen. Bald ſaß er auch ruhig und blickte ihn mit ſeinem hellen Auge an, und es war ihm dann, als läge Gefühl und Sprache in dem Auge. Nur fehlte es ihm an dem Verſtändniß dieſer Sprache.

Die Nacht machte dieſer Unterhaltung ein Ende. Am andern Morgen bemerkte er, daß dem Vogel das Futter wieder fehle. Er füllte ihm ſein Schüſſelchen wieder mit den Körnern aus dem goldenen Käſtchen, und ſchöpfte ihm auch friſches Waſſer aus der Urne. Kaum hatte er dies gethan, ſo ſtand auch wieder der Tiſch mit den Speiſen für ihn an derſelben Stelle, wo er geſtern geſtanden.

Der Tag verging wie der erſte, und die folgenden in gleicher Einförmigkeit. Haſchem klagte und trauerte, und beobachtete den Vogel, fütterte ihn, und erhielt jedesmal regelmäßig, ſobald er ihm ſein goldenes Schüſſelchen gefüllt, auch ſeinen gedeckten Tiſch mit reichlicher Speiſe verſehen. Er konnte nie bemerken, wer den Tiſch brachte oder wie er erſchien. Denn er kam immer hinter ſeinen Rücken, wann er nach dem Käfig gewendet ſtand, und ohne das mindeſte Geräuſch.

Am neunten Tage erſchien der rieſengroße Greis plötzlich und ſprach, indem er Haſchem mit ſcharfem Blicke betrachtete: „Heut iſt der Tag der Erholung für dich. Du haſt in den vorhergehenden Tagen deine Pflicht erfüllt, haſt dem Vogel ſeine Nahrung gereicht, nun magſt du dich bis zum Abende in dem Garten verweilen.“ Er führte ihn durch die Thür hinaus in einen ſchmalen Gang, an deſ-

sen Ende sie zwanzig Stufen hinabstiegen. Dort öffnete er eine schmale metallne Fallthür, und Haschem zählte wieder zwanzig Stufen. Dann kamen sie wieder an eine ähnliche Thüre und nach zwanzig weiteren Stufen wieder an eine, und so fort, bis sie endlich durch die neunte Thüre unten ins Freie heraustraten: „Hier bleibst du, bis du abgeholt wirst!“ sprach der Greis und ging durch dieselbe Thüre, die er hinter sich schloß, in das Gebäude zurück.

Haschem war besonders neugierig, das Gebäude, in dem er gefangen gehalten wurde, näher kennen zu lernen. Er ging daher gleich um dasselbe herum und betrachtete es. Es war ein hoher Thurm von neun Stockwerken, jedes von ungefähr funfzehn Fuß Höhe. Der Thurm hatte neun Ecken und eben so auch neun flache Wände, und in jedem Stockwerke befanden sich drei Fenster, so vertheilt, daß immer zwei Wände ohne Fenster, das dritte mit einem Fenster versehen war. Diese Fenster standen aber nicht regelmäßig über einander in den verschiedenen Stockwerken, sondern wechselten mit einander, so daß auf jeder Wandfläche in den neun Stockwerken nur drei Fenster angebracht waren. Doch herrschte durch diese Austheilung wieder Regelmäßigkeit und Ordnung an dem Bau. Die Mauern bestanden aus schönen gleich großen Quadern von einem glatten beinahe glasartigen gelben Steine, und diese waren so fest auf einander gefügt, daß man nur ganz in der Nähe die Fugen erkennen konnte. Die Gitter an den Fenstern allen waren von Golde, wie die in dem obersten Saale, und die untere Thüre, durch welche er herausgetreten war, bestand aus einem gelblichen und grün angelaufenen Metalle.

Alle diese Betrachtungen waren nicht geeignet, ihn heiterer zu stimmen, denn sie bestätigten in ihm die Ueberzeugung, daß es keinem Menschen möglich sei, aus solchem Gefängnisse zu entkommen. Plötzlich aber erwachte eine neue Hoffnung in ihm: „Ich bin ja nicht mehr gefangen in diesem Thurme, ich stehe ja hier im Freien,

im Garten!“ sprach er zu sich. „Klettern und springen kann ich wie eine Meerkatze. Da werde ich doch aus dem Garten einen Ausweg finden, durch den ich entfliehen kann.“ Sogleich wandte er sich jetzt von dem Thurme ab und eilte durch die Gänge des Gartens, seine Umfriedigung suchend. Er entdeckte aber bald, daß seine Hoffnung vergeblich war. Mit wenigen Schritten hatte er alsbald die Gränze des Gartens erreicht, und stand nun an einem Gitter von starken und ganz glatten Eisenstäben, die so dicht neben einander standen, daß er kaum den Arm hindurch bringen konnte. Er versuchte es doch, sich mit den Händen an einem Stabe haltend, daran hinauf zu steigen; allein die Füße glitten ihm bei jedem Versuche an den glatten Stäben ab, und er stieß die Kniee so hart an, daß er im Schmerze sich nicht länger halten konnte und auf die Erde niederfiel. Er mußte sein Vorhaben aufgeben.

Nun umging er im Innern die ganze Umfriedigung und untersuchte jede Stelle des Gitters, ob sich ihm nirgend ein Ausweg böte; allein es war Alles vergeblich. Ueberall war es gleich beschaffen, die Stäbe gleich hoch, gleich dick und von derselben Glätte; noch weniger war irgend eine Thüre daran zu entdecken. Traurig wanderte er nun durch die Gänge des Gartens. Die höher steigende Sonne brannte sengend auf die Erde, und er suchte den dichtesten Schatten, um sich gegen ihre Gluth zu schützen. Er legte sich auf eine niedrige Moosbank nieder, und hing auf's Neue seinem Kummer nach. Neben dem eigenen Schmerze über seine sonderbare Gefangenschaft quälte ihn vorzüglich die Vorstellung von der Trauer seines Vaters um seinen Verlust. Die Erschöpfung, die auf seine Thränen und lauten Ausbrüche und die Anstrengung seiner Verzweiflung folgte, und die Hitze des Mittags ließen ihn endlich in einen tiefen Schlaf fallen.

Als er erwachte, stand wieder der gedeckte Tisch mit Speisen vor ihm. Er aß und wandelte dann wieder traurig durch den Gar-

ten, und ſann nach, ob er ſich nicht aus den Bäumen, die umher ſtanden, eine Leiter machen könne, die ihm die Flucht über das Gitter möglich mache. Es fehlte ihm aber an jedem Werkzeuge dazu; nicht einmal einen Dolch oder ein Taſchenmeſſer trug er bei ſich. In ſolchen Gedanken überraſchte ihn der Greis und ſprach: „Der Abend iſt nah. Folge mir wieder.“ Er führte ihn wieder in den oberſten Saal des Thurmes zurück und ſchloß die metallene Thüre, nachdem er ihn hineingeſchoben hatte.

Es war in ſeinem Gefängniſſe keine Veränderung bemerkbar. Nur der Vogel ſchien abgemattet und traurig. Er ſaß ruhig und ſtill auf dem unterſten Sänzchen des Käfigs, ſein Gefieder ſchien ſtruppig und ſeine Augen waren trübe. „Armes Thierchen!“ ſagte Hafchem, „was fehlt dir? biſt du krank?“ Es ſchien ihm, als ihme dem Vogel die theilnehmende Frage wohl, doch bald verſank dieſer wieder in ſeine vorige Traurigkeit. Er machte ſich darüber allerlei Gedanken.

Der nächſte Tag verging wieder, wie die frühern, die folgenden in gleicher Einförmigkeit und Trauer, und am Morgen des neunten Tages erſchien der Greis wieder, führte ihn wieder in den Garten und am Abend wieder nach dem Saale hinauf. Er pflegte den Vogel, und ſobald er ihn mit Futter und Nahrung verſorgt hatte, fand er auch hinter ſich ſeinen mit Speiſen beſetzten Tiſch. In den Zwiſchenſtunden ſtand er am Gitter eines der drei Fenſter und ſchaute in die weite Ebene hinaus, ſehnſüchtig auf die Erſcheinung irgend eines Menſchen hoffend, der ihm beiſtände, ihn aus dieſer Gefangenſchaft zu befreien.

In gleicher Einförmigkeit gingen ihm mehrere Monate vorüber. Jeden neunten Tag machte die Erſcheinung des Greiſes und die damit verbundene Freiheit, ſich im Garten ergehen zu dürfen, einen Abſchnitt derſelben, und ſo gering auch der Genuß war, den er von

dem Aufenthalt in dem eng umgitterten Garten haben konnte, so freute er sich doch immer darauf um der Abwechselung willen.

In der Zwischenzeit hatte er wohl auch einigemal den Muth gefaßt und den Greis über die Ursache seiner Gefangenschaft zur Rede gesetzt, und ihn gefragt, wie lange sie noch dauern sollte, allein er hatte keine Antwort von ihm erhalten, als die Worte: „Jeder Mensch hat sein Schicksal; das ist das deinige."

4. Die Befreiung.

Eines Tages war der Greis auch wieder erschienen und hatte ihn in den Garten geführt, allein nach einer Viertelstunde war er eilig wieder herab gekommen, um ihn zurück zu holen, und hatte sich schnell darauf mit den Zeichen großer Unruhe entfernt. Haschem bemerkte auch, daß der weiße Vogel, den er von Tage zu Tage lieber gewonnen hatte, diesmal viel trauriger als sonst nach seinem Besuche auf dem Boden seines Käfigs saß. Er trat hinzu und bemerkte ein Thürchen daran, das er vorher nie gesehen hatte, und das er jetzt zum erstenmale entdeckte. Sonst war es so fest geschlossen, daß er es nie bemerken können. Er betrachtete es genauer, und entdeckte ein feines Riegelchen, das in ein an den Golddrähten angebrachtes Ringchen einpaßte. Es war wohl herabgeschoben, aber neben dem Ringe vorbeigegangen, und so drückte sich das Thürchen oben heraus, während ein gleicher unten befindlicher Riegel ganz gut schloß. Diese Riegelchen und Ringe waren aber so künstlich durch ähnliche, die allenthalben an dem Geflechte der Golddrähte, wie zur Verzierung, angebracht waren, verborgen, daß kein Mensch sie zu entdecken im Stande gewesen wäre, wenn er nicht durch irgend einen Zufall darauf aufmerksam gemacht wurde.

Haschem schob auch das untere Riegelchen aufwärts und öffnete

das Thürchen. Da rührte ſich der Vogel, wie von einer plötzlichen Freude ergriffen, und hüpfte heraus, und wie er den Boden berührte, ward er plötzlich verwandelt, und an ſeiner Statt ſtand eine Jungfrau vor Haſchem, die in ein weißes ſeidenes Gewand gekleidet war. Schöne dunkle Locken fielen ihr über den Rücken und die Schultern, und darüber wallte ein leichter duftiger Schleier, der durch ein Stirnband feſtgehalten wurde, das rings mit edeln Steinen beſetzt war. Ihr ſchöngeformtes Geſicht war von der Weiße des Elfenbeins und mit dem ſanften Roth der Roſe überhaucht.

Ueberraſcht und erſtaunt ſtarrte Haſchem ſie an, und endlich rief er: „Bei dem Barte des Propheten beſchwöre ich dich, daß du mir ſageſt, ob du ein menſchliches Weſen biſt, oder ob du zu den Genien gehörſt.“ — „Ich bin ein ſchwaches Mädchen“, ſprach ſie, „und flehe dich an, daß du mich aus den Händen dieſes grauſamen Zauberers befreieſt. Ich werde dich königlich dafür belohnen. Wiſſe, ich bin die einzige Tochter Radga-Singa's, des Königs von Selandib, und dieſer ſchändliche Zauberer hat mich durch Liſt aus dem Palaſte meines Vaters geraubt und in dieſen Käfig eingeſperrt. Er hat einen Sohn, der ſo häßlich iſt, wie die Nacht, und will, daß ich dieſen zum Gemahle nehme. Alle neun Tage kommt er nun und bringt ihn mit ſich, und rühmt mir ſeine vortrefflichen Eigenſchaften und drängt mich um mein Jawort, und droht mir mit den grauſamſten Martern, wenn ich es ihm nicht bis zum nächſten Neumonde ertheile. Denn an jenem Tage hat er mich gerade ein Jahr in dieſer Gefangenſchaft, und länger als ein Jahr, ſagt er, wolle er nicht warten und gute Worte geben. Dann ſoll die Zeit meiner Marter erſt angehen. Ich beſchwöre dich, hilf mir!“ Sie brach nach dieſen Worten in einen Strom von Thränen aus.

„Edle königliche Jungfrau“, antwortete Haſchem, „wie gerne wollte ich Euch beiſtehen, doch ach! ich bin nur ein ſchwacher Menſch, und kann mich ſelbſt nicht befreien. Aber erklärt mir, wie iſt das mög-

lich? Ihr sagtet, der Zauberer bringe seinen häßlichen Sohn immer mit sich. Warum habe ich diesen noch nie gesehen?" — „Er entfernt Euch ja immer, wenn er kommt!" antwortete die Prinzessin. — „Wohl", versetzte Haschem, „doch könnte er mir den Sohn nicht verbergen auf den engen Stufen und in dem schmalen Gange." — „Doch, doch!" erwiderte sie. „Er hat ihn in der Tasche!" Da rief Haschem erstaunt: „In der Tasche? wie ist das möglich?" Und die Prinzessin erzählte ihm, daß der junge Mensch jedesmal ein weißer Vogel sei, wie sie; daß ihn der Zauberer dann immer zu ihr in den Käfig setze, und wie sie einen so großen Widerwillen gegen ihn empfinde, daß sie jedesmal ängstlich in ihrem Gefängnisse herum flattere, um seine Nähe zu vermeiden, weil er sie mit seiner widerlichen Freundlichkeit verfolge und vertraulich neben sie setzen wolle. „O", fuhr sie fort, „Ihr müßt es wohl bemerkt haben, wie ermüdet und erschöpft ich jedesmal war, wenn Ihr am neunten Tage wieder zu mir herauf kamet."

Haschem staunte über diese Aufklärungen und versicherte sie wiederholt seiner Bereitwilligkeit, ihr zu helfen, beklagte aber zugleich seine eigene Hülflosigkeit. Die Prinzessin aber konnte den Gedanken an ihre Rettung durch ihren Leidensgefährten nicht aufgeben. „Denn", sagte sie, „es ist mir ein besonders günstiges Zeichen des Schicksals, daß der Zauberer gerade heute eine Botschaft erhielt, die ihn so früh und in solcher Eile abrief, daß er den Käfig nicht gehörig verschloß, daß Ihr heute wieder so früh aus dem Garten heraufkamt, da dieser Tag mein Geburtstag ist, der einzige Tag, der den Zauber lösen konnte, der auf mir lag. An jedem andern Tage wäre ich ein stummer Vogel geblieben, wenn Ihr mich auch aus dem Käfig befreit hättet. Nur an diesem Tage hat mir die Berührung des Bodens meine natürliche Gestalt wieder gegeben. Der Zauber liegt an dem Käfige."

Da ergriff Haschem den Käfig und sprach: „Wenn das ist, so

wollen wir den Zauber brechen.“ Und er warf den Käfig auf die Erde und trat ihn mit den Füßen zusammen, daß er ganz platt wurde und seine Form nicht mehr zu erkennen war, dann rollte er ihn zusammen und warf ihn in eine Ecke des Saales.

In diesem Augenblicke erscholl in der Luft ein furchtbares Getöse, gleich dem heftigsten Donner, ein Windstoß schien den Saal zu erschüttern, und plötzlich erdröhnte die Thüre, der Vorhang ward weggerissen, und vor ihnen stand der Zauberer mit den Mienen des heftigsten Zornes. „Du“, rief er, „schwacher Wurm! was hast du dich vermessen? Wer hat dich gelehrt, auf solche Weise meinen Zauber zu brechen? Wer hieß dich meinen Käfig zerstören?“

Im Schrecken konnte Haschem nicht antworten. Da wandte sich der Zauberer zu der Jungfrau und rief: „Und du? du glaubtest, dieser elende Wurm sollte dich gegen meine Macht schützen? Ich will euch zeigen, wie vergeblich es ist, sich gegen mich aufzulehnen.“ Er griff in die Tasche seines schwarzen Talares und brachte eine kleine Schachtel heraus. Diese öffnete er und es flog aus derselben ein weißer Vogel hervor und setzte sich auf den Tisch. Dann holte er ein kleines Büchschen aus seinem Gürtel heraus und öffnete es. Es war mit geschälten Hirsekörnern angefüllt. Von diesen nahm er ein Körnchen, legte es vor den Vogel, und dieser hatte es kaum aufgepickt, so stand an seiner Stelle ein so mißgestalteter Mensch, daß Haschem und die Prinzessin laut aufschrieen bei seinem Anblick. Sein Kopf war groß und dick, die Augen roth und trübe, die Nase ganz klein und platt gedrückt, die Lippen dick und blaueth, das Kinn breit und vorstehend, und um den Kopf hingen ihm wenige ganz weiße starre Haare. Ein Höcker stand ihm spitz auf der Brust hervor, und ein ähnlicher auf dem Rücken, und die Schultern waren ihm ganz hinaufgezogen; der Kopf steckte dazwischen, daß man die Ohren nicht sehen konnte. So unförmlich der Kopf und Oberleib war, so kurz und schmächtig war der untere

Theil ſeines Leibes, und die Beine waren ſo dünn, daß es zu verwundern war, wie ſie den ſchweren Oberkörper tragen konnten. Er ſchwankte aber auch unaufhörlich hin und her, um ſich bald auf dieſem, bald auf jenem Beine im Gleichgewichte zu erhalten.

„Geh hin, mein Sohn!“ ſprach der Zauberer zu dieſem mißgeſchaffenen Weſen. „Sieh, dort iſt deine Braut. Sie hat nicht warten wollen bis zum Neumond, da ich eure Verlobung zu feiern gedachte. Sie hat ihre Verwandlung heute ſchon durch die Hülfe dieſes ihres Freundes bewirkt. Geh hin, mein Sohn, gib ihr den Brautkuß, und dann bedanke dich auch bei dieſem jungen Menſchen.“

Als ſich auf dieſe Worte die Mißgeſtalt mit abſcheulichem verzerrtem Lachen der Prinzeſſin näherte und dieſe mit Abſcheu das Geſicht abwendete und die Arme ihm abwehrend entgegenſtreckte, da kehrte Haſchem mit einemmale der Muth wieder. Entſchloſſen, Alles zu wagen, trat er vor die Prinzeſſin und gab dem Nahenden einen ſo heftigen Stoß, daß er weit hinaumelnd niederſtürzte. Sein Kopf ſtieß im Fallen mit ſolcher Schwere und Heftigkeit an die Ecke des Sockels einer der Marmorſäulen, daß er zerſchmettert wurde. Ein Blutſtrom quoll aus der Wunde hervor, und die Mißgeſtalt ſtieß ein brüllendes Stöhnen aus. Haſchem dachte in dieſem Augenblicke an die Wuth und Rache des Vaters, und gab ſein Leben verloren.

Der Zauberer aber ſtand anfangs erſtarrt, doch als er die tödtliche Verwundung ſeines Sohnes erblickte, warf er ſich mit großem Schmerz auf ihn und unterſuchte die Wunde, und rang die Hände, und vergaß die Rache über ſeiner Trauer.

Da ergriff Haſchem ſchnell die Hand der Prinzeſſin und führte ſie mit ſich zur Thüre hinaus, die Stufen hinunter. Alle Thüren waren geöffnet und ſie kamen glücklich in den Garten. Allein bald ſtanden ſie an dem Gitter von Eiſenſtäben, das ihn umſchloß. „Was hilft uns unſere Flucht?“ ſprach Haſchem. „Hier ſind wir

noch immer in der Gewalt des Zauberers. Und wenn wir auch jenseits dieses Eisengitters wären, und uns verborgen hielten in der tiefsten Berghöhle, so würde er uns durch seine Wissenschaft doch entdecken und seine Rache an uns üben."

„Da habe ich einen andern Glauben", antwortete die Prinzessin. „Ich weiß, daß es Dinge gibt, die wir Menschen für ganz gering achten, von welchen aber doch die übermenschliche Macht der Zauberer abhängig ist. Mich dünkt, wenn wir nur erst da draußen wären, so wären wir geborgen." Sie gingen weiter und kamen an eine Stelle, wo von einem heftigen Orkane mehrere Bäume entwurzelt und über einander geschleudert lagen. Einer derselben lag umgeworfen und mit seiner Krone an das Gitter gelehnt, und seine Aeste und Zweige hingen jenseits weit hinaus.

Bei diesem Anblick frohlockte der Jüngling. Er stieg voran auf den schräg liegenden Stamm, und zog die Prinzessin nach, und führte sie so mit Vorsicht und ängstlicher Sorgfalt bis in die Krone des Baumes hinan. Sie stiegen dort über die spitzen Enden der Eisenstäbe und ließen sich jenseits an den längsten der überhängenden Aeste des Baumes hinab. Sie erreichten zwar nicht ganz den Boden, doch war es nicht mehr zu hoch, um hinab zu springen; sie fielen, als sie die Hände loeließen, nicht allzu unsanft zur Erde. Sie rafften sich aber bald wieder auf, und gingen, so schnell, als es die Kräfte der Prinzessin und der ungebahnte Weg über die mit niederm Gesträuche, Schlingpflanzen und Stachelgewächsen bedeckte Ebene erlaubte, gegen die fernen Berge hin.

---

3. Die Geschichte der Prinzessin Handa.

Nachdem die beiden Flüchtlinge einige Stunden ununterbrochen gelaufen waren, ohne sich nach dem Orte ihrer Gefangenschaft um-

zuſehen, fühlte die Prinzeſſin ihre Kraft ſo erſchöpft, ſo daß ſie nicht mehr weiter kommen konnte. Sie bat ihren Begleiter um eine kurze Ruhe. Haſchem ſuchte eine Stelle, die ziemlich frei von dem Geſträuche und mit Moos und trockenem Graſe bekleidet war. Sie ſetzten ſich nieder, und Haſchem bat ſie, ſie möge ihm ihre Geſchichte erzählen. Sie war dazu bereit und hub ſo an:

„Meine frühere Geſchichte iſt ſehr einfach und bedeutungslos. Ich heiße Hauda und bin die einzige Tochter des Sultans von der Inſel Sclavin. Meine Mutter war aus dem fernen Abendlande jenſeits Arabiens und des Kaukaſus und über weit entlegene Meere nach ſeinem Reiche gekommen, und ihm als Sclavin verkauft worden. Bald aber hatte er ſie um ihrer anziehenden Schönheit und ihrer Sanftmuth willen zu ſeiner erſten Gemahlin erhoben. Meine früheſte Jugend floß in glücklichen Spielen unter den Augen meiner Mutter hin. Dieſe ſtarb aber noch ehe ich den Jahren der Kindheit entwachſen war, denn der Wechſel des milden kühleren Klimas mit dem heißen meines Vaterlandes hatte ſchon frühe ihre Geſundheit untergraben.

Auch nach dem Verluſt meiner Mutter, der mich zwar heftig ergriffen, den ich in meiner großen Jugend aber bald wieder vergeſſen hatte, genoß ich immer glückliche Tage. Mein Vater liebte mich als ſeinen größten Schatz, und war weiſe genug, mich einer ſorgſamen Pflegerin zu vertrauen. Jeden Abend, wenn er ſich von den Sorgen ſeiner Regierung erholen wollte, mußte ich einige Stunden um ihn ſein, und einen Tag in der Woche hatte er ganz meinem Umgange gewidmet. Wir fuhren dann zuſammen auf einer leichten Barke nach einem Vorgebirge hinaus, wo er einen ſchönen Palaſt und Garten hatte. Die Luft wehte dort kühler und erquickender, Bäume und Sträucher waren mit friſcherem Grün bekleidet, als in dem Schloßgarten der Königſtadt, und wir brachten den ganzen Tag hier im Freien zu.

Ich war indessen den Kinderjahren entwachsen und ward auch bald von meinem Vater mit einem Prinzen, dem Sohne eines benachbarten Königes verlobt, der mein Gemahl werden, und einst meinem Vater in seinem Reiche nachfolgen sollte. Auch dieser Prinz, der Mandian-Oyou hieß, nahm oft Theil an diesen Besuchen des Schlosses auf dem Vorgebirge.

Da geschah es eines Tages, als wir auch wieder draussen auf einer Terasse am Meere saßen, daß ein fremdartig gebautes Schiff gerade unten daran landete. Ein Fremder ließ sich in einem kleinen Kahne ans Ufer führen und bat um die Erlaubniß, vor uns treten zu dürfen, weil er allerlei Kostbarkeiten zum Verkaufe bei sich führe. Ich war neugierig, die Waaren des Fremden zu sehen, und bat meinen Vater, er möge ihm die gebetene Erlaubniß ertheilen.

Der Mann legte allerlei kostbares Geschmeide aus Gold und herrlich geschliffenen Edelsteinen vor, und mein Vater kaufte Einiges, was mir besonders wohl gefiel. Ich bemerkte wohl, daß mich der Kaufmann immer scharf beobachtete, da er dies aber mit besonderem Wohlgefallen that, so schrieb meine Eitelkeit es auf Rechnung meines gefälligen Aeussern, und fand kein Arg darin. Er ließ bei dem Vorzeigen seiner Waaren immer einige Worte fallen, die darauf deuteten, daß er die größeren Seltenheiten auf seinem Schiffe zurückgelassen, die eben so sehenswerth seien; es befänden sich darunter auch seltene Vögel, besonders habe er unter andern auch den schneeweißen Vogel bei sich, der der schönste sei unter allen Geschöpfen dieser Gattung.

Er verstand es, meine Neugierde so sehr zu spannen, daß ich meinen Vater bat, er möge mir doch erlauben, mit dem Fremden auf das Schiff zu gehen, um diese Seltenheiten zu sehen; und mein Vater war schwach genug, mir diesen unvernünftigen Wunsch zu erfüllen. Es sollte mich ein ansehnliches Gefolge dahin begleiten; allein der Fremde wußte es durch die Vorstellung zu hintertreiben,

daß ſein Kahn nur höchſtens für drei Menſchen Raum habe, und daß er es auch nicht gerne ſehe, wenn ſo viele Leute in ſein Schiff kämen, ſeine Sachen zu betrachten. „Das ſind nur Dinge für die Neugier königlicher Perſonen", ſchloß er, „und ich darf ſie ohne Gefahr nicht jedem gemeinen Auge bloßſtellen. Doch kann ich nicht verlangen, daß ein mächtiger König mir allein ſeine Tochter anvertraue; darum mag ihr Verlobter, der Prinz Mundian-Oppu, als ihr wachſamſter Beſchützer, ſie begleiten."

Wir fuhren auf dem Kahne nach dem Schiffe des vermeinten Kaufmannes. Dort angelangt fanden wir allerdings eine Menge bekannter und unbekannter Thiere, die wunderlich vertheilt und beſchäftigt waren. An der Stelle, wo auf andern Schiffen die Ruderer ſitzen, ſaßen große Affen; oben auf dem Maſte ſaß ein großer Adler, in den innern Räumen des Schiffes ſtanden viele große und kleine Käfige von glattem Ebenholze mit dicken goldenen Stäben, hinter welchen ſich die bunteſte Menge von Thieren bewegte.

Meine Neugier war nun einmal auf den ſchneeweißen Vogel gerichtet, und ich fragte deßhalb ſogleich nach demſelben. Er zeigte mir ihn in einem Kaſten, der ganz hoch oben ſtand, und da ich ihn nicht gut ſehen konnte, nahm er ihn heraus und ſetzte mir ihn auf die Hand. „Es iſt ganz eigen", ſprach er dabei. „So wie der Vogel hier iſt, kann er nur noch wenige Tage am Leben bleiben, allein ich habe die Lebenskörner gefunden, von welchen ich ihm jede Woche eines gebe, das ihm das Leben dann immer auf weitere neun Tage friſtet."

Wir fragten nach den Lebenskörnern, von welchen wir noch nie gehört, und er öffnete eine kleine Schachtel und nahm drei Körner davon heraus. Das eine derſelben gab er mir, um es dem Vogel zu reichen, das andere ſollte ich verſuchen, das dritte der Prinz Mundian-Oppu.

Als ich dem weißen Vogel das Körnchen darbot, wollte er

nicht ſogleich darnach picken; ich brachte ihm die Hand näher, der Vogel wich zurück, verlor das Gleichgewicht, und fiel mit ausgebreiteten Flügeln herunter. Ich haſchte nach ihm, ergriff ihn daher vielleicht etwas unſanft, und da er entfliehen wollte, hielt ich noch einige Federn ſeines Schwanzes feſt, die er davonfliegend in meiner Hand ließ. Ich war ſehr erſchrocken, und der Kaufmann ſchien es auch. Doch lächelte er mich bald mit boshafter Freude an und ſprach mir zu, daß ich doch das Körnchen verſchlucken ſollte, weil es den Folgen des gehabten Schrecks vorbeuge; auch dem Prinzen ſprach er zu, und wir verſchluckten die Körner zu gleicher Zeit. Da fühlte ich eine wunderbare Veränderung mit mir vorgehen, ich war in einen ganz ähnlichen ſchneeweißen Vogel verwandelt, und als ich nach dem Prinzen hinſah, ſaß an ſeiner Stelle ein ſchwarzer Vogel.

In demſelben Augenblicke hatte mich der Fremde, der kein anderer war, als der Zauberer, ergriffen und in den goldenen Käfig geſteckt, den Ihr zuſammen getreten habt. Die Affen fingen an die Ruder zu bewegen, und das Schiff ſegelte mit ungewöhnlicher Schnelle von dannen ins hohe Meer hinaus. Ich ſah noch meinen Vater auf der Teraſſe ſitzen, ich ſah die Verwirrung der Diener, als ſie das Schiff von dannen fahren ſahen; ich glaubte noch die Stimmen der Rufenden zu vernehmen. Allein was konnte ich in meinem Käfig machen? Der ſchwarze Vogel flog nach dem Vorgebirge zu, und ich habe ſeitdem von dem Prinzen Mundian-Oppu nichts weiter gehört oder geſehen.

Als wir mein Heimathland nur noch in weiter Ferne ſahen, aber außer den Umriſſen der Berge nichts mehr darauf erkennen konnten, faßte der Zauberer meinen Käfig, und erhob ſich mit mir hoch in die Lüfte, ſein Schiff zurücklaſſend, und trug mich in den Saal auf den Thurm. Wie er den andern weißen Vogel mit ſich gebracht, weiß ich nicht, nur ſo viel weiß ich, daß er ihn ſogleich aus der Taſche zog, und zu mir in den Käfig ſchob. „Da haſt du

einen Geſellſchafter!“ ſprach er. Da ich ihn für einen wirklichen Vogel hielt, dünkte ich mich, obgleich unglücklicher, doch für viel beſſer, und zog mich in einen Winkel zurück. Allein der Vogel kam mir nach und verfolgte mich ordentlich mit ſeiner Zudringlichkeit. Endlich verlor ich die Geduld und pickte ihm nach den Augen. Sogleich pickte er auch nach mir, der Zauberer ſah uns eine kleine Weile zu, dann zog er ein Döschen hervor, und nahm aus demſelben ein Hirſekörnchen, das er vor den Käfig legte. Er ließ den Vogel nun heraus, und dieſer pickte ſogleich das Hirſekörnchen auf. Da war er in einen Menſchen verwandelt, ſo häßlich, als Ihr ihn ſelbſt in dem Thurme geſehen habt. Er verlangte von mir, wie ich Euch ſchon geſagt, daß ich die Gemahlin dieſes Unholden werden ſollte, indem er mir verſprach, daß er mir auf mein Jawort ſogleich wieder meine vorige Geſtalt geben wolle, und mir im Gegentheile verſicherte, daß ich ſonſt nie, als vielleicht an meinem Geburtstage, die Geſtalt des Vogels ablegen würde.

Ich habe nun keinen heißern Wunſch, als wieder nach Selandiv zu meinem Vater zurückzukehren, denn ich weiß, daß er um meinetwillen in tiefer Betrübniß lebet, wenn ihn der Schmerz um meinen Verluſt nicht ſchon zu Grabe gebracht hat.“

---

6. Der treue Begleiter in die Heimath.

Bei dem Schluſſe dieſer Erzählung gedachte Haſchem auch mit größerer Lebhaftigkeit wieder ſeines Vaters, und ſeiner Seele ſchwebte das kummervolle Geſicht und die gebeugte Geſtalt deſſelben vor. Denn er konnte bei der großen Liebe deſſelben zu ihm vorausſetzen, daß er ſich ſehr abgehärmt habe. „Prinzeſſin“, ſprach er, „Eure Sehnſucht kann nicht ſtärker ſein, als die meinige. Dennoch ſchwöre ich Euch zu, daß ich nicht eher zu meinem Vater zurückkehren will,

als bis ich Euch entweder ſelbſt in Euer Vaterland geleitet habe, oder doch ſichern Führern übergeben kann, die Euch zu Eurem Vater bringen, dem der Himmel, wie dem meinigen, das Leben noch für dieſe Freude erhalten möge!“

Sie machten ſich mit neuen Kräften auf den Weg. Allein der Abend war nicht mehr ſehr ferne, und ſie mußten ſich bald nach einer Stelle umſehen, die ihnen zum Nachtlager dienen könnte. Das Glück war ihnen hold. Sie gelangten bald an eine Stelle, wo ein dichtes, etwas höheres Gebüſche aufgewachſen war. Haſchem flocht daraus, ohne die Zweige abzubrechen, einen dichten Hag, der die Prinzeſſin von allen Seiten verbarg und nur einen ſchmalen Eingang hatte, vor dem er ſich als Wächter niederlegte.

Die Nacht ging gefahrlos vorüber. So ängſtlich Haſchem auch anfangs dem Schlafe widerſtanden, um ſeine Begleiterin zu beſchützen, ſo war er ihm doch endlich unterlegen, und ſie erwachten beide erſt, als am Morgen die Sonne ſchon aufgegangen war. Ihr guter Stern leitete ſie bald auch an eine Stelle, wo ſie labende Waldbeeren fanden, deren Namen ihnen zwar unbekannt waren, die ſie anfänglich auch mit einiger Sorge, ob es nicht giftige Früchte wären, verzehrten. Doch der Hunger ließ ſie Alles wagen.

Sie wanderten wieder den ganzen Tag, und ruhten abwechſelnd. Doch ward die Reiſe mit jedem Schritte beſchwerlicher. Das Geſträuche war nach und nach immer höher und dichter geworden; ſie mußten ſich oft zwiſchen den Stämmen hindurch winden, und ihre Kleider blieben großentheils in Fetzen zerriſſen daran hängen. Am vierten Tage hatten ſie den Fuß der Berge erreicht. Dort fanden ſie angebautes Land und menſchliche Wohnungen.

Haſchem erkundigte ſich, wo ſie ſeien, und fragte nach dem Meere. Die Leute nannten ihm den Namen ihres Landes, der aber weder ihm ſelbſt noch der Prinzeſſin Handa bekannt war. Jenſeits

der hohen Berge ſollte ein großes ebenes Land liegen, deſſen Küſte das Meer beſpühle. Dieſe Nachricht erfüllte ſie mit großer Freude.

Sie beſtiegen das Gebirge, kamen jenſeits in das große ebene Land, und endlich nach einer mühſamen Wanderung, auf der ſie im Ganzen ſiebenzigmal die Sonne auf- und untergehen ſahen, gelangten ſie an die Küſte des Meeres. Ein Schiff lag gerade dort vor Anker, und als ſie ſich nach ſeiner Beſtimmung erkundigten, ſagte der Steuermann: „Wir fahren nach Selandiv, um dort eine Ladung Zimmt zu holen.“ Auf Haſchems Frage, wo ſie herkämen und wie das Land heiße, in welchem ſie ſich jetzt befänden, erhielt er die Antwort, daß das Schiff einem Kaufmann aus Baſora gehöre, und daß es durch einen heftigen Sturm an dieſe unbekannte Küſte verſchlagen worden ſei.

Als die Prinzeſſin erfuhr, daß das Schiff nach ihrer Heimath ſegle, war ſie ſehr erfreut. Sie nahm einen der Edelſteine aus ihrem Stirnbande, und gab ihn als Fährgeld für ſich und ihren Begleiter. Gleich am andern Morgen wurden die Anker gelichtet, und nach einer glücklichen Fahrt landeten ſie an derſelben Stelle, wo das Schiff des Zauberers damals vor Anker gelegen, als er die Prinzeſſin aus ihrem Vaterlande entführte.

Sie ließen ſich in einem kleinen Boote ans Land ſetzen, und Handa führte ihren Befreier in die ſchön belaubten Gänge des königlichen Gartens. So kamen ſie auf dieſem Wege auch an die Teraſſe, von der ſie das Schiff damals geſehen. Aber ſie traten nicht ſchnell hervor, ſondern hielten ſich hinter einem Strauche verborgen. Denn auf der Teraſſe ſaß ein tiefbetrübter Greis, der ſtarrte hinaus auf das Meer, während ein Strom von Thränen über ſeine kummerbleichen Wangen herabfloß. „Ach!“ ſeufzte er dabei. „So wars an jenem Tage, der der Anfang meines Kummers geworden iſt. Dort lag das Schiff des Räubers; dort landete der Kahn, der mir die geliebte Tochter und ihren Verlobten entführte! Um dieſe

Tagesſtunde war es ſogar. Ich habe ſeitdem Boten in die entlegenſten Länder geſchickt, ich habe nach ihr jenſeits der fernſten Meere forſchen laſſen. Sie iſt aber ſpurlos verſchwunden! Einſam werde ich ſterben und mein Kind nie wieder ſehen."

Er ſchluchzte nach dieſen Worten laut, und deckte ſein Angeſicht, indem er ſich vorwärts auf ſeine Hände niederbeugte. Da wollte Prinzeſſin Handa zu ihm hervor eilen, doch Haſchem hielt ſie zurück und ſprach zu ihr: „Laßt mich ihn erſt auf Eure Wiederkunft vorbereiten; die Freude möchte ihn ſonſt tödten."

Und er eilte davon und fiel vor dem trauernden Könige nieder und berührte die Erde mit ſeiner Stirne. Da richtete dieſer ſich auf und ſprach: „Wer biſt du? Biſt du ein Bettler und begehrſt eine Gabe? Sie ſoll dir werden. Gehe nur voraus in meinen Palaſt." — Haſchem aber ſtand auf und antwortete: „Wohl mögt Ihr mich in dieſem Aufzuge für einen Bettler halten, mein großer König Radga-Singa. Doch wiſſet, daß in dieſem zerriſſenen Kleide ein Magier verborgen iſt, der es vermag, Euer Weinen in Lachen, Eure Trauerzähren in Freudetbränen zu verwandeln."

„Das ſollte ein Menſch auf Erden können?" fragte Radga-Singa. „Ich darf nur drei Zauberworte ſprechen", antwortete er, „ſo iſt die Verwandlung geſchehen. Seid Ihr ſtark genug, die höchſte Freude zu ertragen, die Euer Herz zu denken und zu fühlen vermag?" Bei dieſer Frage leuchtete ein Strahl der Hoffnung aus der Seele des trauernden Vaters durch ſeine thränengebadeten Augen. „Was iſt das? Wer biſt du, daß du dich Solches vermeſſen darfſt?" fragte er, und Haſchem wiederholte ſeine Frage: „Fühlt Ihr Euch ſtark genug?" — „Ich glaube, ja!" antwortete der König, und erhob ſich mit hoffnungleuchtenden Blicken. „So nahet denn, Prinzeſſin Handa! Euer Vater iſt gefaßt!" rief der Jüngling, und ſie flog herzu und ſtürzte in die geöffneten Vaterarme. Da war Haſchems

Wort in Erfüllung gegangen: ſein Weinen war in Lachen, ſeine Trauerzähren waren in Freudethränen verwandelt.

Lange lagen ſie in freudiger ſeliger Umarmung. Endlich aber erhob ſich Radga-Singa und winkte Haſchem zu ſich und ſprach: „Du biſt ein Magier, wie ich noch keinen geſehen. Du haſt mit deinem Zauberſpruche die trüben Wolken, die ſich um mein Leben gelagert hatten, in hellen Sonnenſchein umgewandelt. Ich will nun aber auch noch nicht fragen, wer du biſt, und was ich dir all zu danken habe; ich will nicht nach den Schickſalen fragen, die dich, meine Tochter, ſeither betroffen; ich will mich nur der Freude des Wiederſehens überlaſſen.“

Sie fuhren darauf in der königlichen Barke nach der Königſtadt zurück, und bald verbreitete ſich die frohe Botſchaft von der unvermutheten Erſcheinung der verloren geglaubten Prinzeſſin. Unzählige Menſchen verſammelten ſich vor dem Palaſte, und wollten ſich von der Wahrheit des Gerüchtes überzeugen, und Prinzeſſin Handa trat unter die Pforte und auf die Stufen heraus. Da erſcholl ein tauſendſtimmiges Freudengeſchrei, und laut wünſchte man ihr Glück und Heil.

---

7. Belohnung.

Nachdem der König in den folgenden Tagen ſich von ſeiner Tochter die Geſchichte ihrer Gefangenſchaft hatte erzählen laſſen, und auch gehört hatte, mit welcher Aufopferung Haſchem für ſie geſorgt, und als auch Haſchem ſeine Lebensgeſchichte erzählt hatte, da ward Radga-Singa auf einmal ſehr nachdenklich, und ließ am nächſten Tage alle ſeine Rathgeber um ſich verſammeln, um mit ihnen zu berathen, wie er ihn auf angemeſſene Weiſe belohnen könne.

„Wenn er nicht ſo jung wäre“, ſprachen viele von ihnen, „ſo müßte er zum Adigar oder Großweſſir ernannt werden, der nach dem Könige der Höchſte iſt im Lande, oder doch wenigſtens zu einem

Diſſawa, der als Statthalter einer der Provinzen des Landes vorſteht. Seine Jugend iſt aber zu groß, um ihn zum oberſten Richter des Volkes zunächſt dem Könige zu machen. Nach langer Berathung erhob ſich der Aelteſte der Verſammlung und ſprach: „Radga-Singa, mein großer König und Herr! Der Jüngling hat ſich zunächſt ein Verdienſt erworben um dich ſelbſt und um deine Tochter, die Prinzeſſin Handa, darum ſcheint es mir in der Ordnung, daß ſeine Belohnung auch nicht zunächſt von deinem Rathe ausgehen müſſe, der die Pflicht hat, nur für das Beſte des Landes beſorgt zu ſein. Mir will vielmehr bedünken, was dem Könige von irgend jemand Gutes widerfahren in ſeiner Familie, das müſſe er auch in ſeiner Familie belohnen. Wäre ich in gleichem Falle, ſo würde ich ihn zum Mundiana ernennen, und ihm die Tochter, die er ſich durch ſeine treue Sorge verdient hat, zur Gemahlin geben.“

Die ganze Rathsverſammlung ſtimmte dieſem Vorſchlag bei, und der König geſtand, daß dies auch ſein Wunſch geweſen. „Ich bin alt“, ſprach er, „und ſehne mich darnach, die Sorge für das Land bald andern Händen übertragen zu können. Auch möchte ich meine Tochter an der Seite eines edlen Gemahls gerne verſorgt und glücklich ſehen. Der Prinz Mundian-Oyru iſt verſchwunden, den ich dazu beſtimmt hatte, und dieſer Jüngling iſt, obgleich von geringer Herkunft, doch von edler Seele, und wird ſich unter meiner Leitung bald die nöthige Umſicht erwerben, nach mir Recht und Ordnung im Reiche zu handhaben.“

Er ſäumte nicht lange und ließ ſogleich Haſchem rufen. Es wurde ihm nun ein Band, das koſtbar mit Gold und Silber geſtickt war, um die Stirne gebunden, und der König ſprach dabei: „Ich ernenne dich hiemit zum Mundiana!“ und die verſammelten Räthe riefen: „Wir begrüßen dich, Heil dir, Mundiana.“ Da lächelte Haſchem aber und ſprach: „Verzeiht meiner Unwiſſenheit die Frage. Was iſt denn ein Mundiana?“ Der Aelteſte aber trat vor, und

antwortete: „Dieſer Name bezeichnet die höchſte Stufe der Ehre, die der König einem Menſchen erweiſen will. Du biſt dieſer Ehre allein würdig gefunden worden, und es lebt jetzt Keiner mehr, der dieſen Namen trägt. Denn Mundian-Oppu, der Prinz, iſt verſchwunden."

Inzwiſchen war ein großer Elephant von einem Elephantenwärter herbei gebracht worden, der mit koſtbaren Decken überbreitet war, und auf dieſem ſtand ein reichgeſchmückter Sitz. Auf dieſen wurde der neue Mundiana geſetzt und durch die Straßen der Stadt geführt. Herolde gingen vor ihm her, und riefen laut: „Höret, was Radga-Singa, der König des Landes allem Volke verkünden läßt: Dieſer Jüngling hat ihm ſein theuerſtes Kleinod, das ihm verloren war, wiedergebracht. Der König hat ihn aus Dankbarkeit zum Mundiana ernannt, und hat ihm ſeine Tochter Handa zur Gemahlin beſtimmt. Morgen wird die Verlobung gefeiert, und alles Volk iſt geladen, in die Höfe des Palaſtes zu kommen, und an der Feier dieſes Feſtes Theil zu nehmen."

Haſchem wußte nicht, wie ihm geſchah. Er war mit prachtvollen Kleidern angethan worden, hatte koſtbare Waffen von dem Könige zum Geſchenke erhalten, und war ſo hoch geehrt, daß er einen Namen bekommen, den der König nur ſelten einem Begünſtigten ertheilte, und ſollte nun auch noch der Gemahl der ſchönen Prinzeſſin Handa werden und dereinſt ſogar auf dem Throne Radga-Singa's ſitzen und über ein ſo ſchönes und reiches Land herrſchen.

In ſolchem Glücke vergaß er ſeine früheren Verhältniſſe, vergaß des Kummers ſeines Vaters, vergaß Zoraine, ſeine Jugendgeſpielin, die Tochter Saads, des treuen Freundes ſeines Vaters, und dachte nicht mehr an die Heimkehr in ſein Vaterland.

Am andern Tage wurde ſeine Verlobung mit der Prinzeſſin Handa aufs Feierlichſte vollzogen. Die Prinzeſſin hatte ſich dem Wunſche ihres Vaters gerne gefügt, ohne jedoch eine beſondere Freude darüber zu äuſſern, oder eine große Zuneigung zu ihrem künftigen

Gemahl an den Tag zu legen. Demungeachtet war ſie ſehr freundlich gegen ihn, und behandelte ihn mit gröſter Achtung und Aufmerkſamkeit, denn ihr dankbares Herz vergaß nun im Glücke nicht, was er in der Zeit des Unglücks für ſie gethan hatte.

Die erſten Tage und Wochen gingen ihm im Rauſche der Wonne vorüber. Dann wurde er von dem Könige zu den Rathsverſammlungen zugezogen und in die Geſchäfte des Reiches eingeführt. Der König und die Rathgeber hatten oft Gelegenheit, ſeinen Scharfſinn in Beurtheilung der vorliegenden Fälle zu bewundern, vor Allem aber ſein Gefühl für Recht und Ordnung. Bald wurde kein Urtheil mehr gefällt, ohne daß es ihm vorher zur Beſtätigung vorgelegt worden wäre, und oft geſchah es, daß ſeine Meinung den Anſichten aller Uebrigen im Königsrathe widerſprach; die Gründe ſeiner Entſcheidung ſiegten aber in allen Fällen. Man ſprach bald im ganzen Lande von der Gerechtigkeit und Weisheit des künftigen Eidams des Königes, und wünſchte ſich Glück, daß er beſtimmt ſei, dereinſt das Land zu regieren.

So waren mehrere Monate vergangen, und hatte ihn vorher der äuſſere Glanz und die Ehre betäubt, die man ihm erwieſen, ſo berauſchte ihn nun noch mehr das Bewuſtſein der allgemeinen Anerkennung, die ihm zu Theile geworden. Es war ein ganzes Jahr vergangen, und ſchon war der Tag beſtimmt, an welchem er mit der Prinzeſſin vermählt und als Thronerbe des Königs ſollte ausgerufen werden.

Eines Tages aber beſuchte er nach ſeiner Gewohnheit wieder ſeine Verlobte, die Prinzeſſin Handa, in ihren Gemächern. Als er ſich durch eine der Dienerinnen hatte melden laſſen, trat er ſchnell nach derſelben ein, und ſah noch, wie die Prinzeſſin eilig ihre Augen trocknete, und als er näher trat, fand er noch die Spuren ihrer Thränen. Er fragte ſie theilnehmend um die Urſache ihrer Traurigkeit, und ſie wollte ſie anfänglich nicht eingeſtehen. Da er aber unabläſſig in ſie drang, ſprach ſie endlich: „Nun ich darf Euch wohl

ſagen, warum dieſe Thränen fließen, denn Ihr ſeid gut und verſtändig, und werdet mir kein Verbrechen daraus machen, daß ich ein fühlendes theilnehmendes Herz habe. Ihr wißt, daß ich früher mit dem Prinzen Mundian-Oppu, dem Sohne des Nachbarköniges, verlobt war; eben ſo habe ich Euch erzählt, daß dieſer von dem Zauberer in einen ſchwarzen Vogel verwandelt worden, der von dem Schiffe nach dem Vorgebirge der Inſel, wo das Luſtſchloß ſteht, hinüberflog. Nun muß ich Euch geſtehen, daß ich mich um das Schickſal des Prinzen um ſo mehr bekümmerte, weil ich aus meiner eigenen Verwandlung ſeine traurige Lage beurtheilen kann. Da habe ich denn auch meine Sehnſucht nicht unterdrücken können, und mich bei einem in geheimen Wiſſenſchaften erfahrenen Tirinanren um ſein Leben und jetziges Schickſal erkundigt. Und von dieſem habe ich erfahren, daß er noch in ſeiner Verwandlung lebt, daß er ſich aus Furcht vor der Nachſtellung der Jäger, die wir Dodda-Waddas nennen, aus unſerm Lande in ferne Gegenden geflüchtet habe, und daß es vom Schickſale beſtimmt iſt, daß er nie ſeine vorige menſchliche Geſtalt wieder erhalten kann, wenn ich meine Hand einem andern Gemahle reiche. Mitleid mit dieſem traurigen Looſe hat mir die Thränen ausgepreßt, deren Spuren Ihr noch in meinen Augen entdeckt habt."

Dieſe Nachricht machte einen tiefen Eindruck auf Haſchem. Er erkannte daraus, daß Handa nur aus Dankbarkeit und aus kindlichem Gehorſam den Wunſch ihres Vaters erfüllte, indem ſie ſich mit ihm verlobte, daß aber ihre Neigung dem verwandelten Prinzen gehörte. Er ſah, daß er ſein Glück, der Gemahl einer ſo edeln Prinzeſſin und der Eidam des großen Königes Radga-Singa und nach ihm einſt der König der reichen und großen Inſel Selandiv zu werden, durch das Unglück des Prinzen Mundian-Oppu erkaufe. Er fragte ſich, ob dies recht und gut ſei, und mußte ſich ſagen, daß es ſeinen übrigen Grundſätzen und Anſichten von Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit widerſpreche. Er ſah ein, daß ihn bisher nur der Rauſch des Glückes

umnebelt und das Auge ſeines Geiſtes geblendet hatte. Dann kam noch die Erinnerung an ſeinen Vater hinzu, und die Vorſtellung, wie dieſer ſich in der Unwiſſenheit über das Schickſal ſeines Sohnes abhärmen werde. Er machte ſich die bitterſten Vorwürfe, daß er dieſen ſo ganz vergeſſen, daß er ihm nicht einmal eine Botſchaft geſchickt, als er auf der Inſel Selandiv angekommen.

Kaum waren aber dieſe Gedanken und Gefühle in ſeinem Innern zu klarem Bewußtſein geworden, ſo faßte er auch einen raſchen Entſchluß. Er trat vor den König und entdeckte ihm Alles, und bat ihn, er möge ihn ziehen laſſen, um die Pflichten des Sohnes gegen ſeinen Vater zu erfüllen, die er ſo lange verſäumt. Radga-Singa ſeufzte tief bei dieſer Eröffnung ſeines künftigen Eidams. Er machte ihm den Vorſchlag, er wolle ein Schiff abſenden, das ſeinen Vater abholen ſollte, damit er ſein Leben im Glücke und in der Gemeinſchaft mit ſeinem Sohne und mit ihm zubringen und beſchließen könne. Allein Haſchem erklärte ihm mit Beſtimmtheit, daß er nie ſein Eidam, nie ſein Nachfolger auf ſeinem Throne werden könne. „Ich kann ein ſolches Glück nicht auf Koſten eines Andern erkaufen!“ ſprach er. „Ein Anderes wäre es, wenn ich die Bedingung des Schickſals nicht kennte. Nun ich aber weiß, daß der Prinz Mundian-Oppu durch mein Glück für die ganze Zeit ſeines Lebens in ſeiner Verwandlung bleiben müßte, daß ich ihm die Möglichkeit raubte, je wieder menſchliche Geſtalt anzunehmen, würde ich höchſt unrecht und grauſam handeln, wenn ich mein Glück nicht freudig opferte.“

Alle Vorſtellungen, alle Einwendungen Radga-Singas waren vergeblich. Auch die Rathgeber des Königes, die beiden Adigars oder Großweſſire und die Diſſauwa's oder Statthalter der Provinzen baten ihn, im Lande zu bleiben, und an den Geſchäften der Regierung ferner Theil zu nehmen. Er blieb aber auf ſeinem Entſchluſſe. Der Prinzeſſin, die ſeinen Edelmuth bewunderte, verſprach er, ſobald er ſeinen Vater geſehen und getröſtet, bei allen Weiſen

und Magiern ſeiner Heimath nach dem Aufenthalte des verwandelten Prinzen Mundian-Oppu zu forſchen, und Allem aufzubieten, ihr denſelben in ſeiner früheren Geſtalt wieder zuzuführen.

Da er ſo auf keine Weiſe zu längerem Verweilen zu bewegen war, beſchenkte ihn der König mit ſehr koſtbaren Gaben, beſonders an mancherlei Edelſteinen, die er in ſeinem Schatze gehäuft hatte, und ließ ihm ein eigenes Schiff ausrüſten und mit allem Nöthigen zu einer langen Reiſe verſehen. Er nahm Abſchied und die Segenswünſche Aller, die ihn kennen gelernt hatten, begleiteten ihn.

---

6. Die Heimkehr zum Vater.

Der Himmel ſchien die Entſchlüſſe des heimkehrenden Sohnes zu ſegnen. Das heiterſte Wetter und die günſtigſten Winde begleiteten ihn auf der Reiſe, und glücklich und ohne Unfall lief das Schiff in den Hafen ein. Er nahm einige Diener an, kaufte ſich etliche Kameele, welche er mit den Geſchenken des Königs von Selandiv belud, und zog ſo durch Balſora längs dem Fluſſe gegen Bagdad hinauf.

An einem ſchönen Abende kam er in der Nähe der Stadt an die Stelle, wo er damals zu den Füßen ſeines Vaters und Saads gelegen, und ihren Lehren gelauſcht hatte. Der Inhalt ihres damaligen Geſpräches ſtieg ihm wieder in ſeinem Gedächtniſſe auf. „Wohl", ſprach er bei ſich, „iſt es wahr, daß auch der Tugendhafte leicht zu einem Fehltritt verleitet werden kann, wenn er nicht wachſam iſt, ſondern in allzugroßem Selbſtvertrauen auf ſich dahin wandelt. So iſt es mir ergangen. Ich dachte, mein Herz werde immer das Rechte wählen und habe unterlaſſen zu prüfen, ob das, was ich that, auch recht ſei. Auf ſolche Weiſe hatte ich die Liebe gegen den Vater ſogar vergeſſen, und hätte beinahe noch größeres Unrecht gethan, indem ich im Rauſche meines Glückes das Glück der Prinzeſſin und ihres erſten Verlobten meiner Eitelkeit geopfert hätte. Aber auch du,

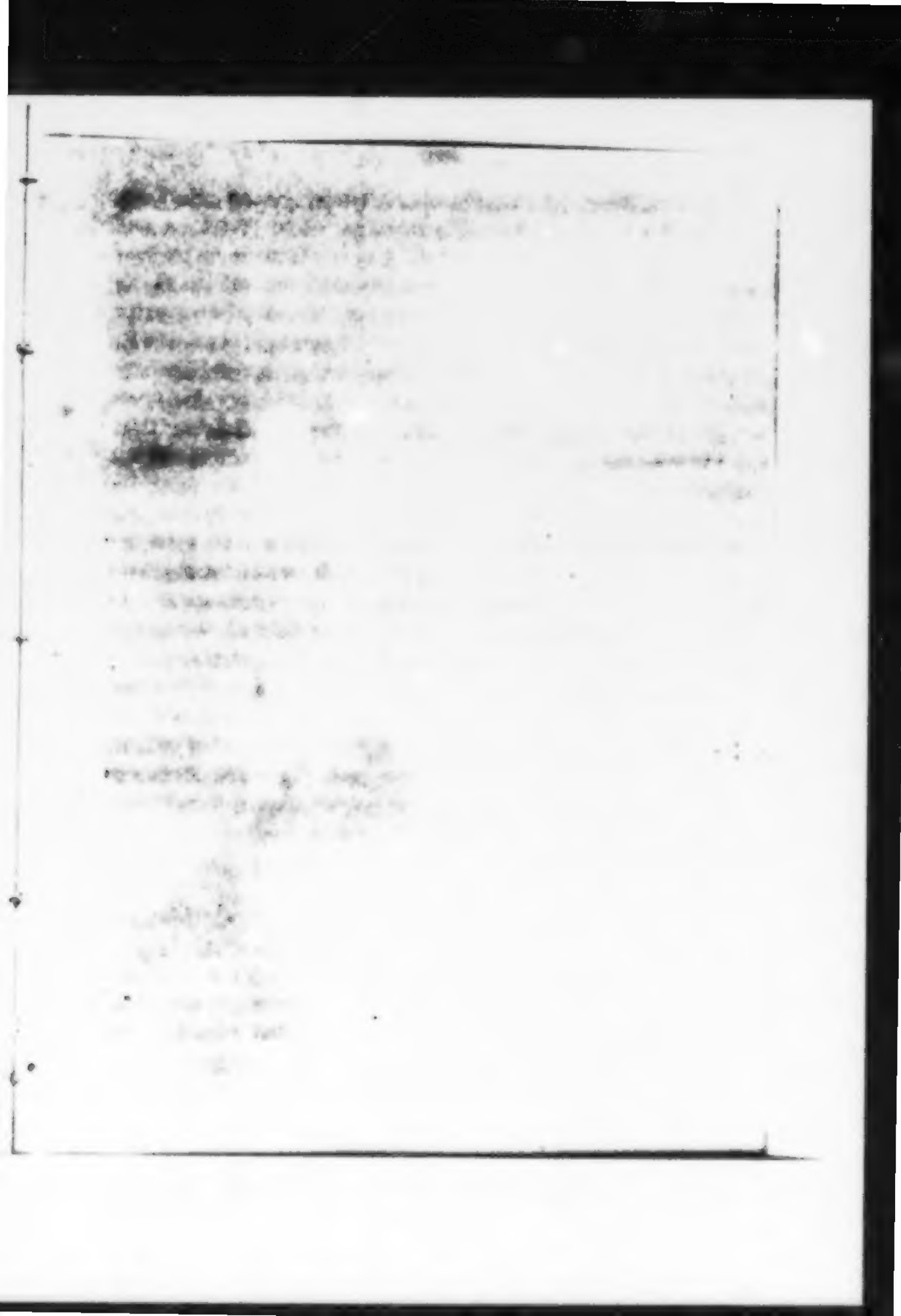
mein theurer Vater, hatteſt Recht, indem du behaupteteſt, ein Herz, das von Jugend auf zur Tugend gewöhnt ſei, werde ſich leicht wieder von kurzer Verirrung auf den rechten Weg zurückfinden. Ich habe die Wahrheit dieſer Worte ja an mir erprobt, und ich danke dir mit Thränen dafür, daß du mich frühe zur Tugend gewöhnt haſt."

Indem er dies ſprach, hob er ſeine Augen auf, und erblickte an der Stelle, wo damals die Palmen geſtanden, eine einfache Hütte. Aus der Thüre derſelben trat ein ehrwürdiger Greis mit den Zügen der tiefſten Leiden. Er ſtand vor der Schwelle ſtille, und ſah den reichgekleideten Jüngling an dieſer einſamen Stelle mit Verwunderung an; der Jüngling betrachtete ihn. Doch plötzlich erkannte er die Züge des Greiſes und warf ſich vor ihm auf die Kniee und ergriff ſeine Hand und beugte ſein Haupt darauf und benetzte ſie mit häufigen Thränen und bedeckte ſie mit Küſſen. „Mein Vater!" rief er, „biſt du es wirklich? So ſehr haſt du gealtert in dem Laufe ſo weniger Jahre? Das iſt meine Schuld! Vater, vergib deinem leichtſinnigen Sohne, der dich im Schooße des Glückes vergeſſen konnte?"

Naïma erhob aber ſeine andere Hand über ihn, und ſegnete ihn und ſprach: „Steh auf, mein Sohn! ſteh auf! Wer Reue fühlt, dem iſt vergeben!" Er erhob ſich und lag in ſeines Vaters Armen. Indem er aber aufſah, kam ein Mann daher mit einer Jungfrau, deren Züge ihm ebenfalls bekannt waren. Es war Saad und ſeine Tochter Zoraïne, Haſchems Jugendgeſpielin.

Nach der erſten Bewillkommung ſetzten ſie ſich, und Haſchem erzählte ihnen Alles, was er ſeit jenem Abende erlebt hatte. Er erzählte wahr, und bekannte mit Aufrichtigkeit, wie er ſeines Vaters vergeſſen und beinahe in größere Fehler verfallen, weil er von ſeinem unverhofften Glücke geblendet, eitel geworden auf äuſſere Größe und Ehre.

Indem ſie ſo ſaßen, bemerkten ſie drei Vögel, die aus weiter Ferne immer näher kamen und einander zu verfolgen ſchienen.



Bald erkannten ſie einen ſchwarzen Vogel, der ängſtlich vorausflog und von einem großen Raubvogel verfolgt ward. Er würde ſeinen Raub leicht erreicht haben, allein er wurde von einem andern noch größern Raubvogel verfolgt, und ſuchte dieſem durch Ausweichen, bald auf die eine und bald auf die andere Seite, zu entgehen. Gleichwohl ließ er nicht von der Verfolgung des ſchwarzen Vogels ab.

Endlich kamen ſie ganz nahe. Der verfolgte ſchwarze Vogel flüchtete auf Haſchems Schoos, der Raubvogel ſtürzte von ſeinem Verfolger erreicht vor ihren Füßen zur Erde, und ward von ſeinem ſtarken gekrümmten Schnabel und ſeinen kräftigen Fängen aller Gegenwehr ungeachtet zerfleiſcht und getödtet. Kaum war er aber unter den letzten Zuckungen verſchieden, ſo verwandelte ſich der Sieger und nahm die Geſtalt eines ehrwürdigen Greiſes an. Er wandte ſich zu Haſchem, der noch ganz erſtaunt war, und ſprach: „Tauche ſchnell den Zeigefinger deiner rechten Hand in das Blut dieſes Schändlichen, und benetze damit den Schnabel des ſchwarzen Vogels.“

Haſchem gehorchte ſchweigend, und kaum hatte er den Schnabel des Vogels mit dem Blute benetzt, ſo verwandelte ſich dieſer, und ein ſchöner Jüngling, in königlichem Gewande, ſtand vor ihnen. „Errätbſt du, wer es iſt?“ fragte der Greis. „Mundian-Oppu?“ fragte Haſchem, und der Greis antwortete: „Er iſt es!“ und da er den Jüngling mit ſtaunend fragender Miene ſtehen ſah, ſprach er: „Du begreifſt nicht, wie und warum das Alles ſo geſchehen mußte. Ich könnte dir den Zuſammenhang wohl erklären. Doch wozu? Den ſchwachen Menſchen geziemt es nicht, alle die geheimen Fäden zu erkennen, an welchen ihre Schickſale geleitet werden. Dir genüge zu wiſſen, daß du dies Alles erleben mußteſt, um geprüft zu werden. Du biſt bewährt befunden, und das Schickſal belohnt dich, indem es dir Zoraïne, die fromme Geſpielin deiner Jugend, zur Gemahlin gibt.

Da wendete ſich Haſchem gegen Zoraïne, und ſah fragend auf

Saad, ihren Vater. Dieſer aber ſprach: „Mit Freuden erfülle ich den Willen des Schickſals! So wird mir ja zugleich der höchſte Wunſch meines Herzens erfüllt.“

„Aber“, fuhr der Greis fort, „wißt, daß der getödtete Raubvogel der Zauberer war, der Prinzeſſin Handa und den Prinzen Mundian-Oppu verwandelt hatte. Auch ſie mußten ihre Prüfung beſtehen. So war es vom Schickſale beſtimmt. Doch weil er nur aus eigenſüchtigen Abſichten die Wege des Schickſals erfüllte und ſeine Rache noch üben wollte, wo ſie nicht verdient war, hat mich der König der Geiſter beſtimmt, ihn mit dem Tode zu beſtrafen.“ Mit dieſen Worten verſchwand er ihren Blicken.

Sie zogen nun in ſeliger Vereinigung nach der Stadt, und Naïma, der ſich die Hütte am Saum des Waldes erbaut hatte, um ſeiner Trauer an dieſer Stelle nachzuhängen, wohnte fortan wieder bei ſeinen Kindern.

Der Prinz Mundian-Oppu fuhr mit demſelben Schiffe, das Haſchem gebracht hatte, nach der Inſel Selandiv. Er wurde mit unbeſchreiblicher Freude dort aufgenommen, und ward bald darauf der Gemahl ſeiner früheren Verlobten.

Haſchems Name lebte aber noch lange in dankbarem Andenken bei ihnen und bei allen Bewohnern der Inſel.

Als der Kalif Harun al Raſchid aber von der Wiederkehr Haſchems Kunde erhielt, ließ er ihn vor ſich rufen. Er mußte ihm ſeine Geſchichte erzählen, und der Kalif fand ſolchen Gefallen an ihm, daß er ihn in ſeinem Palaſte aufnahm und ihm eine anſehnliche Stelle an ſeinem Hofe ertheilte. Aber ſeine Geſchichte ließ er aufzeichnen in die Geſchichtsbücher ſeines Reiches. Als in der Folge Giafar ſeines Alters wegen in Ruhe zu leben wünſchte, erhob der Kalif Haſchem an ſeine Stelle zum Großweſſir, und dieſer wirkte lange zur Zufriedenheit ſeines Gebieters und zum Glücke des Volkes, deſſen Liebling er geworden.